

2/268

Kinder- und Hausmärchen

Gesammelt durch die
Brüder Grimm

Vollständige Ausgabe

Zweiter Band

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

2/288

Kinder- und Hausmärchen

Gesammelt durch die
Brüder Grimm

Vollständige Ausgabe

Zweiter Band

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

8749

B. 3.

11

Druck von Philipp Reclam jun.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
88. Das flugende springende Abwenderchen	7
89. Die Wilsenagb	13
90. Der junge Mese	19
91. Das Erbkindchen	27
92. Der König vom goldenen Berg	32
93. Die Kabe	38
94. Die kluge Bauernochter	44
95. Der alte Hildebrand	47
96. Die drei Wiggelens	51
97. Das Wasser des Lebens	55
98. Doktor Kullwiffend	61
99. Der Geist im Glas	63
100. Des Teufels ruhiger Bruder	68
101. Der Wärenshuter	71
102. Der Ranzkönig und der Vär	76
103. Der fische Brel	79
104. Die klugen Beute	80
105. Märchen von der Nute	84
106. Der arme Müllerbursch und das Mädchen	85
107. Die beiden Wanderer	89
108. Hans mein Igel	100
109. Das Totenhündchen	103
110. Der Jude im Dorn	106
111. Der gelernts Jäger	111
112. Der Dreschsegl vom Himmel	117
113. Die beiden Künigeskinner	118
114. Vom klugen Schneiderseln	126

115. Die klare Sonne bringt's an den Tag
116. Das blaue Licht
117. Das eigensinnige Klud
118. Die drei Felschärer
119. Die sieben Schwaben
120. Die drei Handverköbnerschen
121. Der Abtsohn, der sich vor nichts fi
122. Der Krautseel
123. Die Alte im Wald
124. Die drei Weiber
125. Der Teufel und seine Großmutter
126. Ferenand getrü und Ferenand ungetrü
127. Der Eisenofen
128. Die faule Spinnerin
129. Die vier kunstreichen Weiber
130. Schlingeln, Zwickeln und Drißknig
131. Die schöne Katrinette und Wiß Was Wo
132. Der Fuchs und das Pferd
133. Die zerlangten Schuhe
134. Die sechs Diener
135. Die weiße und die schwarze Braut
136. Der Elfenhand
137. Die drei schwatten Prinzessinnen
138. Knopf in sine drei Silbne
139. Das Mälen von Weisel
140. Das Hausgefinde
141. Das Bänneken und Fischchen
142. Stinellberg
143. Up Reisen gohn
144. Das Gfelen
145. Der unbändige Sohn
146. Die Stibe
147. Das junggeglühte Männlein
148. Des Herrn und des Teufels Keller
149. Der Hühnenbalken
150. Die alte Bettelfrau
151. Die drei Faulen
- 151.* Die zwölf faulen Anechte
152. Das Hirtensibeln
153. Die Sternthalen
154. Der gestohlene Keller
155. Die Brantschan

	Seite
150. Die Schildkröte	243
157. Der Sperling und seine vier Kinder	243
158. Das Märchen vom Schauraffenland	246
159. Das Dietmarische Nymphenmärchen	247
160. Rätselmärchen	248
161. Schneeweißchen und Rosenrot	248
162. Der kluge Knecht	255
163. Der gläserne Sarg	256
164. Der faule Hengst	256
166. Der Vogel Greif	
166. Der starke Hans	
167. Das Wirtel im Himmel	270
168. Die hageren Kiese	270
169. Das Waldhaus	281
170. Lieb und Leid theilt	280
171. Der Baumkätz	287
172. Die Scholle	290
173. Mohrbommel und Wiebepopf	291
174. Die Gule	292
175. Der Mond	291
176. Die Lebenszeit	290
177. Die Boten des Todes	298
178. Meister Wriem	300
179. Die Gänsehirtin am Brunnen	303
180. Die ungleichen Kinder Ewas	314
181. Die Nixe im Teich	310
182. Die Geschenke des kleinen Volkes	323
183. Der Kiese und der Schnelber	321
184. Der Nagel	327
185. Der arme Kunge im Grab	327
186. Die wahre Braut	331
187. Der Hase und der Igel	338
188. Spinabel, Weberschiffchen und Nadel	342
189. Der Bauer und der Teufel	346
190. Die Brosamen auf dem Tisch	340
191. Das Meerhäschen	340
192. Der Meisterbleß	360
193. Der Trommler	358
194. Die Kornähre	364
195. Der Grabhügel	364
196. Du Mitrant	372
197. Die Krysallkugel	373

	Seite
198. Jungfrau Malera	377
199. Der Stiefel vom Wilsfelleber	381
200. Der goldene Schlüssel	387

Hinterlegenden.

1. Der heilige Joseph im Walsbe.	388
2. Die zwölf Apostel.	391
3. Die Rose.	392
4. Armut und Demuth führen zum Himmel	393
5. Gottes Speise	394
6. Die drei grünen Zweige	395
7. Mittergottesgläschen	397
8. Das alte Mittergessen	398
9. Die himmlische Hochzeit	399
10. Die Hasenrute	400

Der flugende springende Löweneckerchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Kiste vor, und beim Abschied fragte er seine drei Töchter was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite wollte Diamanten, die dritte aber sprach „lieber Vater, ich wünsche mir ein flugendes springendes Löweneckerchen (Perche).“ Der Vater sagte „ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben,“ kistete alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, so hatte er Perlen und Diamanten für die zwei Ältesten gekauft, aber das flugende springende Löweneckerchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das that ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn der Weg durch einen Wald, und mitten darin war ein prächtiges Schloß, und nah am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber sah er ein Löweneckerchen sitzen und springen. „Hi, du kommst mir gerade recht,“ sagte er ganz vergnügt und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Tierchen fangen. Wie er aber zu dem Baum trat, sprang ein Löwe darnunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte. „Wer mir mein flugendes springendes Löweneckerchen stehlen will,“ rief er, „den fresse ich auf.“ Da sagte der Mann „ich habe nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört: ich will mein Murrecht wieder gut machen, und mich mit schwerem Golde loskaufen, laß mir nur das Leben.“ Der Löwe sprach „dich kann nichts retten, als wenn du mir zu eigen versprichst, was dir daheln zuerst begegnet; willst du das über thun, so schenke ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter

obendrein.“ Der Mann aber weigerte sich und sprach „das könnte meine jüngste Tochter sein, die hat mich am liebsten und läuft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme.“ Dem Diener aber war angst und er sagte „muß Euch denn gerade Eure Tochter begegnen, es könnte ja auch eine Rabe oder ein Hund sein.“ Da ließ sich der Mann überreden, nahm das singende springende Löwenekindchen und versprach dem Löwen zu eigen was ihm dahelzu zuerst begegnen würde.

Wie er dahelzu ankam und in sein Haus eintrat, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders als seine jüngste, liebste Tochter: die kam gelaufen, kiffte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes springendes Löwenekindchen mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte „mein liebstes Kind, den kleinen Vogel habe ich teuer gekauft, ich habe dich dafür einem wilden Löwen versprochen müssen, und wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen,“ und erzählte ihr da alles, wie es zugegangen war, und bat sie nicht hinzugehen, es möchte auch kommen was da wollte. Sie tröstete ihn aber und sprach „liebster Vater, was Ihr versprochen habt muß auch gehalten werden; ich will hingehen und will den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch komme.“ Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn, und war bei Tag ein Löwe, und mit ihm wurden alle seine Leute Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche menschliche Gestalt. Bei ihrer Ankunft ward sie freundlich empfangen und in das Schloß geführt. Als die Nacht kam, war er ein schöner Mann und die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Sie lebten vergnügt miteinander, wachten in der Nacht und schliefen am Tag. Zu einer Zeit kam er und sagte „morgen ist ein Fest in meines Vaters Haus, weil meine älteste Schwester sich verheiratet, und wenn du Lust hast hinzugehen, so sollen dich meine Löwen hinführen.“ Da sagte sie ja, sie möchte gern

Ihren Vater wiedersehen, suchte ihn und ward von den Löwen begleitet. Da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt sie wäre von dem Löwen zerrissen worden und schon lange nicht mehr am Leben. Sie erzählte aber was sie für einen schönen Mann hätte und wie gut es ihr gluge, und blieb bei ihnen so lang die Hochzeit dauerte, dann suchte sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heiratete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen „diesmal will ich nicht allein sein, du mußt mitgehen.“ Der Löwe aber sagte das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort der Strahl eines brennenden Lichts ihn berührte, so würde er in eine Taube verwandelt, und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. „Ach,“ sagte sie, „geh nur mit mir: ich will dich schon hüten und vor allem Licht bewahren.“ Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie ließ dort einen Saal mauern, so stark und dick, daß kein Strahl durchdringen konnte, darin sollte er sitzen, wann die Hochzeitslichter angezündet würden. Die Thüre aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und belam einen kleinen Riß, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein haarbretter Strahl auf den Königssohn, und wie dieser Strahl ihn berührte hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hinkam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber es saß da eine weiße Taube. Die Taube sprach zu ihr „sieben Jahr muß ich in die Welt forstfliegen: alle sieben Schritte aber will ich einen roten Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du der Spur folgst, kannst du mich erlösen.“

Da flog die Taube zur Thüre hinaus, und sie folgte ihr nach, und alle sieben Schritte fiel ein rotes Blutstropfen und eine weiße Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weiße Welt hinein, und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre

herum: da freute sie sich und meinte sie wären bald erlöst, und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rotes Blutströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, so war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte „Menschen können dir da nicht helfen,“ so flog sie zur Sonne hinauf und sagte zur ihr „du scheinst in alle Mizen und über alle Spitzen, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte die Sonne, „ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Kästchen, das mach auf, wenn du in großer Not bist.“ Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war, und der Mond schien, da fragte sie ihn „du scheinst ja die ganze Nacht und durch alle Felder und Wälder, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte der Mond, „ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Not bist.“ Da dankte sie dem Mond, und ging weiter, bis der Nachtwind herankam und sie anblies: da sprach sie zu ihm „du wehst ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein,“ sagte der Nachtwind, „ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen.“ Der Ostwind und der Westwind kamen und hatten nichts gesehen, der Südwind aber sprach „die weiße Taube habe ich gesehen, sie ist zum roten Meer geflogen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königstochter.“ Da sagte der Nachtwind zu ihr „ich will dir Rat geben, geh zum roten Meer, am rechten Ufer da stehen große Bänke, die zähle, und die erste schnell dir ab, und schlag den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen, und beide bekommen auch ihren menschlichen Leib wieder. Hernach schau dich um, und du wirst den Vogel Greif sehen, der am roten Meer sitzt, schwing dich mit deinem Liebsten auf seinen Rücken: der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen. Da hast du auch eine Ruß,

wenn du mitten über dem Meere bist, laß sie herabfallen, alsbald wird sie aufgehen, und ein großer Nußbaum wird aus dem Wasser hervor wachsen, auf dem sich der Greif ausruht: und könnte er nicht ruhen, so wäre er nicht stark genug euch hinüber zu tragen: und wenn du vergißt die Nuß herab zu werfen, so läßt er euch ins Meer fallen.“

Da glug sie hin und fand alles wie der Nachtwind gesagt hatte. Sie zählte die Ruten am Meer und schritt die erste ab, damit schlug sie den Lindwurm, und der Löwe bezwang ihn: alsbald hatten beide ihren menschlichen Zell wieder. Aber wie die Königstochter, die vorher ein Lindwurm gewesen war, vom Zauber frei war, nahm sie den Flingling in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif, und führte ihn mit sich fort. Da stand die arme Weltgewanderte, und war wieder verlassen, und setzte sich nieder und wehete. Endlich aber ermunterte sie sich und sprach „ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lange als der Fahu kräht, bis ich ihn finde.“ Und glug fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten: da hörte sie daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit miteinander machen wollten. Sie sprach aber „Gott hilft mir noch,“ und öffnete das Kästchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und zog es an und glug hinauf in das Schloß, und alle Pente und die Braut selber, sahen sie mit Verwunderung an; und das Kleid gefiel der Braut so gut, daß sie dachte es könnte ihr Hochzeitskleid geben, und fragte ob es nicht feil wäre? „Nicht ihr Geld und Gut,“ antwortete sie, „aber ihr Fleisch und Blut.“ Die Braut fragte was sie damit meinte. Da sagte sie „laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut wollte nicht, und wollte doch gerne das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Königssohn einen Schlastrunk geben. Als es nun Nacht war und der Flingling schon schlief, ward sie in die Kammer geführt. Da setzte sie sich ans Bett und

sagte „Ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonn und Mond und bei den vier Winden gewesen, und habe na dir gefragt, und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, wil du mich denn ganz vergessen?“ Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm nur vorkam, als rauschte der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt und mußte das goldene Klee hingeben. Und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich dahin und weinte. Und wie sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, da ihr der Mond gegeben hatte: sie schlug es auf, da kam ein Stück heraus mit zwölf Kleelein ganz von Gold, die Klee herum und piepten und frohen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, rief sie auf der Wiese vor sich her, so lang bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gefielen ihr die kleinen Kleelein so gut, daß sie gleich herab kam und fragte: ob sie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Wint; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut sagte „ja“ und wollte sie bettügen wie am vorigen Abend. Als aber der Königssohn zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sei. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht sollte er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn „gleich den Traut neben das Bett aus.“ Zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfing zu erzählen wie es ihr traurig ergangen wäre, da erkannte er gleich an der Stimme seine liebe Braut, sprang auf und rief „Jetzt bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hatte mich bezauvert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat noch zu rechter Stunde die Verhörung von mir genommen.“ Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus

dem Schloß, denn sie fürchteten sich vor dem Vater der Königs-
tochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel
Grelf, der trug sie über das rote Meer, und als sie in der
Mitte waren, ließ sie die Fuß fallen. Alsobald wuchs ein
großer Fußbann, darauf ruhte sich der Vogel, und dann führte
er sie nach Haus, wo sie ihr Kind fanden, das war groß und
schön geworden, und sie lebten von nun an vergnügt bis an
ihr Ende.

80.

Die Wänsenmagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl
schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter.
Wie die erwuchs, wurde sie weit über Geld an einen Königs-
sohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt
werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreißen
mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Ge-
schmelde ein, Gold und Silber, Becher und Melnobe, kurz
alles, was nur zu einem königlichen Brautshaw gehörte,
denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr
eine Kammerjungfer bei, welche mitreisten und die Braut in
die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede be-
kam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königs-
tochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschieds-
stunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlaf-
kammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre
Finger, daß sie bluteten: darauf hielt sie ein weißes Papp-
chen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie
der Tochter und sprach „liebes Kind, verwahre sie wohl, sie
werden dir unterwegs not thun.“

Also nahmen sie beide voneinander betäubten Abschied:
das Pappchen steckte die Königs-
tochter in ihren Busen vor
sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräu-
tigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie
heißes Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer „steig ab,

und schöpfe mir mit meinem Becher, den du mir mich genommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken." — „Wenn Ihr Durst habt," sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch aus Wasser n trinkt, ich mag Eure Mägd nicht sein." Da stieg die Königtöchter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank, und durstete nicht aus dem goldenen Bech trinken. Da sprach sie „Ach Gott!" da antworteten die Blutstropfen „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz i Leibe thät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war d miltig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferde. So ritt sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, d Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nu an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer „steig ab und gieb mir aus meinem Waldbech zu trinken," denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmüthiger, „wollt M trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Mägd sein. Da stieg die Königtöchter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach „ach Gott! und die Blutstropfen antworteten wiederum „wenn das dein Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen. Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr da Käppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Sattel und floss mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihre großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber z gesehen und freute sich daß sie Gewalt über die Phant be künne: denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder an ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau „auf Falada gehst du, und auf meinen Mantel ge hörst du;" und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschauern daß

sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Ross, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der königliche Sohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und melote sie wäre seine Gemahlin: sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster, und sah sie im Hof halten und sah wie sie sein war, zart und gar schön: ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte „da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen.“ Der Junge hieß Klirdechen (Konradchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König „liebster Gemahl, ich bitte Euch thut mir einen Gefallen.“ Er antwortete „daß will ich gerne thun.“ Nun so laßt den Schlunder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat.“ Eigentlich aber fürchtete sie daß das Pferd sprechen möchte wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schlunder heimlich ein Stück Geld, daß sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes finsternes Thor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, „unter

das finstere Thor möchte er dem Galada seinen Kopf hin-
nageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte.“
Also versprach das der Schludersknecht zu thun, hieb den Kopf
ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, da sie und Alrdchen unterm Thor
hinaus trieben, sprach sie ihm vorbeigehend

„O du Galada, der du hängest,“

da antwortete der Kopf

„O du Jungfer Alrdchen, du du gangesst,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Ihr Herz thät ihr gesprungen.“

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die
Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angelan-
gen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die
waren ettel Gold, und Alrdchen sah sie und freute sich, wie
sie glänzten, und wollte ihr ein paar anransen. Da sprach sie

„Ach, weh, Alrdchen,
Nimm Alrdchen sein Hütchen,
Und laß'n sich mit jagen,
Als ich mich geschocken und geschnagt,
Und wieder aufgesagt.“

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Alrdchen sein
Hütchen weg wehte über alle Land, und es mußte ihm nach-
laufen. Als es wieder kam war sie mit dem Kämmen und
Kusfchen fertig, und er konnte keine Haare legen. Da war
Alrdchen böß und sprach nicht mit ihr; und so hielten sie
die Gänse bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor
hinaus trieben, sprach die Jungfrau

„O du Galada, du du hängest,“

Galada antwortete

„O du Jungfer Alrdchen, du du gangesst,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Das Herz thät ihr gesprungen.“

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen und Alrdchen lies und wollte danach greifen, da sprach sie schnell

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Alrdchen sein Hütchen,
Und lass'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschuagt,
Und wieder aufgesetzt.“

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Alrdchen nachlaufen mußte; und als es wieder kam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte nichts davon erwischen; und so bliteten sie die Wäuse bis es Abend ward.

Abends aber, nachdem sie heim gekommen waren, ging Alrdchen vor den alten König und sagte „mit dem Mädchen will ich nicht länger Wäuse hüten.“ — „Warum denn?“ fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag.“ Da befahl ihm der alte König zu erzählen wie's ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Alrdchen, „morgens, wenn wir unter dem finstern Thor mit der Herde durchkommen, so ist da ein Waukskopf an der Wand, zu dem redet sie

„Kalaba, ba bu hangeß,“

da antwortet der Kopf

„O du Königsknaser, ba bu gangeß,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Das Herz läßt ihr zerspringen.“

Und so erzählte Alrdchen weiter was auf der Wäuserwiese geschähe, und wie es da dem Hute im Winde nachlaufen mußte.

Der alte König befahl ihm den nächsten Tag wieder hinaus zu treiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich hinter das finstere Thor und hörte da wie sie mit dem Haupt des Kalaba sprach: und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen wie die Wäusermagd

und der Gänsejunge die Herde getrieben brachte, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder

„Weh, weh, Mädchen,
 daß Alldirgen sein Mäthen,
 Und lassen sich mit jagen,
 Bis daß ich mich gestochen und geschnagt,
 Und wieder aufgesetzt.“

Da kam ein Blutsos und fuhr mit Alldirgens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kammte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf gieng er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie beiseite, und fragte warum sie dem allem so thäte? „Das darf ich Euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mehr Leid klagen, denn so hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre.“ Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er „wenn du mir nichts sagen willst, so klag dem Eisenofen da dein Leid,“ und gieng fort. Da kroch sie in den Eisenofen, sing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach „da sitze ich nun von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste thun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib thät ihr zerspringen.“ Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte was sie sprach. Da kam er wieder herein und ließ sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angethan, und es schien ein Wunder wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm daß er die falsche Brant hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stünde hier, als

die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzlich froh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, und gutes Muth waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte „welches Urtheils ist diese würdig?“ Da sprach die falsche Braut „die ist nichts besseres wert, als daß sie splitternaht ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist: und zwei welche Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Wasse auf Wasse ab zu Tode schleifen.“ — „Das bist du,“ sprach der alte König, „und hast dein eigen Urtheil gefunden, und danach soll dir wiederfahren.“ Und als das Urtheil vollzogen war, vernünftete sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

90.

Der junge Klese.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haar breit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagt der Kleine „Vater, ich will mit hinaus.“ — Du willst mit hinaus?“ sprach der Vater, „bleib du hier, dort bist du zu nichts nuz: du könntest mir auch verloren gehen.“ Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, steckte ihn der Vater in die Tasche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Klese daher. „Stehst

du dort den großen Bubenmann?" sagte der Vater, und den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, „der kommt holt dich.“ Der Miese aber hatte mit seinen langen Wärrn ein paar Schritte gethan, so war er bei der Thür. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutsam die Höhe, betrachtete ihn und glug ohne ein Wort zu sprechen mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen und dachte nicht anders als Kind für verloren, als daß er's sein Lebtag nicht wieder Augen sehen würde.

Der Miese aber trug es heim und steck es an seiner Brust, und der Däumling wuchs und ward groß und nach Art der Miesen. Nach Verlauf von zwei Jahren der Miese mit ihm in den Wald, wollte ihn versuchen sprach „zieh dir eine Gerte heraus.“ Da war der Knabe so stark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln der Erde riß. Der Miese aber meinte „das muß besser sein,“ nahm ihn wieder mit, und säugte ihn noch zwei Jahre. Als er ihn versuchte, hatte seine Kraft schon so zugenommen, daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. Das war dem Miesen noch immer nicht genug, er säugte ihn noch zwei Jahre, und als er dann mit ihm in den Wald glug, und sprach „nuß ich einmal eine ordentliche Gerte ziehen, so riß der Junge den blaffen Eschenbaum aus der Erde, er brachte, und war ihm nur ein Spaß. „Nuß ist's genug,“ sprach der Miese, „du hast angelernt,“ und führte ihn zu dem Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater stand hinter dem Pflug, der junge Miese glug auf ihn zu und sprach „siehst du wohl, Vater, was dein Sohn für ein Mann geworden ist.“ Der Bauer erschreckt, und sagte „nein, du bist ein Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir.“ — „Neh doch ich dein Sohn, laß Er mich an die Arbeit, ich will pflügen so gut als Er und noch besser.“ — „Nein, nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh von mir.“ Weil er sich aber vor dem großen Mann für

tete, ließ er den Pflug los, trat zurück und setzte sich zur Seite aus Land. Da nahm der Junge das Geschirre und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde glug. Der Vater konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das giebt schlechte Arbeit.“ Der Junge aber spannte die Pferde aus, zog selber den Pfl., und sagte „geh Er nur nach Haus, Vater, und laß Er die Mutter eine große Schüssel voll Essen kochen; ich will dervoll den Acker schon umreissen.“ Da glug der Vater heim und bestellte das Essen bei seiner Frau: der Junge aber pflügte das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, glug er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern, und hielten und vorn eine Egge darauf, und hielten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles, als wär es ein Bünd Stroh, nach seiner Eltern Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte „wer ist der entseßliche, große Mann?“ Der Vater sagte „das ist unser Sohn.“ Sie sprach „nein, unser Sohn ist das unimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding.“ Sie rief ihm zu „geh fort, wir wollen dich nicht.“ Der Junge schweig still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu, alles wie sich's gehörte. Als er fertig war, glug er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte „Mutter, nun hätte ich Lust zu essen, ist's bald fertig?“ Da sagte sie „ja“ und brachte zwei große große Schüsseln voll herbei, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Der Junge aber aß sie allein auf und fragte ob sie nicht mehr vorsetzen könnte? „Nein,“ sagte sie, „das ist alles, was wir haben.“ — „Das war ja nur zum Schmücken, ich muß mehr haben.“ Sie getraute nicht ihm zu widersprechen, glug hin und setzte einen großen Schweinekeßel voll über's Feuer, und wie es gar war, trug sie es herbei. „Endlich kommen noch ein paar Brocken,“

sagte er und aß alles hinein; es war aber doch nicht genug seinen Hunger zu stillen. Da sprach er „Vater, ich sehe wol bei Ihm werd ich nicht satt, will Er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, und den ich vor meinen Rulern zerbrechen kann, so will ich fort in die Welt gehen.“ Der Vater war froh, spannte seine zwei Pferde vor den Wagen und holte bei dem Schmied einen Stab so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fortzuschaffen konnten. Der Junge nahm ihn vor die Knie und rief! brach er ihn wie eine Rohrstange in der Mitte entzwei und warf ihn weg. Der Vater spannte vier Pferde vor und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die vier Pferde fortzuschaffen konnten. Der Sohn klickte auch diesen vor dem Rul entzwei, warf ihn weg und sprach „Vater, der kann mir nicht helfen, Er muß bei mir vorspannen und einen stärkeren Stab holen.“ Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick, als ihn die acht Pferde herbeifahren konnten. Wie der Sohn in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon und sagte „Vater, ich sehe Er kann mir keinen Stab anschaffen wie ich ihn brauche, ich will nicht länger bei Ihm bleiben.“

Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Weizmann, gönnte keinem Menschen etwas und wol alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und fragte ob er keinen Gesellen brauchte. „Ja,“ sagte der Schmied, „sich an und dachte „das ist ein tüchtiger Kerl, der wird mich vorschlagen und sein Brot verdienen.“ Er fragte „wie viel willst du Lohn haben?“ — „Gar keinen will ich haben,“ antwortete er, „nur alle vierzehn Tage, wenn die andern Gesellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich die zwei Streiche geben die mußst du ausschalten.“ Das war der Weizmann von Herz zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Geselle zuerst vorschlagen, wie ab der Meister den glühenden Stab brachte und jener den ersten Schlag that, so slog das Eisen voneinander und der Amba

fiel in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder heraus bringen konnten. Da ward der Geizmann böse und sagte „et was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den elnen Zuschlag haben?“ Da sprach er „ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausfiel. Darauf suchte er sich den dicken Eisenstab aus, der in der Schürlede war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging weiter.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Kintmann ob er keinen Großknecht nötig hätte. „Ja,“ sagte der Kintmann, „ich kann einen brauchen: du siehst aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermag, wie viel willst du Jahreslohn haben?“ Er antwortete wiederum er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die mußte er aushalten. Das war der Kintmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren, und die andern Knechte waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an „sieh auf, es ist Zeit, wir wollen ins Holz, und du mußt mit.“ — „Ach,“ sagte er ganz grob und trotzig, „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Da gingen die andern zum Kintmann und erzählten ihm der Großknecht läge noch im Bett und wolle nicht mit ins Holz fahren. Der Kintmann sagte sie sollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle miteinander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da fiel er endlich als den Federn, holte sich aber erst zwei Schefel voll Erbsen vom Boden, kochte sich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten, und er ging

hinter den Wagen, nahm Bäume und Fleißig und machte eine große Facke (Fierhack), so daß kein Pferd durchkonnte. Wie er nun vors Holz kam, fuhren die andern mit ihren beladenen Wagen herans und wollten hinein sprach er zu ihnen „fahet nur hin, ich komme doch eher ihr nach Haus.“ Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß zwei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf sie auf Wagen und drehte um. Als er vor der Facke anlangte, den die andern noch da und konnten nicht durch. „Seht wohl,“ sprach er, „wärt ihr bel unter geblieben, so wäret eben so schnell nach Haus gekommen und hättet noch Stunde schlafen können.“ Er wollte nun anfahren, aber Pferde konnten sich nicht durcharbelten, da spannte er sie legte sie oben auf den Wagen, nahm selber die Deichsel in Hand, und hieß zog er alles durch, und das ging so leicht als hätte er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach zu den andern „seht ihr wohl, ich bin schneller hindurch ihr,“ fuhr weiter, und die andern mußten stehen bleiben. dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte dem Amtmann und sagte „ist das nicht ein schönes Bild?“ Da sprach der Amtmann zu seiner Frau „der Mann ist gut; wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder als die andern.“

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr: wie das her war, und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach es wäre Zeit, er wollte sich auch seinen Lohn nehmen. Der Amtmann ward aber angst vor den Streichen, die er bekommen sollte, und bat ihn lustig er möchte sie ihm schenken, er wollte er selbst Großknecht werden, und er sollte Amtmann sein. „Nein,“ sprach er, „ich will kein Amtmann werden, bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber ausstellen Bedingungen ist.“ Der Amtmann wollte ihm geben, was er verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu al „nein.“ Da wußte sich der Amtmann nicht zu helfen und ihm nun vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinn

Der Großknecht sprach die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besannen sich lange, endlich sagten sie vor dem Großknecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schlage einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn helfen in den Brunnen steigen und ihn rettingen, wenn er unten wäre, wollten sie einen von den Mückensteinen, die da lägen, herbei rollen und ihm auf den Kopf werfen, dann würde er nicht wieder an des Tages Licht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großknecht war bereit in den Brunnen hinabzusteigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den größten Mückstein hinab, und meinten der Kopf wäre ihm eingeschlagen, aber er rief „lagt die Hühner vom Brunnen weg, die krähen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann.“ Da rief der Amtmann „husch! husch!“ und that als schenkte er die Hühner weg. Als der Großknecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er heraus und sagte „seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband nun,“ da war es der Mückenstein, den er um den Hals trug. Der Großknecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat er sollte den Großknecht in die verwunschene Mühle schicken um dort in der Nacht Korn zu mahlen: von da wäre noch kein Mensch morgens lebendig herausgekommen. Der Aufschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großknecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Mäster Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten's nötig. Da ging der Großknecht auf den Boden und that zwei Mäster in seine rechte Tasche, zwei in die Linke, vier nahm er in einem Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust, und ging also beladen nach der verwunschenen Mühle. Der Müller sagte ihm bei Tag könnte er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen wäre, den hätte man

am Morgen tot darin gefunden. Er sprach „ich will schon durchkommen, macht Euch mir fort und legt Euch aufs Ohr.“ Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf. Gegen elf Uhr ging er in die Müllersstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weischen da gegessen hatte, that sich auf einmal die Thüre auf und kam eine große große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten, und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da, der's austrug. Und danach rührten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hantlerien mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, so setzte er sich auch an die Tafel, aß mit und ließ sich's gut schmecken. Als er satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgepugt, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so klegte er so etwas wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Da sprach er „wenn noch einmal so etwas kommt, so theil ich auch wieder aus.“ Und wie er zum zweitenmal eine Ohrfeige klegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts umsonst, sondern gab reichlich zurück und schlug nicht faul um sich herum: bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollte er nach ihm sehen und verwunderte sich daß er noch lebte. Da sprach er „ich habe mich satt gegessen, habe Ohrfeigen geklegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgegetheilt.“ Der Müller freute sich und sagte nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Weis auf den Rücken, ging nach Haus und sagte dem Kintmann er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedingenen Lohn haben. Wie der Kintmann das hörte, da ward ihm erst recht angst: er wußte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die Schweißtropfen flossen ihm von der Stirne

herunter. Da machte er das Fenster auf nach frischer Lust, ehe er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Lust hinausslog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns „kommt er nicht wieder, so willst Ihr den anderen Streich hinhinnehmen.“ Sie rief „nein, nein, ich kann's nicht anhalten,“ und machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweßtropfen die Stirne herunterliefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinaus-slog, und da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief „komm doch zu mir,“ sie aber rief „komm du zu mir, ich kann nicht zu dir.“ Und sie schwebten da in der Lust, und konnte keins zum andern kommen, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Miese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter.

91.

Das Erbmännchen.

Et was mal en rijk Alknig west, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Schloßgoren spazeren gaen, in de skilug, dat was so en Lebhauver von allerhand waderen Wömen west: in elken, den hadde he so selv had, dat he denjenigen, de himme en Appel derwon pflückede, hunderd Kaster nimmer de Gere vervullschede. As et nu Herbst war, da worden de Appel an den elken Banne so raut ase Mand. De drei Döchter giengen alle Dage nimmer den Baum in selken to ov ulg de Wind 'n Appel herinner schlagen hädde, averst se saunen te Levedage Nenen, in de Baum de salt so vull, dat he breken will, in de Telgen (Zweige) hingen bis up de Gere. Da gefustede den jüngsten Alknigskinne gewasdig in et segde to sinen Elstern „use Telle (Vater), de hett us viel to selv, ase dat he us verwilnschen deise: ik glöve dat he dat nur wegen de skinden Ende daseu hat.“ Un indes pflücked dat Kind en ganz dicken Appel af und sprunk fur sinen Elstern in segde „a, in schmecket mal, mine lewen Elsternes, in heu

Ik doch min Levedage so wat schoner no nlg schmecket." Da beeten de beiden annern Altnitgsdöchter auch mal in den Appel, un da versinken se alle drei deß inner de Eere, dat sien Haan mer danach krähete.

As et da Middag is, da will se de Altnig do Diste roopen, do sind so nirgends to finden: he siet se so viel in Schlott un in Goren, averst he kun se nlg finden. Da werd he so bedröwet un tet dat ganze Land upbelen (ausbleten), un wer siene siene Döchter wler brechte, de sull ene davon tor Krnen heven. Da gahet so viese junge Ende unwer Feld un sötet, dat is ganz ut der Wiese (liber alle Wägen), denn jeder hadde de drei Altnier geren had, woll se wören gegen jedermann so freundschaftig un so schön von Angesichte west. Un et togen auch drei Jägerburschen ut, un ase da wol en acht Tage riesel hadden, da kummet se up en grot Schlott, da woren so hilfsche Stoben inne west, un in elken Zimner is en Tisch decket, darup wören so söte Spisen, de sied noch so warme dat se dampet, averst in den ganzen Schlott is kein Wind to hören noch to sehen. Do wartet se noch en halven Dag, un de Spisen bleivet immer warme un dampet, bis up et lest, da weret se so hungerig, dat se sit derble settet un ettet, un machet mit en inner ut, se willen up den Schlotte wohnen bleiven, un willen darinne loosen, dat eine in Huse blev un de beiden annern de Döchter söteten; dat doet se auch, un dat Los dreppet den blesten. Den annern Dag da gaet de twei jingesten söten, un de bleste mot to Huse bleiven. Am Middage kummet der so en klein klein Männchen un höst un 'n Stillesten Braud ane, da nimmet he von dem Braude, wat he da finden hadde, un schult en Stille rund umme den Braud weg un will siene dat gleiven, indes dat he et siene reiket, lett et dat kleine Männchen fallen un segd he sulle dos so gut sin und gleiven sin dat Stille wler. Da will he dat auch doen un bucket sit, mit des nimmet dat Männchen en Stod un päckt siene ble den Haaren un ghut siene vilete Schläge. Den annern Dag, da is de tweide to Huse bleiven,

den gelt et nichts better. Ase de beiden annern da den Alven
 nah Hns Almmet, da segt de Älste „no, wie hätt et die dan
 gaen?“ — „O, et gelt mie ganz schlechte.“ Da klaget se
 einanner ere Maud, averst den jüngsten hadden se nichts dr.
 bonne sagd, den hadden se gar nlg klen (leiden) mocht un
 hadden kune jummer den dünnen Hans helten, weil he nlg
 recht van de Wels was. Den dritten Dag, da blivt de jüngste
 to Hns, da Almmet dat kleine Männken wter un höst un
 en Sticksen Brand an; da he kune dat giewen hätt, let he
 et wter fallen un segt he nllgte doch so gut sien un reiden
 kune dat Sticksen wter. Da segd he to den kleinen Männken
 „wat! kannst du dat Sticks nlg suhwens wter up nllmmen,
 wenn du die de Wöhe nlg mal un blue dägliche Warmge
 giewen wust, so bist du auch nlg wert, dat du et etest.“ Da
 word dat Männken so bös un segde he müßt et doen: he averst
 nlg suhl, nam mln lewe Männken un drosch et buet dör
 (stichig durch). Da schriege dat Männken so viel un rep
 „hör up, hör up, un lat mie geweren, dann will ik die auch
 seggen wo de Alulgsdöchter sied.“ Wie he dat hörde, häll hel
 up to slaen, un dat Männken vertesde he wör en Erdmännken,
 un sulke wären mehr ase duzend, he mögte man mit kune
 gaen, dann wulle he kune wiesen wo de Alulgsdöchter weren.
 Da wist he kune en beipen Born, da is averst klen Water
 kune west. Da segt dat Männken he wuste wohl dat et sine
 Gefellen nlg ehelich mit kune meinten, wenn he de Alulgs-
 kinner erlösen wulle, dann müste he et alleine doen. De bel-
 den annern Broer wullen wohl auch geren de Alulgsdöchter
 wter heven, averst se wullen der kene Wöhe un Gefahr unne
 doen, he müste so en granten Korb nllmmen, un müste sik mit
 sinen Grlschfänger un en Schelle darinne setten un sik herunter
 wunnen laten: unnen da wören drei Zimmer, in jeden sette
 ein Alulgskind un hädde en Drachen mit vilen Köppen to
 lusen, den müste he de Köppe affschlagen. Ase dat Erdmännken
 un dat alle sagd hadde, verschwand et. Ase't Alwend is, da
 Almmet de beiden annern un fraget wie et sin gaen hädde, da

833.

N. 18. 23

segd he „o, so wilt gut,“ un hädde keinen Winksen sehen, ase des Wilddags, da wer so ein klein Männken kummen, de hädde ih umme en Stilltsen Brand biddt, do he et kume giewen hädde, hädde dat Männken et fallen laten un hädde segd he mügtel kume doch wter up ukommen, wie he dat ulg hadde doen wüllt, da hädde et anfangen to puchen, dat hädde he awerst unrecht verstan un hädde dat Männken prilgest, un da hädde et kume vertellt wo de Künigsdöchter wären. Da ärgerten sik de beiden so viel, dat se geht un grön wören. Den annern Morgen da gingen se to hanpe an den Born un machten Rose, wer sik dat erste in den Storb setten sulle, da seet dat Ros wter den Blessten to, he mot sik darin setten un de Künigel mitukommen. Da segd he „wenn ik Künigele, so mutt gi mit mir geschwonne wter herupwinnen.“ Ase he en blicken herunner is, da Künigelle wat, da winnen se kume wter heruper: da sett sik de twelde herkume, de maket ewen san: un künnet dann auch de Klege an den Jungesten, de lät sik awerst ganz drinne runner winnen. Ase he ut den Storb steigen is, da ukünnet he seinen Stirschfänger un gelt vor der ersten Dorr staen un lüfret, da hort he den Drachen ganz lute schnarachen. He maket langsam de Dörr oppen, da stit da de elre Künigsdöchter un häd op ewen Schot nlegene (neim) Drachensköppe ligen un lufet de. Da ukünnet he seinen Stirschfänger un hogget to, da stet de nlegene Köppe awe. De Künigsdöchter sprank up un sät kume um den Hals un drucket un plepete (löst) ihm so viel, un ukünnet ihr Bruststücke, dat wor von rauten Wolle west, un heuget kume dat umme. Da gelt he auch nach der twelden Künigsdöchter, de häd en Drachen mit fiewen Köppe to lusen un löfset de auch, so de Jungeste, de hadde en Drachen mit viere Köppen to lusen had, da gelt he auch hinne. Do frogel se sich alle so viel, un drucketen un plepeten ohne uphören. Da Künigelle he san harde, bis dat se oben hört. Da set he de Künigsdöchter ein nach der annern in den Storb un set se alle drel heruprecken, wie un an kume de Klege künnet, da fallet ih de Woore (Worte) von den Erdmännken wter

ble, dat et sine Gefellen mit sinne uig gut mekuden. Da ulimmet he en groten Stein, de da ligt un legt sin in den Korb, ase de Korb da nagesähr bis in de Middelde herup is, schulen de fasssten Broer oven dat Strick af, dat de Korb mit den Stein up den Grund fällt, un mekuten he wöde un danke, un laupet mit de drei Künigsdöchter wege un latet sî dervan verspreken dat se an ehren Vater seggen wüllt dat se beiden se erlöset hâdden; da Künnet se toin Künig, un begert se tor Friien. Unnerbles gelt de jungeste Künigsdöchter ganz bedröivet in den drei Kammern herunner un denket dat he un will steriven möste, da sîht he an der Wand 'n Fleutenpîpe hangen, da segd he „worlunne hengest du da will, hier kann ja doch keiner lustig sin?“ He beucktet auct de Drachenköppe, un segd „in Künnt mie un auct iig helpen.“ He gelt so manignat up un af spaheren, dat de Erdboden davon ghat werd. Un et lest, da selegt he annere Gedanken, da ulimmet he de Fleutenpîpen van der Wand un bîest en Sticksken, up eenmahl Künnet da so viele Erdmännkens, ble jeden Don, den he dâht, Künnet eint mehr: da bîest he so lange dat Sticksken, bis det Zimmer stöple will is. De fraget alle wat sin Vegeren wöde, da segd he he will geren wîer up de Eere an Dages Licht, da fatten se sinne alle an, an jeden Splr (Faden) Haar, wat he up sinen Koppe hadde, un sau stîget se mit sinne herupper bis up de Eere. Wie he oven is, gelt he gîst nach den Künigsschlott, wo grade de Hochtit mit der einen Künigsdöchter sin sulle, un gelt up den Zimmer, wo de Künig mit sinen drei Döchtern is. Wie sinne da de Künner selhet, da wored se ganz beschwâmt (ohnmächtig). Da wored de Künig so böse un let sinne gîst in een Gefängnisse setten, weil he meint he hâdde den Künnern en Leid anne doen. Ase awer de Künigsdöchter wîer to sî Künnet, da biddet se so wîel he mochte sinne doch wîer lose laten. De Künig fraget se worlunne, da segd se dat se dat nîg vertellen dorsten, awerst de Vaer de segd se sullen et den Owen (Osen) vertellen. Da gelt he herut un lustert an de Döre un hört alles. Da sât

he de beiden an en Walgen hängen, un den einen gibt he t
 jüngste Tochter: un da trof ik en Paar gläserne Schohe an
 un da stott ik an en Steen, da segd el „klut!“ da wöre
 se caput.

92.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Bubben un
 ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten nod
 nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von
 ihm auf dem Meer, und sein ganzes Vermögen war darin
 und wie er meinte dadurch viel Geld zu gewinnen, kam di
 Nachricht, sie wären versunken. Da war er nun statt eines
 reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig
 als einen Acker vor der Stadt. Um sich sein Unglück ei
 wenig aus den Gedanken zu schlagen, ging er hinaus auf den
 Acker, und wie er da so auf- und abging, stand auf einmal
 ein kleines schwarzes Männchen neben ihm und fragte warum
 er so traurig wäre, und was er sich so sehr zu Herzen nähme.
 Da sprach der Kaufmann „wenn du mir helfen könntest, wölk
 ich dir es wohl sagen.“ — „Wer weiß,“ antwortete das schwarze
 Männchen, „vielleicht helf ich dir.“ Da erzählte der Kaufmann
 daß ihm sein ganzer Reichthum auf dem Meer zu Grunde ge
 gangen wäre, und hätte er nichts mehr übrig als diesen Acker.
 „Versammere dich nicht,“ sagte das Männchen, „wenn du mir
 versprichst das, was dir zu Haus am ersten widers Veln stößt,
 zu zwölf Jahren hierher auf den Platz zu bringen, sollst du
 Geld haben so viel du willst.“ Der Kaufmann dachte „was
 kann das anders sein als mein Hund?“ aber an seinen klei
 nen Jungen dachte er nicht und sagte ja, gab dem schwarzen
 Mann Handschrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da freute sich sein kleiner Junge
 so sehr darüber, daß er sich an den Wänden hieft, zu ihm her
 bei wackelte und ihn an den Welnen fest packte. Da erschau
 der Vater, denn es stiel ihm sein Versprechen ein und er wußte

nur was er verschrieben hatte: weil er aber immer noch kein Geld in seinen Kisten und Kasten fand, dachte er es wäre unnütz ein Spaß von dem Mönchen gewesen. Einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte alles Holz zusammenfuchen und verkaufen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Nun war er wieder guter Dinge, kaufte ein, ward ein größerer Kaufmann als vorher und ließ Gott einen guten Mann sein. Unterdessen ward der Junge groß und dabel klug und geschickt. Je näher aber die zwölf Jahre herbestamen, je sorgvoller ward der Kaufmann, so daß man ihn die Klugheit im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal was ihm schelte: der Vater wollte es nicht sagen, aber jener hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte er hätte ihn, ohne zu wissen was er verspräche, einem schwarzen Mönchen zugesagt und vieles Geld dafür bekommen. Er hätte seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müßte er ihn, wenn zwölf Jahre herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn „o Vater, laßt Euch nicht bang sein, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich.“

Der Sohn ließ sich von dem Weislichen segnen, und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Aker, und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater hinein. Da kam das schwarze Mönchen und sprach zu dem Asten „hast du mitgebracht, was du mir versprochen hast?“ Er schwieg still, aber der Sohn fragte „was willst du hier?“ Da sagte das schwarze Mönchen „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir.“ Der Sohn antwortete „du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus.“ — „Nein,“ sagte das schwarze Mönchen, „mein Recht geb ich nicht auf.“ Da redeten sie noch lange miteinander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehörte, sollte sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser stände, und der Vater sollte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen, und dann sollte der Sohn dem Wasser

überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinen
setzte sich in ein Schiffschen, und der Vater mußte es
nem eigenen Fuß fortstoßen. Das Schiffschen schlug
daß der unterste Teil oben war, die Decke aber im
und der Vater glaubte, sein Sohn wäre verloren, gl
und trauerte um ihn.

Das Schiffschen aber versank nicht, sondern floß ru
und der Illusionist saß sicher darin, und so floß es lai
es endlich an einem unbekannten Ufer festsetzen blieb.
er ans Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen u
darauf los. Als er aber hineintrat, war es verfullt
ging durch alle Zimmer, aber sie waren leer bis e
letzte Kammer kam, da lag eine Schlange darin und
sich. Die Schlange aber war eine verwolluschte Jungf
freute sich, wie sie ihn sah, und sprach zu ihm „kom
mein Erlöser? auf dich habe ich schon zwölf Jahre ge
dies Reich ist verwolluscht, und du mußt es erlösen.“ –
kann ich das?“ fragte er. „Heute Nacht kommen zwölf
Männer, die mit Ketten behangen sind, die werden dich
was du hier machst, da schwelg aber still und gib ihm
Antwort, und laß sie mit dir machen was sie wollen:
den dich quälen, schlagen und stechen, laß alles gescheh
rede nicht; um zwölf Uhr müssen sie wieder fort. Und
zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen,
dritten vierundzwanzig, die werden dir den Kopf abhauen
um zwölf Uhr ist ihre Nacht vorbei, und wenn du da
gefallen und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich
Ich komme zu dir, und habe in einer Flasche das Wa
Lebens, damit bestreiche ich dich, und dann bist du
lebendig und gesund wie zuvor.“ Da sprach er „ger
ich dich erlösen.“ Es geschah nun alles so, wie sie gesag
die schwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwinge
in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen
tochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und mac
wieder lebendig. Und dann stiel sie ihm um den Da

likste ihn, und war Jubel und Freude im ganzen Schloß. Da wurde ihre Hochzeit gehalten, und er war König vom goldenen Berge.

Also lebten sie vergnügt zusammen, und die Königin gebar einen schönen Knaben. Acht Jahre waren schon her, da fiel ihm sein Vater ein und sein Herz ward bewegt, und er wünschte ihn einmal heinzufuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlassen und sagte „ich weiß schon daß es mehr Unglück ist,“ er ließ ihr aber keine Ruhe bis sie einwilligte. Beim Abschied gab sie ihm noch einen Wunschring und sprach „nimm diesen Ring und steck ihn an deinen Finger, so wirst du alsbald dahin versetzt, wo du dich hinwünschst, nur mußt du mir versprechen daß du ihn nicht gebrauchst, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünschen.“ Er versprach ihr das, steckte den Ring an seinen Finger und wünschte sich heim vor die Stadt, wo sein Vater lebte. Im Augenblick befand er sich auch dort und wollte in die Stadt: wie er aber vors Thor kam, wollten ihn die Schildwachen nicht einlassen, weil er seltsame und doch so reiche und prächtige Kleider an hatte. Da gieng er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, tauschte mit diesem die Kleider und zog den alten Schäferrock an und gieng also ungeführt in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber glaubte nimmermehr daß es sein Sohn wäre und sagte er hätte zwar einen Sohn gehabt, der wäre aber längst tot: doch weil er sähe daß er ein armer dürstiger Schäfer wäre, so wollte er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern „ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Leibe, woran ihr mich erkennen könnt?“ — „Ja,“ sagte die Mutter, „unser Sohn hatte eine Himbeere unter dem rechten Arm.“ Er streifte das Hemd zurück, da sahen sie die Himbeere unter seinem rechten Arm und zweifelten nicht mehr daß es ihr Sohn wäre. Darauf erzählte er ihnen er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter wäre seine Gemahlin, und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der

Vater „nun und nimmermehr ist das wahr: das ist mir schöner König, der in einem zerlumpten Schäferrock hergeht. Da ward der Sohn zornig und drehte, ohne an sein A sprechen zu denken, den Ring herum und wünschte beide, si Gemahlin und sein Kind, zu sich. In dem Augenblick wa sie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte, und se er hätte sein Wort gebrochen und hätte sie unglücklich gema. Er sagte „ich habe es unachtsam gethan und nicht mit bloß Willen“ und redete ihr zu; sie stellte sich auch als gäbe nach, aber sie hatte Böses im Sinn.

Da flüchte er sie hinaus vor die Stadt auf den Acker: zeigte ihr das Wasser, wo das Schiffschen war abgestoßen w den, und sprach dann „ich bin milde, setze dich nieder, ich n ein wenig auf deinem Schoß schlafen.“ Da legte er sein Kopf auf ihren Schoß und sie tauschte ihn ein wenig, bis einschlies. Als er eingeschlafen war, zog sie erst den Ring: seinem Finger, dann zog sie den Fuß unter ihn weg und i nur den Tossel zurück: hierauf nahm sie ihr Kind in den A und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwac lag er da ganz verlassen, und seine Gemahlin und das Ki waren fort und der Ring vom Finger auch, nur der To stand noch da zum Wahrzeichen. „Nach Hans zu deinem Elte launst du nicht wieder gehen,“ dachte er, „die würden sagi du wärst ein Hexenmeister, du willst ansacken und gehen i du in dein Königreich kommst.“ Also ging er fort und k endlich zu einem Berg, vor dem drei Kliesen standen und in einander stritten, weil sie nicht wußten wie sie ihres Vate Erbe theilen sollten. Als sie ihn vorbeigehen sahen, riefen ihn an und sagten kleine Menschen hätten ihnen Sinn, sollte ihnen die Erbschaft verteilen. Die Erbschaft aber besta aus einem Degen, wenn einer den in die Hand nahm u sprach „Köpf alle runter, nur meiner nicht,“ so lagen al Köpfe auf der Erde: zweitens aus einem Mantel, wer d anzog, war unsichtbar; drittens aus ein paar Stiefeln, we man die angezogen hatte und sich wohin wünschte, so war ma

im Augenblick da. Er sagte „gebt mir die drei Stücke damit ich probieren könnte ob sie noch in gutem Stande sind.“ Da gaben sie ihm den Mantel, und als er ihn umgehängt hatte, war er unsichtbar und war in eine Fleege verwandelt. Dann nahm er wieder seine Gestalt an und sprach „der Mantel ist gut, nun gebt mir das Schwert.“ Sie sagten „nein, das geben wir nicht! wenn du sprichst ‚Köpf alle runter, nur meiner nicht!‘ so wären unsere Köpfe alle herab und du allein hättest den beinigen noch.“ Doch gaben sie es ihm unter der Bedingung daß er's an einem Baum probieren sollte. Das that er und das Schwert zerschnitt den Stamm eines Baums wie einen Strohhalin. Nun wollte er noch die Stiefeln haben, sie sprachen aber „nein, die geben wir nicht weg, wenn du sie angezogen hättest und wünschtest dich oben auf den Berg, so stünden wir da unten und hätten nichts.“ — „Nein,“ sprach er, „das will ich nicht tun.“ Da gaben sie ihm auch die Stiefeln. Wie er nun alle drei Stücke hatte, so dachte er an nichts als an seine Frau und sein Kind und sprach so vor sich hin „ach wäre ich auf dem goldenen Berg,“ und alsbald verschwand er vor den Augen der Mäsen, und war also ihr Erbe geteilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Freudengeschrei, Gelächern und Föhren, und die Leute sagten ihm seine Gemahlin feierte ihre Hochzeit mit einem andern. Da ward er zornig und sprach „die Falsche, sie hat mich betrogen und mich verlassen, als ich eingeschlafen war.“ Da hing er seinen Mantel um und ging unsichtbar ins Schloß hinein. Als er in den Saal trat, war da eine große Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, und die Gäste aßen und tranken, lachten und scherzten. Sie aber saß in der Mitte in prächtigen Kleidern auf einem königlichen Sessel und hatte die Krone auf dem Haupt. Er stellte sich hinter sie und niemand sah ihn. Wenn sie ihr ein Stück Fleisch auf den Teller legten, nahm er ihn weg und aß es: und wenn sie ihr ein Glas Wein einbrachten, nahm er's weg und trank's aus; sie gaben ihr immer, und sie hatte doch immer nichts, denn Teller und Glas verschwanden augen-

blitzlich. Da ward sie besilzt und schämte sie sich, stand und ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging h ihr her. Da sprach sie „ist denn der Teufel über mir, kam mein Erlöser nie?“ Da schlug er ihr ins Angesicht sagte „kam dein Erlöser nie? er ist über dir, du Betrügerin! Habe ich das an dir verdient?“ Da machte er sich sich: ging in den Saal und rief „die Hochzeit ist aus, der König ist gekommen!“ Die Könige, Fürsten und Räte, die versammelt waren, höhnten und verlachten ihn: er aber kurze Worte und sprach „wollt ihr hinaus oder nicht?“ wollten sie ihn fangen und drangen auf ihn ein, aber er sein Schwert und sprach „Köpf alle runter, mir mehrer nicht!“ Da rollten alle Köpfe zur Erde, und er war allein der König und war wieder König vom goldenen Berge.

39.

Die Nabe.

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Töchterlein das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getragen werden. Zu einer Zeit war das Kind unartig, und die Mutter mochte sagen was sie wollte, es hielt nicht Ruhe. ward sie ungeduldig, und weil die Mägen so um das Scherum flogen, öffnete sie das Fenster und sagte „ich wo du wärst eine Nabe und flügst fort, so hättest du Ruhe.“ Da hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind in eine Nabe verwandelt und flog von ihrem Arm zum Fenster hinaus. Sie flog aber in einen dunkeln Wald und blieb lange dort und die Vögel hörten nichts von ihr. Danach sah einmal einen Mann sein Weg in diesen Wald, der hörte Nabe rufen und ging der Stimme nach: und als er näher kam, sprach die Nabe „ich bin eine Königs-Tochter von Weib und bin verwandelt worden, du aber kannst mich erlösen.“ „Was soll ich thun?“ fragte er. Sie sagte „geh weiter den Wald und du wirst ein Haus finden, darin sitzt eine Frau, die wird die Essen und Trinken reichen, aber du da

nichts nehmen: wenn du etwas issest oder trinkst, so verfallst du in einen Schlaf und kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Pothucke, darauf sollst du stehen und mich erwarten. Drei Tage lang komm ich jeden Mittag um zwei Uhr zu dir in einem Wagen, der ist erst mit vier weißen Peggstein bespannt, dann mit vier roten und zuletzt mit vier schwarzen, wenn du aber nicht wach bist, sondern schläfst, so werde ich nicht erlöst.“ Der Mann versprach alles zu thun, was sie verlangt hatte. Die Dame aber sagte „ach, ich weiß es schon, du wirst mich nicht erlösen, du nimmst etwas von der Frau.“ Da versprach der Mann noch einmal er wolle gewiß nichts ausrühren weder von dem Essen noch von dem Trinken. Als er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte „armer Mann, was seid Ihr abgemattet, kommt und erquickt Euch, esset und trinket.“ — „Nein,“ sagte der Mann, ich will nicht essen und nicht trinken.“ Sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach „wenn Ihr dann nicht essen wollt, so thut einen Zug aus dem Glas, einmal ist einmal.“ Da ließ er sich überreden und trank. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Pothucke und wollte auf die Dame warten. Wie er da stand, ward er auf einmal so milde, und konnte es nicht überwinden und legte sich ein wenig nieder: doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich hin gestreckt, so fielen ihm die Augen von selber zu, und er schlief ein und schlief so fest daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Dame mit vier weißen Peggstein gefahren, aber sie war schon in voller Trauer und sprach „ich weiß daß er schläft.“ Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Pothucke und schlief. Sie stieg aus dem Wagen, ging zu ihm und schüttelte ihn und rief ihn an, aber er erwachte nicht. Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau wieder und brachte ihm Essen und Trinken, aber er wollte es nicht annehmen. Doch sie ließ ihm keine Ruhe und redete ihm so lange zu bis er wieder einen Zug aus dem

Mase that. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhütte und wollte auf die Mabe warten, da empfand er auf einmal so große Müdigkeit, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten: er konnte sich nicht helfen, mußte sich legen und fiel in tiefen Schlaf. Als die Mabe daher fuhr mit vier braunen Hengsten, war sie schon in voller Trauer und sagte „ich weiß daß er schläft.“ Sie ging zu ihm hin, aber er lag da im Schlaf und war nicht zu erwecken. Am andern Tag sagte die alte Frau was das wäre? er äße und trinke nichts, ob er sterben wollte? Er antwortete „ich will und darf nicht essen und nicht trinken.“ Sie stellte aber die Schüssel mit Essen und das Glas mit Wein vor ihm hin, und als der Geruch davon zu ihm aufstieg, so konnte er nicht widerstehen und that einen starken Zug. Als die Zeit kam, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhütte und wartete auf die Königsstochter: da ward er noch milder, als die Tage vorher, legte sich nieder und schlief so fest als wäre er ein Stein. Um zwei Uhr kam die Mabe und hatte vier schwarze Hengste, und die Kutsche und alles war schwarz. Sie war aber schon in voller Trauer und sprach „ich weiß daß er schläft und mich nicht erlösen kann.“ Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest. Sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnte ihn nicht antworten. Da legte sie ein Brot neben ihm hin, dann ein Stück Fleisch, zum dritten eine Flasche Wein, und er konnte von allem so viel nehmen, als er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm sie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und steckte ihn an seinen Finger, und war ihr Name eingegraben. Zuletzt legte sie einen Brief hin, darin stand was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all würde, und es stand auch darin „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es steht in deiner Macht, das weiß ich gewiß.“ Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah daß er geschlafen hatte,

ward er von Herzen traurig und sprach „gewiß nun ist sie vorbei gefahren und ich habe sie nicht erlöst.“ Da fieseln ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief darin geschrieben stand wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort, und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er zu einem dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte sich nicht heraus finden. Da ward es wieder Abend, und er war so milde, daß er sich an einen Busch legte und einschlief. Am andern Tag ging er weiter und abends als er sich wieder an einen Busch legen wollte, hörte er ein Heulen und Jammern daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anzündeten, sah er eins schlummern, machte sich auf und ging ihm nach; da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Ofen davor. Da dachte er bei sich „gehst du hinein und der Ofen erblickt dich, so ist es leicht um dein Leben geschehen.“ Endlich wagte er es und trat heran. Als der Ofen ihn sah, sprach er „es ist gut, daß du kommst, ich habe lange nichts gegessen: ich will dich gleich zum Abendbrot verschlucken.“ — „Laß das lieber sein,“ sprach der Mann, „ich lasse mich nicht gerne verschlucken; verlangst du zu essen, so habe ich genug um dich satt zu machen.“ — „Wenn das wahr ist,“ sagte der Ofen, „so kommst du ruhig hieselben; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe.“ Da gingen sie und setzten sich an den Tisch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleisch, das nicht all ward. „Das gefällt mir wohl“ sprach der Ofen und aß nach Herzenslust. Danach sprach der Mann zu ihm „kommst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist?“ Der Ofen sagte „ich will auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser zu finden.“ Er holte die Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, aber es stand nicht darauf. „Es thut nichts,“ sprach er, „ich habe oben im Schranke noch größere Landkar-

ten; darauf wollen wir suchen;" aber es war auch vergeblich. Der Mann wollte nun weiter gehen; aber der Kiese hat ihn noch ein paar Tage zu warten bis sein Bruder heim käme, der wäre ausgegangen Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heim kam, fragten sie nach dem goldenen Schloß von Stromberg, er antwortete „wenn ich gegessen habe und satt bin, dann will ich auf der Karte suchen.“ Er stieg dann mit ihnen auf seine Kammern und sie suchten auf seiner Landkarte, konnten es aber nicht finden: da holte er noch andere alte Karten, und sie ließen nicht ab, bis sie endlich das goldene Schloß von Stromberg fanden, aber es war viele tausend Meilen weit weg. „Wie werde ich nun dahin kommen?“ fragte der Mann. Der Kiese sprach „zwei Stunden hab ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben.“ Da trug der Kiese den Mann bis etwa hundert Stunden vom Schloß und sagte „den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen.“ Dann lehrte er ihn, der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge, und die verwünschte Jungfrau fuhr in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute sich als er sie erblickte und wollte zu ihr hinauf steigen, aber wie er es auch ansting, er rutschte an dem Glas immer wieder herunter. Und als er sah daß er sie nicht erreichen konnte, ward er ganz betrübt und sprach zu sich selbst „ich will hier unten bleiben und auf sie warten.“ Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinauf kommen.

Da sah er einmal aus seiner Hütte wie drei Ränber sich schlugen und rief ihnen zu „Gott sei mit euch!“ Sie hielten bei dem Rufe inne, als sie aber niemand sahen, stiegen sie wieder an sich zu schlagen, und das war ganz gefährlich. Da rief er abermals „Gott sei mit euch!“ Sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch

wieder fort sich zu schlagen. Da rief er zum drittenmal „Gott sei mit euch!“ und dachte „du mußt sehen was die drei vorhaben“ ging hin, und fragte warum sie aneinander losschlugen. Da sagte der eine er hätte einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Thüre schlage, so spränge sie auf; der andere sagte er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhänge, so wäre er unsichtbar; der dritte aber sprach er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hinreiten, auf den gläsernen Berg hinauf. Nun wollten sie nicht ob sie das in Gemeinschaft behalten oder ob sie sich trennen sollten. Da sprach der Mann „die drei Sachen will ich euch eintauschen: Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die mehr wert sind! doch muß ich vorher eine Probe machen, damit ich sehe ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn aufs Pferd steigen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen. Da gab er ihnen blühende Schläge und rief „nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr was euch gebührt: seid ihr zufrieden?“ Dann ritt er den Glasberg hinauf und als er oben vor das Schloß kam, war es verschlossen: da schlug er mit dem Stock an das Thor und alsbald sprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich. Sie konnte ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring, den sie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch daß es klang. Da rief sie „das ist mein Ring, so muß auch der Mann da sein, der mich erlösen wird.“ Sie suchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinaus gegangen, hatte sich aufs Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Thor kamen, sahen sie ihn und schrien vor Freude. Da fleg er ab und nahm die Jüngstochter in den Arm: sie aber küßte ihn und sagte „heut hast du mich erlöst, und morgen wollen wir unsere Hochzeit feiern.“

94.

Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, die sprach die Tochter „wir sollten den Herrn König um ein Stüchken Kollaud bitten.“ Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Etchen Masen, den hatte sie mit ihr Vater um, und wollte ein wenig Korn und der Mutter Frucht darauf säen. Als sie den Acker beinahe herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Würfel von purem Gold. „Hör,“ sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser Herr König ist so gnädig gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Würfel dafür geben.“ Die Tochter aber wollte es nicht bewilligen und sagte „Vater, wenn wir den Würfel haben und haben den Stöcker nicht, dann müssen wir auch den Stöcker herbeischaffen, darum schweigst lieber still.“ Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Würfel, trug ihn zum Herrn König und sagt den hätte er gefunden in der Halde, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Würfel und fragte ob er nichts mehr gefunden hätte? „Nein,“ antwortete der Bauer. Da sagte der König er sollte nun auch den Stöcker herbeischaffen. Der Bauer sprach den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätte er's in der Hand gesagt, er ward ins Gefängnis gesetzt, und sollte so lange da sitzen, bis er den Stöcker herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie „ach, hätte ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätte ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie „ach, hätte ich doch meiner Tochter gehört!“ und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen,

und da fragte ihn der Herr König warum er also fort schrie „ach, hätt ich meiner Tochter gehört!“ — „Was hat Eure Tochter denn gesagt?“ — „Da sie hat gesprochen ich sollte den Rätsel nicht bringen, sonst müßt ich auch den Stöber schaffen.“ — „Habt Ihr so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen.“ Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie ob sie denn so klug wäre, und sagte er wollte ihr ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wolt's erraten. Da sagte der König „komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten.“ Da ging sie hin, und zog sich aus Splinternackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn, und setzte sich hinein und wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend: und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, darin er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren: der Esel mußte sie aber in der Fahrgrube schleppen, so daß sie nur mit der großen Behe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon riegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammen kamen, fingen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmern, und der Ochsenbauer wollte das

Füllchen behaften und sagte die Ochsen hätten's gehabt: u
 der andere sagte nein, seine Pferde hätten's gehabt, und
 wäre sein. Der Junker kam vor den König, und er that d
 Ausspruch wo das Füllchen gelegen hätte, da sollt es bleibe
 und also bekam's der Ochsenbauer, denn's doch nicht gehö
 Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über si
 Füllchen. Nun hatte er gehört wie daß die Frau König
 so gütig wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten
 kommen wäre: ging er zu ihr und bat sie ob sie ihm ni
 helfen könnte daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte
 „ja, wenn Ihr mir versprecht daß Ihr mich nicht verrat
 wollt, so will ich's Euch sagen. Morgen früh, wenn d
 König auf der Wachtparade ist, so stellt Euch hin mitten
 die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein groß
 Fischgarn und thut als fischet Ihr, und fischt also fort un
 schüttet das Garn aus, als wenn Ihr's voll hättet,“ un
 sagte ihm auch was er antworten sollte, wenn er vom Kön
 gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag
 und fischte auf einem trocknen Platz. Wie der König vo
 bel kam und das sah, schickte er seinen Kausen hin, der soll
 fragen was der närrische Mann vor hätte. Da gab er zu
 Antwort „ich fische.“ Fragte der Kausen wie er fischen könnt
 es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer „so gut al
 zwei Ochsen können ein Füllchen kriegen, so gut kann ich au
 auf dem trocknen Platz fischen.“ Der Kausen ging hin un
 brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vo
 sich kommen und sagte ihm das hätte er nicht von sich, vo
 wem er das hätte: und sollt's gleich bekennen. Der Bane
 aber wollt's nicht thun und sagte immer Gott bewahr! e
 hätt es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stro
 und schlugen und drangsasteten ihn so lange, bis er's bekann
 daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nac
 Haus kam, sagte er zu seiner Frau „warum bist du so fassc
 mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin: deine Zel
 ist nun, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein

Bauernhänschen.“ Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen was sie wollte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte „Ja, lieber Mann, wenn du's so befehlst, will ich es auch thun,“ und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken: der König that einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Thüre tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Hänschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um, und sagte „ach Gott, wo bin ich denn?“ rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte „Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen.“ Dem König flogen die Thränen in die Augen, und er sagte „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein,“ und nahm sie wieder mit ins Königl. Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

95.

Der alte Silberbrand.

Es war amahl a Bauer und a Bäurli, und dß Bäurli, dß hat der Pfarrer im Dorf geru gesehn, und da hat er allewell gewünscht, wann er mit amahl an ganzen Tag mit der Bäurli allan recht vergnügt zubringa künnt, und der Bäurli der wars halt a recht givess. Wo, da hat er amahl zu der Bäurli gsagt „hauz, mei Liebi Bäurli, hiebt hab i was ausgesindleri, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt miteinander zubringa künnten. Wißt's was, dß legts eug aufin

Wittwoch ins Bett und sagt's engern Moni d's seits frang, mit
 lamatierts und libelts mir recht, und das treibts fort die
 auf'm Simla, wann i die Predl hast, und da wir (werde) i
 predigen, daß wer z' Haus a frangs Kind, an frangen Mon,
 a frangs Weib, an frangen Vader, a frange Muader, a frangi
 Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha is, hat, und der
 thut a Wollfart auf'm Wöckersberg in Wälschland, wo ma
 um an Kreuzer an Wehen Vorberbladen legt, dem wirde's
 frange Kind, der frange Mon, 's frange Weib, der frange
 Vader, d' frange Muader, d' frange Schwester, oda wers sunst
 nacha is, auf der Stell gesund."

"Dös wir i schon machen" hat die Bäurli drauf gsagt.
 No, drauf, auf'm Wittwoch hat sie hast d' Bäurli ins Bett
 glegt und hat glamatert und gibelt als wie, und ihr Mon
 hat ihr alles braucht, was er mir gwisst hat, 's hat aber hast
 nit gholfn. Wie dem der Simla kuma is, hat d' Bäurli
 gsagt „mir is zwar so miserabel als ob i gel verschaden sollt,
 aber ans mücht i do no vor mei End, i mücht hast in Herrn
 Pfarra sei Predl hörn, d's er heund halten wird.“ — „A, mei
 Kind,“ sagt der Vaur drauf, „thn du dös nit, du kumst
 schlechter wern, wann aufstundst. Schau, es wir i in d' Predl
 gehn und wir recht acht gebe und wir dir alles wieder der-
 zöhl'n, was der Herr Pfarra gsagt hat.“ — „No,“ hat d'
 Bäurli gsagt, „so geh hast und gib recht acht und derzöhl
 mir alles, was d' ghört hast.“ No, und da is der Vaur hast
 in d' Predl ganga, und da hat der Herr Pfarra also an gsagt
 zum predigen und hat hast gsagt, wann ans a frangs Kind,
 an frangen Mon, a frangs Weib, an frangen Vader, a frange
 Muader, a frange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha
 war, z' Haus hät, und der wollt a Wollfart machen auf'm
 Wöckersberg in Wälschland, wo der Wehen Vorberbladen an
 Kreuzer kost, dem wirde's frange Kind, der frange Mon, 's
 frange Weib, der frange Vader, d' frange Muader, d' frange
 Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell
 gesund wern, und wer also d's das unternehma wollt, der soll

nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Vorberfack gebn und den Kreuzer. Da war niemöb fröhler als der Bauer, und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga, und der hat ihm also den Vorberfack gebn und den Kreuzer. Drauf is er nach Hans kuma und hat schon bei der Hausthür einl gschrien „jucheha, liebes Weib, hiebt is so viel als obs gesund warst. Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß wer a kranigs Kind, an kranken Mon, a kraniges Weib, an kranken Vader, a kranige Muader, a kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Hans hat, und der macht a Wollfart aufm Gädlerlberg in Wälschland, wo der Meßen Vorberfaden an Kreuzer kost, dem wird's 's kranige Kind, der kranige Mon, 's kranige Weib, der kranige Vader, d' kranige Muader, d' kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gesund; und hiebt hab i mir schon den Vorberfack gholt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wie glei meh' Wanderschaft antreten, daß d' desto ehender gesund wirst;“ und drauf is er fort ganga. Er war aber kain fort, so is die Bäuerli schon auf gwoesn, und der Pfarra war a glei do. Sieht lassen wie aber dö zwa indessen auf der Seiten und gänge mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto ehender aufm Gädlerlberg kummt, und wie halt so geht, begegnet ihm sein Gvatter. Sein Gvatter döß war an Armon (Elermann), und der is just von Mark kuma, wo er seine Kr verkauft hat. „Gloht seist,“ sagt sein Gvatter, „wo gehst denn so trabl hin, Gvatter?“ — „In Ewigkeit, Gvatter,“ sagt der Baur, „mein Weib is kranig worn, und da hab i heunt in Herrn Pfarra sein Predi gehört, und da hat er predigt, daß wann ainer z' Hans an kranigs Kind, an kranken Mon, a kraniges Weib, an kranken Vader, a kranige Muader, a kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfart aufm Gädlerlberg in Wälschland, wo der Meßen Vorberfaden an Kreuzer kost, dem wird's kranige Kind, der kranige Mon, 's kranige Weib, der kranige Vader, d' kranige Muader, d' kranige Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha

war, auf der Stell gsund, und da hab i mir von Herrn Pfarr den Vorberfack und den Kreuzer ghoht, und hiekt irk i hal mein Wanderschaft an.“ — „Aber hanz, Gvatter,“ hat de Gvatter zum Vaur gsagt, „selts denn gar so dackel (einsfältig) daß so was glauben könts? Wißts was is? der Pfarrra müch geru mit eugern Weib an ganzen Tag allan recht vergnüg zubringa, drum habi's eug den Värn anbunden, daß ihr'e auf'n Felschen kumts.“ — „Wein,“ hat der Vaur gsagt, „si mücht i do wissen, ob das wahr is.“ — „No,“ hat der Gvatter gsagt, „wast was, setz di in mein Korfob einl, so will i d nach Haus tragen, und da wirst es selber segen.“ No, das is also gschegn, und den Vaur hat sein Gvatter in sein Korfob einl gsetzt, und der hat'n nach Haus tragen. Wie's nach Hause kuma san, holla, da is schon lusl zuganga. Da hat die Värnln schon fast alles, was mir in ihren Hof war, abgstochen ghabt, und Krapsen hats bachen, und der Pfarrra war a schon da und hat a seln Weige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Gvatter anknopft, und d' Värnln hat gfragt wer draussen war. „I bins, Gvatterin,“ hat der Gvatter gsagt, „uel, gehts mir heunt Nacht a Herberg, i hab mehl Kr ausm Mark nit verkauft, und hiekt muß i's wieder nach Haus trage, und is san gar z' schwär, i bring's nit fort, es is a schon fluster.“ — „Ja, mein Gvatter,“ sagt d' Värnln draus, „dö kumts mir recht zur muglegna Zeit. No, weils halt her nit anders is, so könts elia und setzt's eug dort auf d' Ofenbank.“ No hat sie der Gvatter also mit sein Buckelkorb auf d' Ofenbank gsetzt. Der Pfarrra aber und d' Värnln dö warn halt recht lusl. Endli sangt der Pfarrra an und sagt „hanz, mein liebi Värnln, dö könts ja so schön singa, singts mir do aus.“ — „A,“ sagt die Värnln, „hiekt kann i nit mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könnu, aber hiekt is schon vorbel.“ — „Ei,“ sagt wieder der Pfarrra, „singts do mir a bißl.“ No, da sangt die Värnln an und singt

„I hab mein Mon wohl ausgesandt
Kufm Ockerlberg in Wälschland.“

Drauf singt der Pfarra

„I wollt er bleib da a ganzes Jahr,
Was fragt i nach dem Vorderack.
Halleluja!“

Sieht sangt der Gvatter hinten an und singt (da muß i aber
verzöhhn daß der Vaur Sildebrand ghasseu hat), singt also der
Gvatter

„Si du, mein lieber Sildebrand,
Was machst bu auf der Ofenbank?
Halleluja!“

Und hiebt singt der Vaur in Korb drinna

„Sieht kann i das Singa nimmermehr leiden,
Sieht muß i aus mein Dudselsford selgen.“

Und steigt aus'n Korb und prügelt den Paffen beim Haus
hinaus.

98.

De drei Wiggelens.

Et is wul duseut un meere Saare hen, da wären hier in
Lanne Inter kleine Kluige, da hed auch einer up den Reuter-
berge wohnt (gewohnt), de gink san geren up de Jagd. Ase
ni mal mit sinen Jägern vom Schlotte herrutrot, hden (hltet-
ten) unner den Berge drei Wägens tre Köge (Kluhe), un wie
set den Kluig mit den vlesen Ellen (Leuten) selen, so resp de
älteste den annern beden Wägens to, un weis up den Kluig,
„hesol hesol wenn it den nig klege, so will it leuen.“ Da
antworde de zweide up de annere Elde vom Berge, un weis
up den, de dem Kluige rechter Hand gink, „hesol hesol wenn
it den nig klege, so will it leuen.“ Da resp de jlungste, un
weis up den, de linker Hand gink, „hesol hesol wenn it den
nig klege, so will it leuen.“ Dat wären averst de beden
Winksters. Dat hörde de Kluig alles, und ase von der Jagd
heime kummen was, felt he de drei Wägens to sit kummen
un fragete se wat se da gisern am Berge segd hedden. Dat
wullen se nig seggen, de Kluig frog averst de älteste, ob se

lin wol tom Manne hewen wulle? Da segte se ja, mi ere beiden Silstern friggeten de beiden Ministere, denn se wören alle drei schenit un schier (Mar, schön) von Angesicht, besunnere de Künigin, de hadde Hare ase Gass.

De beiden Silstern awerst kregen leue Kinner, un ase de Künig mal verreisen moße, let he se to Künigin kummen, un se up to minnern, denn se was grae (gerad) swanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n rilsch roen (roten) Stern mit up de Wels. Da sehden de beiden Silstern, elue tor annern, se wullen den hilssten Jungen in't Water werpen. Wle se'n darin worpen hadden (let glöwe, et is de Weser weß), da fligt 'n Wilsgeßten in de Högte, dat sank

„Tom Daube berelt,
Up watern Bescheß
Tom Kilenstrud:
Wader Junge, bist du's?"

Da dat de beiden hörten, kregen se de Angst up'n Flebe, un macten dat se fort lehren. Wle de Künig na Hus kam, sehden se to sin de Künigin hedde 'n Hund kregen. Da segde de Künig „wat Gott delet, dat is wole dahn.“

Et wurde awerst 'n Fister an den Water, de flüede den kleinen Jungen wler herut, ase noch ewen lebennig was, un da sine Frn leue Kinner hadde, soerden (flitterten) s'en up. Na'n Jaar was de Künig wler verreist, da krig de Künigin wler 'n Jungen, den namen de beiden salssten Silstern un warpen 'n auch in't Water, da fligt dat Wilsgeßten wler in de Högte un sank:

„Tom Daube berelt,
Up watern Bescheß
Tom Kilenstrud:
Wader Junge, bist du's?"

Un wie de Künig todlige kam, sehden se to sin, de Künigin hedde wler 'n Hund bekommen, un he segde wler „wat Gott deit, dat is wole dahn.“ Awerst de Fister trof dilsen auch ut den Water un soerd 'n up.

Da verressede de Künig wler, un de Künigin kreg 'n Klen

Mäken, dat warpen de falschen Ellstern auch in't Water. Da
singt dat Vliegende wter in de Högte un sant

„Zom Daube bereit,
Up wieteru Bescheib
Zom Ellenstruß:
Wader Mäken, bist du's?"

Un wie de König na Sus kam, sehden se ihn, de Königsin
hedde 'ne Ratte kregt. Da worde de König bense, un leit sine
Fru in't Gefängnis smieten, da hed se lange Saare in setten.

De Königsin wören immerdes anevassen, da gint de Beste
mal mit annern Singens herut to fischen, da wilkt sin de
annern Singens ut twilften sik herven un segget „du Fische-
flug, gaan du diner Wege.“ Da ward he ganz bedröwet un
singt den olen Fister ob dat war wöre? De vertelt sin dat,
he mal fished hedde, un hedde ihn ut den Water trocken (ge-
zogen). Da segd he he wille sirt un sinen Telden (Water)
söken. De Fister de biddet 'n he mögde doch bliven, alverst
he let sik gar nich halten, bis de Fister et tolest to givt. Da
gibt he sik up den Weg un geit meere Dage hinner'n anner,
endlich künnt he vor 'n graut allmächtig Water, davor steit
'ne ole Fru un fishede. „Guden Dag, Woer,“ segde de Junge.
„Groten Dank.“ — „Du fisch da wol lange fischen, e du 'n
Fisch fängest.“ — „Un du wol lange söken, e du dinen Telden
findst. Wie wust du der denn da över'l Water künnen?“
sehde de Fru. „Ja, dat mag Gott wolten.“ Da künnt de
ole Fru sin up den Hilggen un dragt 'n dordörch, un he söcht
lange Tlid un kann sinen Telden ut sinen. Ase nu wol 'n
Saar verdröwet is, da trekt de twelde auch ut un will sinen
Broer söken. He künnt an dat Water, un da geit et sin
einen so, ase sinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein
to Sus, de jammerde so blei na even Broern, dat se upt lest
auch den Fister bad he mögde se treken laten, je wulle ere
Broerles söken. Da kam se auch ble den granten Water, da
sehde se tor olen Fru „guden Dag, Woer.“ — „Groten Dank.“
— „Gott helpe ju ble juen fischen.“ Ase de ole Fru dat hörde,

da word se ganz freundslich un drog se över't Water un g
 er 'n Droe (Dute), un sehdte to er „un ghah man skinner
 dilsen Wege to, inlue Dochter, un wenn du ble einen grot
 swarten Grund vorbeil kinnst, so mußt du still un delst un o
 to lachen un one ihu an to lachen, vorbele gaan. Dann kinnst
 du an 'n grot open Schloß, up'n Skill (Schwelle) mußt
 de Droe fallen laten un stracks dörch dat Schloß an den anne
 Side wler herut gahen; da is 'n olen Brunn, darut is
 groten Boorn wassen, darau hängt 'n Bugel in Yner, d
 nimm af; dann nimm noch 'n Glas Water ut den Brunn
 un gaan mit dilsen beiden den siltvigen Weg wler torlisse:
 den Skill nimm de Droe auch wler mit, un wenn du dai
 wler ble den Grund vorbele kinnst, so schlah ihu in't Gesid
 averst sil to dat du sin treppst, un dann kinnst mir wler
 me torlisse.“ Da sand se et grade so, aje de Fru .et sa
 hadde, un up den Rilschwege da sand se de beiden Broer,
 sil de halve Welt durchsicht hadden. Se giht tosammen o
 wo de swarte Grund an den Weg lag, den schlag se in't G
 sikt, da word et 'n schönen Prinz, de geit mit ihnen, bis
 dat Water. Da stand da noch de ole Fru, de frögede sil se
 da se alle wler da wären, un drog se alle över't Water, i
 dann giht se auch weg, denn se was nu erlöst. De annen
 averst gingen alle na den olen Fisker, un alle wären fri
 dat se sil wler sinnen hadden, den Bugel averst hingen
 an der Wand.

De tweide Sohn künne averst nig to Huse rasten, un na
 'n Fiskebogen un giht up de Jagd. Wie he inde was, na
 he sine Fiskepten un machte 'n Sticksen. De Künig aver
 wör auch up de Jagd un hörde dat, da giht he hin, un w
 he den Jungen drap, so sehdte he „we helt die verblot hier
 lachen?“ — „O, nehmes (nemand).“ — „Wen hörst du dai
 to?“ — „Ist bliu de Fisker sin Sohn.“ — „De helt ja lei
 skinner.“ — „Wenn du't nig glöwen wilst, so kum mit.“ De
 dehe de Künig un frog den Fisker, de vertälle sin alles, u
 dat Blgesken an der Wand sing an to singen

„De Möhme (Mutter) sitt alleen,
 Wol in dat Kerkerlein.
 O König, ebeles Wob,
 Dat sünd blue Rinner god.
 De salsten Silstern helde
 De behen de Rinnerkes Leibe,
 Wol in des Waters Grund,
 Wo so de Fister sund.“

Da erschrecken se alle, um de König nahm den Vogel, den Fister um de drei Rinner mit sit na den Schlotte um seit dat Gefänknis upschluten um nam sine Frau wier herut, de was averst ganz kränklich um ekenig woren. Da gav er de Dochter von den Water ut den Brunnen to drinken, da war se frist um gesund. De beiden salsten Silstern woren averst verbrunt, um de Dochter selggede den Prinzen.

97.

Das Wasser des Lebens.

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte „ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund: es ist aber schwer zu finden.“ Der älteste sagte „ich will es schon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn er möchte ihm erlauben auszugehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. „Nein,“ sprach der König, „die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben.“ Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen „bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.“

Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach „wo hinaus so geschwind?“ — „Dummer Anteps,“ sagte der Prinz ganz stolz, „das brauchst du nicht zu wissen,“ und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch gethan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger thaten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn „Vater, laß mich ausziehen und das Wasser suchen,“ und dachte bei sich „ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu.“ Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Weg fort, den sein Bruder elugeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhält und fragte wohl er so eilig wollte. „Kleiner Anteps,“ sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen“ und ritt fort ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmütigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der klügste anzuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete, und dieser fragte wohl er so eilig wollte, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte „ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbenskrank.“ — „Weißt du auch wo das zu finden ist?“ — „Nein,“ sagte Prinz. „Weißt du dich betragen hast, wie sich's ziemt, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne

Mute gebe und zwei Silberchen Brot. Will der Mute schlag dreimal an das eiserne Thor des Schlosses, so wird es aufspringen: unweidig liegen zwei Löwen, die den Thoren aufsperrten, wenn du aber jedem ein Brot hinhin wirfst, so werden sie still und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Thor wieder zu und du bist eingeiperrt.“ Der Prinz dankte ihm, nahm die Mute und das Brot, und machte sich auf den Weg. Und als er ankam, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Thor sprang beim dritten Mutenschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot geküsst hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen schönen Saal: darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er zu ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich als sie ihn sah, küßte ihn und sagte er hätte sie erlöst, und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wieder käme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er mußte sich aber eilen und daraus schöpfen eh es zwölf schlägt. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes frischgebedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollte er erst ein wenig anruhen. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es drei Viertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte daß er fortkam. Als er eben zum eisernen Thor hinaus ging, da schlug's zwölf, und das Thor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stiel von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals alt.“ Der Prinz wollte ohne seine Bilder nicht zu dem Vater nach

Haus kommen und sprach „lieber Zwerg, kannst du mir sagen, wo meine zwei Brüder sind? sie sind früher als nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht dergelommen.“ — „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen,“ sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwandelt weil sie so übermüthig waren.“ Da bat der Prinz so lange bis der Zwerg sie wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach „hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz.“

Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihm wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon er müßte verderben, so groß war die Noth. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit sein ganzes Reich speiste und sättigte: und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurük, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Ländern wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert, und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff, und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die drei Brüder unter sich „der jüngste hat das Wasser des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen.“ Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten bis er einmal eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens auf den Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheln ankamen, brachte der jüngste de

kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den Jüngsten an er hätte ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens, und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so sthlte er seine Krankheit verschwinden, und war stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem Jüngsten, verspotteten ihn und sagten „du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast die Willehe gehabt und wir den Lohn; du hättest Hilfer sein und die Augen aufbehalten sollen, wir haben dir's genommen während du auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr da holt sich einer von uns die schöne Königs-Tochter. Aber hülte dich daß du nichts davon verräthst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir's gescheut sein.“

Der alte König war zornig über seinen Jüngsten Sohn und glaubte er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof versammeln und das Urtheil über ihn sprechen daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren, und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm „lieber Jäger, was fehlt dir?“ Der Jäger sprach „ich kann's nicht sagen und soll es doch.“ Da sprach der Prinz „sage heraus was es ist, ich will dir's verzeihen.“ — „Ach,“ sagte der Jäger, „ich soll Euch todschlehen, der König hat mir's befohlen.“ Da erschrak der Prinz und sprach „lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein Königlich's Kleid, gib mir dafür dein schlechtes.“ Der Jäger sagte „das will ich gerne thun, ich hätte doch nicht nach Euch schlehen können.“ Da tauschten sie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein.

Aber eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Weiber mit Gold und Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn: sie waren aber von den drei Königen geschickt, die mit des Vaters Schwert die Feinde geschlagen und mit seinem Blut ihr Leben ernährt hatten und die sich dankbar bezeigen wollten. Dachte der alte König „sollte mein Sohn unschuldig getötet sein?“ und sprach zu seinen Räten „wäre er noch am Leben, wie thut mir's so leid, daß ich ihn habe töten lassen.“ „Er lebt noch,“ sprach der Jäger, „ich konnte es nicht in das Herz bringen Euren Befehl auszuführen,“ und sagte dem König, wie es zugegangen war. Da fiel dem König ein Stein auf dem Herzen, und er ließ in allen Reichthümern verkindigen, daß sein Sohn dürfte wiederkommen und sollte in Gnaden aufgenommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straßte vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Räten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den sollten sie einlassen, wer aber daneben käme, der wäre der rechte nicht, und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der alte König, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihr Leben Löser ausgeben, da bekäme er sie zur Gemahlin und würde gleich daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straßte sah, dachte er „das wäre Jammer schade, wenn du darauf rittest,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Als er aber vor das Thor kam, sagten die Räte zu ihm, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, und wie er zur goldenen Straßte kam, und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er „es wäre Jammer schade, das könnte etwas abtreten,“ lenkte ab und ritt links nebenher. Als er aber vor das Thor kam, sagten die Räte, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Geld vergessen. Also mach

er sich auf, und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei ihr gewesen, und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Thor kam, ward es aufgethan, und die Königs-tochter empfing ihn mit Freuden und sagte er wär ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß sein Vater ihn zu sich entboten und ihn verzeihen hätte. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

98.

Doktor Unwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausgezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch: da sah der Bauer wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ — „Was muß ich thun?“ fragte der Bauer. „Erstlich kauf dir ein Abebuch, so ist eins, wo vorn ein Gackelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an, und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten ‚ich bin der Doktor Unwissend‘, und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie's ihm gehelken war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Unwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen mußte

wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr sein Wagen ausspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an ob er der Doktor Unwissend wäre? „Ja, der war's — „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder beschaffen.“ — „O ja, aber die Grete, seine Frau, mußte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, und ließ sie beide den Wagen steigen, und sie fuhren zusammen fort. Als auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da so er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie u der erste Bediente mit einer Schüssel schäumem Essen kam stieß der Bauer seine Frau an und sagte „Grete, das u der erste,“ und meinte es wäre derjenige, welcher das Essen brachte. Der Bediente aber meinte er hätte das sagen wollen „das ist der erste Dieb,“ und weil er's nicht wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinem Kameraden „der Doktor weiß alles, wir kommen selber an er hat gesagt ich wäre der erste.“ Der zweite wollte nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an, „Grete das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte daß er hinaus kam. Dem dritten glug's nicht besser, der Bauer sagte wieder „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor er sollte seine Kunst zeigen und raten was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht wie er sich helfen sollte und sprach „ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er „da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er eilte zu dem Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle viere sie hätten das Geld gestohlen: sie wollten's ja gerne heraus geben ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es gieng ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn

auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch, und sprach „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen wo das Geld steckt.“ Der schluste Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören ob der Doktor noch mehr milstete. Der saß über und schlug sein Abebuch auf, blätterte hin und her und suchte den Wüdelhahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er „du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen er wäre gemeldet, sprang voller Schrecken heraus und rief „der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn wo das Geld lag, sagte aber nicht wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

99.

Der Geist im Glas.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht. Als er sich endlich etwas Geld zusammen gespart hatte, sprach er zu seinem Jungen „du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit so einem Schwelß erworben habe, zu deinem Unterricht anwenden; erntest du etwas rechtschaffenes, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn meine Glieder steif geworden sind, und ich dahin stehen muß.“ Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten, und blieb eine Zeit lang dort. Als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war es bishen Armut, das der Vater erworben hatte, drauf gegangen, und er mußte wieder zu ihm heimkehren. „Ach,“ sprach der Vater betrübt, „ich kann dir nichts mehr geben und in der theuren Zeit auch keinen Heller mehr verdienen als das lässliche Brod.“ — „Lieber Vater,“ antwortete der Sohn, „machst Euch darüber keine Gedanken, wenn's Gottes Wille also ist, so wird's zu meinem Besten ausschlagen: ich will mich schon drein schlagen.“ Als der Vater hinaus in den

Wald wollte, um etwas am Kastenholz (am Buchen und Aushalten) zu verdienen, so sprach der Sohn „ich will mit Euch gehen und Euch helfen.“ — „Ja, mein Sohn,“ sagte der Vater, „das sollte dir beschwerlich an kommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Art und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen.“ — „Wohlt mir zum Nachbar,“ antwortete der Sohn, „der lehrt Euch seine Art so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe.“

Da borgte der Vater beim Nachbar eine Art, und am andern Morgen, bei Anbruch des Tages, gingen sie zusammen hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz nimmer und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater „wir wollen rasten und Mittag halten, hernach geht's noch einmal so gut.“ Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach „ruht Euch nur aus, Vater, ich bin nicht müde, ich will in dem Wald ein wenig auf und abgehen und Vogelnester suchen.“ — „O du Ged,“ sprach der Vater „was willst du da herum kaufen, hernach bist du müde und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und setze dich zu mir.“

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot, war ganz frisch und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Nest entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre alt war und die seine fünf Menschen umspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte „es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut haben. Da dachte ihn auf einmal als hörte er eine Stimme. Er horchte und vernahm wie es mit so einem recht kumpfen Ton rief „laß mich heraus, laß mich heraus.“ Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdecken, doch es war ihm als ob die Stimme unten aus der Erde hervor käme. Da rief er „wo bist du?“ Die Stimme antwortete „ich stecke da unten bei den Eichwurzeln. Laß mich heraus, laß mich heraus.“ Der Schüler fing

an unter dem Baum aufzudämmen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glasflasche entdeckte. Er hob sie in die Höhe und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gestaltet, das sprang darin auf und nieder. „Laß mich heraus, laß mich heraus,“ rief's von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab. Alsbald flog ein Geist heraus und fing an zu wachsen, und wuchs so schnell, daß er in wenigen Augenblicken als ein entsetzlicher Riese, so groß wie der halbe Baum, vor dem Schüler stand. „Weißt du,“ rief er mit einer schreierischen Stimme, „was dein Lohn dafür ist, daß du mich heraus gelassen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Schüler ohne Furcht, „wie soll ich das wissen?“ — „So will ich dir's sagen,“ rief der Geist, „den Hals muß ich dir dafür brechen.“ — „Das hättest du mir früher sagen sollen,“ antwortete der Schüler, so hätte ich dich sterken lassen; mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.“ — „Mehr Leute hin, mehr Leute her,“ rief der Geist, „deinen verdienten Lohn den sollst du haben. Denkst du, ich wäre aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein, es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Merkurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.“ — „Sachte,“ antwortete der Schüler, „so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen, daß du wirklich in der kleinen Flasche gefessen hast und daß du der rechte Geist bist; kannst du auch wieder hinein, so will ich's glauben, und dann magst du mit mir anfangen was du willst.“ Der Geist sprach voll Hochmuth „das ist eine geringe Kunst,“ zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen war, also daß er durch dieselbe Öffnung und durch den Hals der Flasche wieder hinein kroch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den abgezogenen Pfropfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichenwurzeln an ihren alten Platz, und der Geist war betrogen.

Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen, aber

der Geist rief ganz kläglich „ach, laß mich doch herans, laß mich doch herans.“ — „Nein,“ antwortete der Schüler, „zum zweitenmal nicht: wer mir einmal nach dem Leben gestrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder eingefangen habe.“ — „Wenn du mich frei machst,“ rief der Geist, „so will ich dir so viel geben, daß du dein Leben genug hast.“ — „Nein,“ antwortete der Schüler, „du würdest mich betriegen wie das erste Mal.“ — „Du verscherzest dein Glück,“ sprach der Geist, „ich will dir nichts thun, sondern dich reichlich belohnen.“ Der Schüler dachte „ich will's wagen, vielleicht hält er Wort, und anhaben soll er mir doch nichts.“ Da nahm er den Pfropfen ab, und der Geist flog wie das vorige Mal heraus, dehnte sich auseinander, und ward groß wie ein Riese. „Ihm sollst du keinen Lohn haben,“ sprach er, und reichte dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster, und sagte „wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so heilt sie: und wenn du mit dem andern Ende Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt.“ — „Das muß ich erst versuchen,“ sprach der Schüler, glug an einen Baum, rißte die Wunde mit seiner Art und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters: alsobald schloß sie sich wieder zusammen und war geheilt. „Nun, es hat seine Nützlichkeit,“ sprach er zum Geist, „jetzt können wir uns trennen.“ Der Geist dankte ihm für seine Erlösung, und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und glug zurück zu seinem Vater.

„Wo bist du herum gelaufen?“ sprach der Vater, „warum hast du die Arbeit vergessen? Ich habe es ja gleich gesagt daß du nichts zustande bringen würdest.“ — „Geht Euch zufrieden, Vater, ich will's nachholen.“ — „Ja nachholen,“ sprach der Vater zornig, „das hat keine Art.“ — „Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich umhauen, daß er krachen soll.“ Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Art damit und that einen gewaltigen Hieb: aber weil das Eisen in Silber verwandelt war, so legte sich die Schmelze um.“ — „El, Vater,

seht einmal, was habt Ihr mir für eine schlechte Art gegeben, die ist ganz schief geworden.“ Da erschrak der Vater und sprach „ach, was hast du gemacht! nun muß ich die Art bezahlen und weiß nicht wonit; das ist der Nutzen, den ich von deiner Arbeit habe.“ — „Werdet nicht böse,“ antwortete der Sohn, „die Art will ich schon bezahlen.“ — „O, du Dummbart,“ rief der Vater, „wovon willst du sie bezahlen? du hast nichts als was ich dir gebe; das sind Studentenkünste, die dir im Kopf stecken, aber vom Holzhacken hast du keinen Verstand.“

Über ein Weilehen sprach der Schüler „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Felerabend machen.“

— „Et was,“ antwortete er, „meinst du ich wollte die Hände in den Schoß legen wie du? ich muß noch schaffen, du kannst dich aber heim packen.“ — „Vater, ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht doch mit mir.“ Weil sich der Horn gelegt hatte, so ließ der Vater sich endlich bereden und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn „geh und verkauf die verschändete Art und sieh zu was du dafür kriegst; das übrige muß ich verdienen, um sie dem Nachbar zu bezahlen.“ Der Sohn nahm die Art und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der probierte sie, legte sie auf die Wage und sprach „sie ist vierhundert Thaler wert, so viel habe ich nicht bar.“ Der Schüler sprach „gebt mir was Ihr habt, das übrige will ich Euch borgen.“ Der Goldschmied gab ihm dreihundert Thaler und blieb einhundert schuldig.

Darauf ging der Schüler heim und sprach „Vater, ich habe Geld, geht und fragt was der Nachbar für die Art haben will.“ Das weiß ich schon,“ antwortete der Alte, „einen Thaler, sechs Groschen.“ — „So gebt ihm zwei Thaler zwölf Groschen, das ist das Doppelte und ist genug; seht Ihr, ich habe Geld im Überfluß,“ und gab dem Vater einhundert Thaler und sprach „es soll Euch niemals fehlen, lebt nach Eurer Bequemlichkeit.“ — „Wein Gott,“ sprach der Alte, „wie bist du zu dem Reichthum gekommen?“ Da erzählte er ihm wie alles zugegangen wäre und wie er im Vertrauen auf sein Glück einen

so reichen Gang gethan hätte. Mit dem übrigen Geld zog er wieder hin auf die hohe Schule, und lernte weiter, weil er mit seinem Pflaster alle Wunden heilen konnte, u er der berühmteste Doktor auf der ganzen Welt.

100.

Des Teufels ruhiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und zu sich nicht mehr zu heilen. Da ging er hinaus in den Wald und als er ein Weischen gegangen war, begegnete ihm kleines Mäunchen, das war aber der Teufel. Das Mäunchen sagte zu ihm „was fehlt dir? du siehst ja so trübselig an.“ Da sprach der Soldat „ich habe Hunger aber kein Geld.“ Teufel sagte „wilst du dich bei mir vermiethen und mein Knecht sein, so sollst du für dein Verbot genugsam haben; sieben Tage sollst du mir dienen, hernach bist du wieder frei. Aber sag ich dir, du darfst dich nicht waschen, nicht kämmen, nicht schuppen, keine Nägel und Haare abschneiden und kein Wasser aus den Augen wischen.“ Der Soldat sprach „freisch du wenn's nicht anders sein kann,“ und ging mit dem Mäunchen fort, das führte ihn geradeswegs in die Hölle hinein. Da sagte es ihm was er zu thun hätte: er mußte das Feuer schüren unter den Kesseln, wo die Höllebraten drin saßen, Haus rein halten, den Stehdreß hinter die Thüre tragen überall auf Ordnung sehen; aber grüßte er ein einziges Mal die Kessel hinein, so würde es ihm schlimm ergehen. Der Soldat sprach „es ist gut, ich will's schon besorgen.“ Da nun der alte Teufel wieder hinaus auf seine Wanderung, der Soldat trat seinen Dienst an, legte Feuer zu, lehrte den Stehdreß hinter die Thüre, alles wie es befohlen war. Wie der alte Teufel wieder kam, sah er nach ob es geschehen war, zeigte sich zufrieden und ging zum zweiten Mal fort. Der Soldat schaute sich nun einmal recht um, da sahen die Kessel ruhig herum in der Hölle, und war ein gewisses Feuer darunter, und es kochte und brühete darin.

hätte ihr sehr Leben gerne hineingeschaut, wenn es ihm der Teufel nicht so streng verboten hätte: endlich konnte er sich nicht mehr anhalten, hob vom ersten Kessel ein Klein bißchen den Deckel auf und guckte hinein. Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: „aha, Vogel,“ sprach er, „treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch selch zu. Danach ging er zum zweiten Kessel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da saß sehr Gähwisch darin: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der sollte ihm erst recht heiß machen. Nun wollte er auch sehen wer im dritten Kessel saße, da war's gar ein General: „aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,“ holte den Blasbalg und ließ das Höllefeuer recht unter ihm flackern. Also that er sieben Jahre seinen Dienst in der Hölle, wusch sich nicht, kämte sich nicht, schnuppte sich nicht, schnitt sich die Nägel und Haare nicht und wuschle sich kein Wasser aus den Augen; und die sieben Jahre waren ihm so kurz, daß er meinte, es wäre nur ein halbes Jahr gewesen. Als nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und sagte „nun, Hans, was hast du gemacht?“ — „Ich habe das Feuer unter den Kesseln geschürt, ich habe gekocht und den Mehredreck hinter die Thüre getragen.“ — „Aber du hast auch in die Kessel geguckt; dein Wille ist, daß du noch Holz angelegt hast, sonst war dein Leben verloren; jetzt ist deine Zeit herum, willst du wieder gehn?“ — „Ja,“ sagte der Soldat, „ich wollt auch gerne sehen was mein Vater daheltn macht.“ Sprach der Teufel „damit du deinen verdienten Lohn kriegst, geh und raffe dir deinen Mantel voll Mehredreck und nimm's mit nach Haus. Du sollst auch gehen ungewaschen und ungekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am Bart, mit ungeschullenen Nägeln und mit trübem Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du kämst, sollst du sagen ‚aus der Hölle‘, und wenn du gefragt wirst, wer du wärst, sollst du sagen ‚des

Teufels ruhiger Bruder und mein König auch'. Der Soldat schwieg still und that was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Sobald er nun wieder oben im Wald war, hob er seinen Stangen vom Rücken und wollte ihn anschütten: wie er ihn aber öffnete, so war der Kehdreck pures Gold geworden. „Das hätte ich mir nicht gedacht“ sprach er, war vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirtshaus stand der Wirt, und wie ihn der Herankommene sah, erschrak er, weil Hans so entsetzlich aussah, ärger als eine Vogelscheuche. Er rief ihn an und fragte „woher kommst du?“ — „Aus der Hölle.“ — „Wer bist du?“ — „Dem Teufel sein ruhiger Bruder, und mein König auch.“ Nun wollte der Wirt ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klutete selber die Thüre auf. Da ließ sich Hans die beste Stube geben und köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte und legte sich endlich schlafen. Dem Wirt aber stand der Stangen voll Gold vor Augen und ließ ihn keine Ruhe, bis er in der Nacht heimlich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, den Wirt bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Stangen weg. Er klappte sich aber kurz, dachte, „du bist ohne Schuld unglücklich gewesen,“ und kehrte wieder um, geradezu in die Hölle: da klagte er dem alten Teufel seine Noth und bat ihn um Hilfe. Der Teufel sagte „setz dich, ich will dich waschen, kämmen, schneipen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen,“ und als er mit ihm fertig war, gab er ihm den Stangen wieder voll Kehdreck und sprach „geh hin, und sage dem Wirt er sollte dir dein Gold wieder herausgeben, sonst will ich kommen und ihn abholen, und er sollte an deinem Platz das Feuer schüren.“ Hans ging hinaus und sprach zum Wirt „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinem Platz, und sollst aus sehen so greulich wie ich.“ Da gab ihm der Wirt das Gold

und noch mehr dazu, und hat ihn nur still davon zu sein; und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Pflaumenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er beim Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem mußte er spielen, und der geriet darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heiraten sollte, sprach sie „ich laß das thät, wollt ich lieber ins kletste Wasser gehen.“ Da gab ihm der König die jüngste, die wollt's ihrem Vater zuliebe gerne thun; und also bekam des Teufels ruffiger Bruder die Königstochter und als der alte König gestorben war auch das ganze Reich.

101.

Der Wärenhüter.

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ sich als Soldat anwerben, hielt sich tapfer und war immer der vorderste, wenn es blane Wollen regnete. So lange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geschlossen war, erhielt er seinen Abschied, und der Hauptmann sagte er könnte gehen wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu seinen Wäldern und bat sie möchten ihm so lange Unterhalt geben bis der Krieg wieder ausbräche. Die Wälder aber waren hartherzig und sagten „was sollen wir mit dir? wir können dich nicht brauchen, sieh zu wie du dich durchschlägst.“ Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Halde, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen: darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach. „Ich habe kein Geld,“ dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt weil Friede geschlossen ist, brauchen sie mich

nicht mehr; ich sehe vorans ich muß verhungern.“ Auf einmal hörte er ein Bransen, und wie er sich umsah, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht stattlich aussah, aber einen garstigen Pferdefuß hatte. „Ich weiß schon was dir fehlt,“ sagte der Mann, „Geld und Gut sollst du haben, so viel du mit aller Gewalt durchbringen kannst, aber ich muß zuvor wissen ob du dich nicht stricktest damit ich mein Geld nicht umsonst aus gebe.“ — „Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zusammen?“ antwortete er, „du kannst mich auf die Probe stellen.“ — „Wohlan,“ antwortete der Mann, „schau hinter dich.“ Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte. „Oho,“ rief der Soldat, „dich will ich an der Nase fassen, daß dir die Lust zum Brummen vergehen soll,“ legte an und schloß den Bär auf die Schwauze, daß er zusammenfiel und sich nicht mehr regte. „Ich sehe wohl,“ sagte der Fremde, „daß dir's an Mut nicht fehlt, aber es ist noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen.“ — „Wenn mir's an meiner Selbsteigenschaft nicht schadet,“ antwortete der Soldat, der wohl merkte wen er vor sich hatte, „sonst laß ich mich auf nichts ein.“ — „Das wirst du selber sehen,“ antwortete der Grünsack, „du darfst in den nächsten sieben Jahren dich nicht waschen, die Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht schneiden und kein Vater unser beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in dieser Zeit tragen. Sterbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu ist dein Erbgut.“ Der Soldat dachte an die große Noth, in der er sich befand, und da er so oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte, „wenn du den Rock an deinem Felbe hast und in die Tasche greiffst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben.“ Dann zog er dem Bären die Haut ab und sagte „das soll dein Mantel sein und auch dein Bett, denn darauf mußt du schlafen und darfst in

sein anderes Welt kommen. Und dieser Tracht wegen sollst du Wärenhänder heißen.“ Hierauf verschwand der Teufel.

Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Tasche und fand daß die Sache ihre Wichtigkeit hatte. Dann hing er die Wärenhaut um, glug in die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts was ihm wohl und dem Gelde wehe that. Im ersten Jahr glug es noch selbstlich, aber in dem zweiten sah er schon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm fast das ganze Gesicht, sein Bart glich einem Stiel grobem Filzbusch, seine Finger hatten Krallen, und sein Gesicht war so mit Schmutz bedeckt, daß wenn man Kresse hinein gesät hätte, sie aufgegangen wäre. Wer ihn sah, lief fort, weil er aber aller Orten den Armen Geld gab, damit sie für ihn beteten daß er in den sieben Jahren nicht stirbe, und weil er alles gut bezahlte, so erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirthshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweisen, weil er fürchtete seine Pferde würden schen werden. Doch als der Wärenhänder in die Tasche griff und eine Handvoll Dukaten herausholte, so ließ der Wirt sich erweichen, und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er versprechen sich nicht sehen zu lassen, damit sein Haus nicht in bösen Ruf käme.

Als der Wärenhänder abends allein saß und von Herzen wuschte daß die sieben Jahre hernun wären, so hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Sammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Thüre und erblickte einen alten Mann, der heftig wehete und die Hände über dem Kopf zusammen schlug. Der Wärenhänder trat näher, aber der Mann sprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menschliche Stimme vernahm, ließ er sich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Wärenhänder dahin, daß er ihm die Ursache seines Kammers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geschwunden, er und seine Töchter mußten darben, und er war so arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen

konnte und ins Gefängnis sollte gesetzt werden. „Wenn Ihr weiter keine Sorge habt,“ sagte der Wärenhändler, „Geld habe ich genug.“ Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und steckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Tasche.

Als der alte Mann sich aus seinen Sorgen erlöst sah, mußte er nicht womit er sich dankbar beweisen sollte. „Komm mit mir,“ sprach er zu ihm „mehre Töchter sind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn sie hört was du ihr mich gethan hast, so wird sie sich nicht weigern. Du siehst freilich ein wenig seltsam aus, aber sie wird dich schon wieder in Ordnung bringen.“ Dem Wärenhändler gefiel das wohl und er ging mit. Als ihn die älteste erblickte, entsetzte sie sich so gewaltig vor seinem Ausseh, daß sie aufschrie und fort lief. Die zweite blieb zwar stehen und betrachtete ihn, von Kopf bis zu Füßen, dann aber sprach sie „wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel mir der rasterte Wär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Fufarenpelz an und weiße Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte ich mich an ihn gewöhnen.“ Die jüngste aber sprach „leber Vater, das muß ein guter Mann sein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihn dafür eine Braut versprochen, so muß Euer Wort gehalten werden.“ Es war schade, daß das Gesicht des Wärenhändlers von Schmutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er diese Worte hörte. Er nahm einen Ring von seinem Finger, brach ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie ihr Stilk gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach „ich muß noch drei Jahre wandern, komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott daß er mir das Leben erhält.“

Die arme Braut klebete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Thränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zu theil. „Nimm dich in acht,“ sprach die älteste, „wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Tazze darauf.“ — „Stille dich,“ sagte die zweite, „die Vären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällst, so frisst er dich auf.“ — „Du mußt nur immer seinen Willen thun,“ hieß die älteste wieder an, „sonst fängt er an zu brummen.“ Und die zweite fuhr fort, „aber die Hochzeit wird lustig sein, Vären die tanzen gut.“ Die Braut schloß sich still und ließ sich nicht irre machen. Der Värenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, that Gutes, wo er konnte und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Halde und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrießlich an; dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte seinen gelben zurück. „So weit sind wir noch nicht,“ antwortete der Värenhäuter, „erst sollst du mich reinigen.“ Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Värenhäuter abwaschen, ihm die Haare kämmen und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegermann aus und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Värenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, that einen prächtigen Sammetrock an, setzte sich in einen Wagen mit vier Schimmeln bespannt und fuhr zu dem Haus seiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Geldobrist und führte ihn in das Zimmer, wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen: sie schenken ihm Wein ein, legten ihm die besten Witten vor und meinten, sie hätten keinen schöneren Mann auf der Welt gesehen. Die Braut aber saß in schwarzem Kleide ihm gegenüber, schlug die Augen nicht auf und sprach kein

Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine
 ner Tochter zur Frau geben wollte, so sprangen die be-
 ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige
 der anziehen, denn eine jede bildete sich ein sie wäre die A-
 erwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein
 holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Be-
 mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm
 an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring
 dem Grund liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie h-
 die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals h-
 hielt sie daran, und es zeigte sich daß beide Teile vollkomm-
 zu einander paßten. Da sprach er „Ich bin dein verlobter Br-
 thgam, den du als Wärenhäuter gesehen hast, aber durch G-
 tes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wieder erhalt-
 und bin wieder rein geworden.“ Er ging auf sie zu, u-
 armte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die bei-
 Schwestern in vollem Putz herein, und als sie sahen daß
 schöne Mann der jüngsten zu theil geworden war, und hör-
 daß das der Wärenhäuter war, liefen sie voll Horn und R-
 hinaus; die eine ersänfte sich im Brunn, die andere erh-
 sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an
 Thüre, und als der Bräutigam öffnete, so war's der Teuf-
 im grünen Rock, der sprach „stehest du, nun habe ich y-
 Seelen ihr beide eine.“

102.

Der Baumkönig und der Vär.

Zur Sommerzeit gingen einmal der Vär und der W-
 im Wald spazieren, da hörte der Vär so schönen Gesang v-
 einem Vogel, und sprach „Bruder Wolf, was ist das f-
 ein Vogel, der so schön singt?“ — „Das ist der König i-
 Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen.“
 es war aber der Baumkönig. „Wenn das ist,“ sagte
 Vär, „so mücht ich auch gerne sehen königlichen Walast seh-
 konn und führe mich hin.“ — „Das geht nicht so, wie

melnst," sprach der Wolf, „du mußt warten bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Wär wäre gerne um gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Armel und sagte „nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Wär aber hatte keine Ruhe, wollte den Königlchen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen: er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der Königlche Palast!“ rief der Wär, „das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine KönigsKinder, ihr seid unehrlche Kinder.“ Wie das die jungen Baunkönige hörten, wurden sie gewaltig böß, und schrien „nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Wär, das soll angemacht werden mit dir.“ Dem Wär und dem Wolf ward angst, sie lehrten um und schlen sich in ihre Höhlen. Die jungen Baunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie, „wir rühren kein Fliegenbelchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst angemacht habt ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht: der Wär ist dagesewen, und hat uns geschoten.“ Da sagte der alte König „seid mir ruhig, das soll angemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Wären vor seine Höhle und rief hinein „alter Brummwär, warum hast du meine Kinder geschoten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Wären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochß, Esel, Pferd, Storch, Igel, und was die Erde sonst alles trägt. Der Baunkönig aber berief alles was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Wilcken, Spornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da

schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der koman-
dierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die
listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich
versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den
Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der
Wär, rief den Fuchs vor sich und sprach „Fuchs, du bist der
schlaueste unter allem Getier, du sollst General sein, und uns
anführen.“ — „Gut,“ sagte der Fuchs, „aber was ihr Be-
fehlen wollen wir vernahmen?“ Niemand wußte es. Da sprach
der Fuchs „ich habe einen schönen langen buschigen Schwanz,
der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den
Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und
ihr müßt darauf los marschieren: laß ich ihn aber herunter-
hängen, so lauft was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört
hatte, flog sie wieder heim und berichtet dem Zaunkönig alles
haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert
werden, hi, da kam das vierfüßige Getier dahergerennt mit
Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee
kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und
schwärmte daß einem angst und bange ward; und gingen
sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber
schickte die Hornisse hinaß, sie sollte sich dem Fuchs unter den
Schwanz setzen und aus Leibesträßen stechen. Wie nun der
Fuchs den ersten Stich bekam, meinte er, daß er das eine
Bein anhub, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch
in der Höhe: beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augen-
blick herunter lassen: beim dritten aber konnte er sich nicht
mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die
Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie alles wäre
verloren und flüchten an zu laufen, jedes in seine Höhle: und
hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu
ihren Kindern, und riefen „Kinder, seid fröhlich, eßt und
trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“

Die jungen Baunkönige aber sagten „noch essen wir nicht, der Vär soll erst vors Vrest kommen und Abblitte thun und soll sagen daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da slog der Baunkönig vor das Koch des Vären und rief „Brummvär, du sollst vor das Vrest zu meinen Kindern gehen und Abblitte thun und sagen daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Vär in der größten Angst hin und that Abblitte. Jetzt waren die jungen Baunkönige erst zufriedeu, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

108.

Der süße Brei.

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wußte seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollt es sagen „Töpfchen koch“, so kochte es guten süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte „Töpfchen sieh“, so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen da sprach die Mutter „Töpfchen koch“, da kocht es, und sie ist sich satt; nun will sie daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Noth, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim, und spricht nur „Töpfchen sieh“, da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der mußte sich durchessen.

104.

Die flingen Rente.

Eines Tages holte ein Baner seinen hageblischen Stod aus der Erde und sprach zu seiner Frau „Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Blechhändler in der Zeit bei uns einspricht und will unsere drei Kälbe kaufen, so kauft du sie loszuschlagen, aber nicht anders als für zweihundert Thaler, geringer nicht, hörst du.“ — „Geh nur in Gottes Namen,“ antwortete die Frau, „ich will das schon machen.“ — „Ja, du!“ sprach der Mann, „du bist als ein kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dünnes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stock den ich da in der Hand habe, und der Anstrich soll ein ganzes Jahr halten, darauf kannst du dich verlassen.“ Damit ging der Mann seiner Wege.

Am andern Morgen kam der Blechhändler, und die Frau brauchte mit ihm nicht viel Worte zu machen. Als er die Kälbe gesehen hatte und Preis vernahm, sagte er „das gebe ich gerne, so viel sind sie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen.“ Er machte sie von der Kette los und trieb sie aus dem Stall. Als er eben zum Hothor hinaus wollte, faßte ihn die Frau am Ärmel und sprach „Ihr müßt mir erst die zweihundert Thaler geben, sonst kann ich Euch nicht gehen lassen.“ — „Nichtig,“ antwortete der Mann, „ich habe mir vergessen meine Geldsacke anzuschrauben. Aber macht Euch keine Sorge, Ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle. Zwei Kälbe nehme ich mit und die dritte lasse ich Euch zurück, so habt Ihr ein gutes Pfand.“ Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kälben abgehen und dachte „wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht, daß ich es so klug gemacht habe.“ Der Baner kam den dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach

Hans und fragte gleich ob die Kllhe verkauft wären. „Freilich, lieber Hans,“ antwortete die Frau, „und wie du gesagt hast, für zweihundert Thaler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede.“ — „Wo ist das Geld?“ fragte der Bauer. „Das Geld das habe ich nicht,“ antwortete die Frau, „er hatte gerade seine Geldkiste vergessen, wird's aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurück gelassen.“ — „Was für ein Pfand?“ fragte der Mann. „Eine von den drei Kllhen, die kriegt er nicht eher, als bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es King gemacht, ich habe die Kellste zurück behalten, die frist am wenigsten.“ Der Mann ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr damit den verheißenen Anstrich geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte „du bist die dummsie Hans, die auf Gottes Erdboden herum wackelt, aber du dauerst nicht. Ich will auf die Landstraße gehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch einfältiger ist als du bist. Willst mir's, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten.“

Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Da sah er einen Kelterwagen heransfahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das dabel lag, oder neben den Ochsen zu gehen und sie zu leiten. Der Mann dachte „das ist wohl eine, wie du sie suchst,“ sprang auf und ließ vor dem Wagen hin und her, wie einer der nicht recht geschelt ist. „Was wollt Ihr Gebalter,“ sagte die Frau zu ihm, „ich kenne Euch nicht, von wo kommt Ihr her?“ — „Ich bin von dem Himmel gefallen,“ antwortete der Mann, „und weiß nicht wie ich wieder hin kommen soll; könnt Ihr mich nicht hinauffahren?“ — „Nein,“ sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen wie es meinem Mann geht, der schon

seit drei Jahren dort ist: Ihr habt ihn gewiß gesehen?" — „Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hiltet die Schafe, und das liebe Vieh macht ihm viel zu schaffen, das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, und da muß er huterher laufen und es wieder zusammen treiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schnelher geht es dort nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen wißt.“ — „Wer hätte sich das gedacht!“ rief die Frau, „wißt Ihr was? ich will seinen Sonntagsrock holen, der noch dahel in Schrank hängt, den kann er dort mit Ehren tragen. Ihr seid so gut und nehmt ihn mit.“ — „Das geht nicht wohl,“ antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Thor abgenommen.“ — „Hört mich an,“ sprach die Frau, „ich habe gestern meinen schönen Welzen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr denbeutel in die Tasche steckt, so wird's kein Mensch gewahr.“ — „Kann's nicht anders sein,“ erwiderte der Bauer, „so will ich Euch wohl den Gefallen thun.“ — „Bleibt nur da sitzen,“ sagte sie, „ich will heim fahren und denbeutel holen; ich bin bald wieder hier. Ich setze mich nicht auf das Bund Stroh, sondern sitze auf dem Wagen, so hat's das Vieh leichter.“ Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte „die hat Klugheit zur Noth, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine Frau von Göttern sagen, denn sie trägt keine Schläge.“ Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen, brachte das Geld und steckte es ihm selbst in die Tasche. Ob sie wegging, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit.

Als die Frau wieder heim kam, so fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgekehrt war. Sie erzählte ihm was sie für unerwartete Dinge erfahren hätte und sagte dann hinzu „ich freue mich recht daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken, wer hätte sich vor-

ge stellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde?" Der Sohn war in der größten Verwunderung, „Mutter," sagte er, „so einer aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen daß ich den Mann noch finde: der muß mir erzählen wie es dort aussieht und wie es mit der Arbeit geht." Er sattelte das Pferd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das im Beutel war, zählen wollte. „Habt Ihr nicht den Mann gesehen," rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen ist?" — „Ja," antwortete der Bauer, „der hat sich wieder auf den Allweg gemacht und ist den Berg dort hinauf gegangen, von wo er's etwas näher hat. Ihr müßt ihn noch einholen, wenn Ihr scharf reitet." — „Ach," sagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeschert, und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht: Ihr kennt den Mann, seid so gut und setzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn daß er hierher kommt." — „Aha," meinte der Bauer, „das ist auch einer, der keinen Dacht in seiner Lampe hat." — „Warum sollte ich Euch den Gefallen nicht thun?" sprach er, stieg auf und ritt im stärksten Trab fort. Der Junge blieb sitzen bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß," dachte er, „hat der Mann aus dem Himmel große Gütte gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen." Er ging heim und erzählte seiner Mutter was geschehen war: das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer herum zu laufen brauche. „Du hast wohl gethan," antwortete sie, „du hast noch junge Beine und kannst zu Fuß gehen."

Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, giug dann zu seiner Frau und sagte „Erne, das war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die noch eifrigere Warren sind als du: diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für

eine andere Gelegenheit aufsparen.“ Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach „das war ein gutes Geschäft, ihr zwei magere Stiche ein glattes Pferd und dazu einen großenbeutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel einbrächte, so wollte ich sie gerne in Ehren halten.“ So dachte der Bauer, aber die sind gewiß die einfältigen Lieber.

105.

Märchen von der Nute.

I.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfang zu essen, so kam die Hausmutter aus einer Kauerriihe hervor gekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte seine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen da saß und die Nute kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu

„Nute, Nute, komm geschwinde,
Komm herbei, du kleines Ding,
Sollst dein Bröckchen haben,
An der Milch dich laben.“

Da kam die Nute gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spiessadren. Die Nute trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal sein Pöfsechen, schlug ihr damit faust auf den Kopf und sagte „Ding, ist auch Brocken.“ Die Mutter, die in der Küche stand, hörte daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Pöfsechen nach einer Nute schlug, so ließ sie mit einem Schelt Holz heraus und tötete das gute Tier

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, so lange die Uute mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing in der Nacht der Totenvogel an zu schreien, und das Mottschchen sammelte Zweiglein und Blätter zu einem Totenkranz, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

II.

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Uute aus einer Öffnung unten an der Mauer hervorkommen. Geschwind breytete es sein blaueselbnes Hals- und neben sich aus, das die Uuten gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Uute das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinnst. Nicht lange, so kam die Uute zum zweitenmal wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, trock sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Köpfchen so lange dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Uute hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

Uute ruft „huhu, huhu,“ Kind spricht „komm hernt.“ Die Uute kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen „hast du Mottschimpchen nicht gesehen?“ Uute sagt „ne, it og nit: wie du denn?“ huhu, huhu, huhu.“

106.

Der arme Müllerbursch und das Fräulein.

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburschen dienten bei ihm. Wie sie nun eiliche Jahre bei ihm gewesen waren, sagte er

eines Tages zu ihnen „ich bin alt, und will mich hinter den Ofen setzen: zieht aus und wer mir das beste Pferd nach Haus brlegt, dem will ich die Mühle geben und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen.“ Der dritte von den Burtschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal. Da zogen sie alle drei miteinander aus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernem Haus „du kannst nur hier bleiben, du kriegst dein Lebtag keinen Gaul.“ Haus aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei klugen warteten bis Haus eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort und ließen Hänschen liegen, und meinten's recht sein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Als nun die Sonne kam, und Haus aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle: er guckte sich überall um und rief „ach Gott, wo bin ich!“ Da erhob er sich und krappelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte „ich bin hier ganz allein und verlassen, wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätschen, das sprach ganz freundlich „Haus, wo willst du hin!“ — „Ach, du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl,“ sprach das Kätschen, „du willst einen hübschen Gaul haben. Komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ — „Nun das ist eine wunderliche Fage,“ dachte Haus, „aber sehen will ich doch ob das wahr ist was sie sagt.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verwunschenes Schloßchen und hatte da lauter Kätschen, die ihr dienten: die sprangen flink die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge. Abends, als sie sich zu Tisch setzten, mußten drei Musik machen: eins strich den Bass, das andere die Geige, das dritte spielte die Trompete an und blies die Backen auf so sehr es nur konnte.

Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen, und die Rake sagte „nun komm, Hans, und tanze mit mir.“ — „Nein,“ antwortete er, „mit einer Miezelake tanze ich nicht, das habe ich noch niemals gethan.“ — „So bringt ihn ins Bett,“ sagte sie zu den Kätzchen. Da leuchtete ihm eins in seine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und hielten ihn aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins band ihm die Strümpfbänder, eins holte die Schuhe, eins wusch ihn und eins trocknete ihn mit dem Schwanz das Gesicht ab. „Das thut recht sanft,“ sagte Hans. Er mußte aber auch der Rake dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Art von Silber, und die Keile und Säge von Silber, und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als die bunte Rake und ihr Gefinde. Einmal sagte sie zu ihm „geh hin und mähe meine Wiese, und mache das Gras trocken,“ und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wegstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und that was ihm geheißen war; nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Wegstein und Heu nach Haus, und fragte ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein,“ sagte die Rake, „du sollst mir erst noch etwasel thun, da ist Banholz von Silber, Zimmerart, Blutefelsen und was nöthig ist, alles von Silber, daraus baue mir erst ein kleines Häuschen.“ Da baute Hans das Häuschen fertig und sagte er hätte nun alles gethan, und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Rake ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja,“ sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und weil sie die Thüre so aufmacht, da stehen zwölf Pferde, ach, die waren gewesen ganz stolz, die hatten geküßt und gepflegt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken

und sprach „geh heim, dein Pferd geb ich dir nicht mit: drei Tagen aber komm ich und bringe dir's nach.“ Da machte Hans sich auf und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da, jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen sei es war blind, des andern sei es lahmt. Sie fragten „Hans, hast du dein Pferd?“ — „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten „ja du Hans, wo willst du ein Pferd her kriegen, das wird was richtiges sein!“ Da ging er in die Stube, der Müller sagte aber er sollte nicht den Tisch kommen, er wäre so zerissen und zerlumpt, man sollte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gab sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben und er mußte endlich ins Gänsesätkchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ein Kutscher, der brachte noch ein lebendes, das war für den armen Müllerbursch. Aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Stübchen, das der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller wo der Mädlbursch, der Kleinknecht wäre? Da sagte der Müller „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verissen und liegt im Gänsesätk.“ Da sagte die Königstochter sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn herans, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken um sich zu bedecken. Da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Dana

verlangte die Frau die Pferde zu sehen, welche die andern Wälsburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen: wie der Müller das sah, sprach er so eins war ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Wälsbursch,“ sagte sie. „Da muß er die Mühle haben,“ sagte der Müller, die Königstochter aber sprach da wäre das Pferd, er sollte seine Mühle auch behalten: und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren zuerst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß, und ist alles darin von Silber und Gold; und da hat sie ihn geheiratet, und war er reich, so reich, daß er für sein Leben genug hatte. Darum soll keiner sagen daß wer albern ist deshalb nichts rechtes werden könne.

107.

Die beiden Wanderer.

Berg und Thal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse. So kam auch einmal ein Schuster und ein Schneider auf der Wanderschaft zusammen. Der Schneider war ein kleiner halscher Kerl und war immer lustig und guter Dinge. Er sah den Schuster von der andern Seite herankommen, und da er an seinem Felleisen merkte was er für ein Handwerk trieb, rief er ihm ein Spottliedchen zu,

„Nähe mir die Naht,
 Stehe mir den Draht,
 Streich ihn rechts und links mit Pech,
 Schlag, Schlag mir fest den Ruck.“

Der Schuster aber konnte keinen Spaß vertragen, er verzog ein Gesicht, als wenn er Essig getrunken hätte, und machte Mlene das Schneidwerk am Kragen zu packen. Der kleine Kerl fing aber an zu lachen, reichte ihm seine Flasche und sprach „es ist nicht böß gemeint, lach einmal und schmeck die

Galle hinunter.“ Der Schuster that einen gewaltigen Schluß und das Schwitter auf seinem Gesicht stieg an sich zu verziehen. Er gab dem Schneider die Flasche zurück und sprach „ich habe ihr ordentlich zugesprochen, man sagt wohl vom bleuen Trinken aber nicht vom großen Durst. Wollen wir zusammen wandern?“ — „Mir ist's recht,“ antwortete der Schneider, „wenn du nur Lust hast in eine große Stadt zu gehen, wo es nicht an Arbeit fehlt.“ — „Gerade dahin wollte ich auch,“ antwortete der Schuster, „in einem kleinen Nest ist nichts zu verdienen, und auf dem Lande gehen die Leute lieber barfuß.“ Sie wanderten also zusammen weiter und setzten immer einen Fuß vor den andern wie die Mäusel im Schnee.

Zeit genug hatten sie beide, aber wenig zu belohnen und zu brechen. Wenn sie in eine Stadt kamen, so gingen sie umher und grüßten das Hauswerk, und weil das Schneidwerk so seltsam und munter aussah und so hübsche rote Backen hatte, so gab ihm jeder gerne, und wenn das Glück gut war, so gab ihm die Meistertochter unter der Hausthüre auch noch einen Kuß auf den Weg. Wenn er mit dem Schuster wieder zusammen traf, so hatte er immer mehr in seinem Bündel. Der griesgrünliche Schuster schnitt ein schlechtes Gesicht und meinte „je größer der Schein, je größer das Glück.“ Aber der Schneider fing an zu lachen und zu fluchen und teilte alles, was er bekam, mit seinem Kameraden. Klügesten nun ein paar Wundersachen in seiner Tasche, so ließ er austragen, schlug vor Freund auf den Tisch daß die Gläser tanzten, und es hieß bei ihm „leicht verdient und leicht verthan.“

Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen großen Wald, durch welchen der Weg nach der Königsstadt gieng. Es führten aber zwei Fußsteige hindurch, davon war der eine sieben Tage lang, der andere nur zwei Tage, aber niemand von ihnen wußte, welcher der kürzere Weg war. Die zwei Wanderer setzten sich unter einen Eichenbaum und ratschlagten wie sie sich vorsehen und für wie viel Tage sie weiter mitnehmen wollten. Der Schuster sagte „man muß weiter

denken als man geht, ich will ihr sieben Tage Brot mitnehmen.“ — „Was,“ sagte der Schneider, „ihr sieben Tage Brot auf dem Rücken schleppen wie ein Lastthier und sich nicht umschauen? Ich halte mich an Gott und lehre mich an nichts. Das Geld, das ich in der Tasche habe, das ist im Sommer so gut als im Winter, aber das Brot wird in der heißen Zeit trocken und obendrein schimmelig. Mein Stock geht auch nicht länger als auf die Knöchel. Warum sollen wir den richtigen Weg nicht finden? Ihr zwei Tage Brot und damit gut.“ Es kaufte sich also ein jeder sein Brot, dann gingen sie auf gut Glück in den Wald hinein.

In dem Wald war es so still wie in einer Kirche. Kein Wind wehte, kein Bach rauschte, kein Vogel sang, und durch die dichtbelaubten Äste drang kein Sonnenstrahl. Der Schuster sprach kein Wort, ihn delirirte das schwere Brot auf dem Rücken, daß ihm der Schweiß über sein verdrießliches und flüsteres Gesicht herabfloß. Der Schneider aber war ganz munter, sprang daher, pfliff auf einem Blatt oder saug ein Pledchen, und dachte „Gott im Himmel muß sich freuen daß ich so lustig bin.“ Zwei Tage ging das so fort, aber als am dritten Tag der Wald kein Ende nehmen wollte, und der Schneider sein Brot aufgegessen hatte, so fiel ihm das Herz doch eine Elle tiefer jerauf: indessen verlor er nicht den Mut, sondern verließ sich auf Gott und auf sein Glück. Den dritten Tag legte er sich abends hungrig unter einen Baum und fiel den andern Morgen hungrig wieder auf. So ging es auch den vierten Tag, und wenn der Schuster sich auf einen umgestürzten Baum kletterte, und seine Mahlzeit verzehrte, so blieb dem Schneider nichts als das Zusehen. Hat er nun ein Stückchen Brot, so achte der andere höhnisch und sagte „du bist immer so lustig gewesen, da kannst du auch einmal versuchen wie's thut wenn man unglücklich ist: die Vögel die morgens zu früh singen, die löst abends der Hahnen,“ kurz er war ohne Barmherzigkeit. Aber am fünften Morgen konnte der arme Schneider nicht mehr aufstehen und vor Müdigkeit kann ein Wort heraus-

bringen; die Backen waren ihm weiß und die Augen rot. Da sagte der Schuster zu ihm „ich will dir heute ein Stück Brot geben, aber dafür will ich dir dein rechtes Auge ausstechen.“ Der unglückliche Schneider, der doch gerne sein Leben erhalten wollte, konnte sich nicht anders helfen: er wollte noch einmal mit beiden Augen und hielt sie dann hin, und der Schuster, der ein Herz von Stein hatte, stach ihm mit einem scharfen Messer das rechte Auge aus. Dem Schneider kam in den Sinn was ihm sonst seine Mutter gesagt hatte, wenn er in der Speisekammer genascht hatte „essen so viel man mag, und leiden was man muß.“ Als er sein teuer bezahltes Brot verzehrt hatte, machte er sich wieder auf die Beine, vergaß sein Unglück und tröstete sich damit daß er mit einem Auge noch immer genug sehen könnte. Aber am sechsten Tag meldete sich der Hunger aufs neue und zehrte ihm fast das Herz auf. Er fiel abends bei einem Baum nieder, und am siebenten Morgen konnte er sich vor Müdigkeit nicht erheben, und der Tod faß ihn im Nacken. Da sagte der Schuster „ich will Warmherzigkeit ausüben und dir nochmals Brot geben; nun sonst bekommst du es nicht, ich steche dir dafür das andere Auge noch aus.“ Da erkannte der Schneider sein leichtsinniges Leben, bat den lieben Gott um Verzeihung und sprach „thue was du mußt, ich will leiden was ich muß; aber bedenke daß unser Herrgott nicht jeden Augenblick richtet und daß eine andere Stunde kommt, wo die böse That vergolten wird, die du an mir verübst und die ich nicht an dir verdient habe. Ich habe in guten Tagen mit dir getelst was ich hatte. Mein Handwerk ist der Art daß Stich muß Stich vertreiben. Wenn ich keine Augen mehr habe, und nicht mehr nähen kann, so muß ich betteln gehen. Laß mich nur, wenn ich blind bin, hier nicht allein liegen, sonst muß ich verschmachten.“ Der Schuster aber, der Gott aus seinem Herzen vertrieben hatte, nahm das Messer und stach ihm noch das linke Auge aus. Dann gab er ihm ein Stück Brot zu essen, reichte ihm einen Stock und führte ihn huter sich her.

Als die Sonne unterging, kamen sie aus dem Wald, und vor dem Wald auf dem Feld stand ein Galgen. Dahin leitete der Schuster den blinden Schneider, ließ ihn dann liegen und ging seiner Wege. Vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger schlief der Unglückliche ein und schlief die ganze Nacht. Als der Tag dämmerte, erwachte er, wußte aber nicht wo er lag. An dem Galgen hingen zwei arme Elender, und auf dem Kopfe eines jeden saß eine Kröte. Da fing der eine an zu sprechen „Bruder, wachst du?“ — „Ja, ich wache“ antwortete der zweite. „So will ich dir etwas sagen,“ fing der erste wieder an, „der Thau der heute Nacht über uns vom Galgen herabgefallen ist, der giebt jedem, der sich damit wäscht, die Augen wieder. Wenn das die Blinden wollten, wie mancher könnte sein Gesicht wieder haben, der nicht glaubt daß das möglich sei.“ Als der Schneider das hörte, nahm er sein Taschentuch, drückte es auf das Gras, und als es mit dem Thau befeuchtet war, wusch er seine Augenhöhlen damit. Als bald ging in Erfüllung was der Geheulte gesagt hatte, und ein paar frische und gesunde Augen schüßten die Hähnen. Es dauerte nicht lange, so sah der Schneider die Sonne hinter den Bergen aufsteigen: vor ihm in der Ebene lag die große Königsstadt mit ihren prächtigen Thoren und hundert Thürmen, und die goldenen Kuppeln und Kränze, die auf den Spitzen standen, fliegen an zu fliegen. Er unterschied jedes Blatt an den Bäumen, erblickte die Vögel, die vorbeiflogen, und die Wilden, die in der Luft tanzten. Er holte eine Nähnadel aus der Tasche, und als er den Faden einfädeln konnte, so gut als er es je gekonnt hatte, so sprang sein Herz vor Freude. Er warf sich auf seine Knie, dankte Gott für die erwiesene Gnade und sprach seinen Morgensegen: er vergaß auch nicht für die armen Elender zu bitten, die da hingen, wie der Schweigel in der Stode, und die der Blind aneinander schlug. Dann nahm er seinen Blindel auf den Rücken, vergaß bald das ausgestandene Herzleid und ging unter Singen und Pfeifen weiter.

Das erste was ihm begegnete, war ein braunes Füllen,

das freit im Felde herumspwang. Er packte es an der Wähne, wollte sich aufschwingen und in die Stadt reiten. Das Füllen aber bat um seine Freiheit: „Ich bin noch zu jung,“ sprach es, „auch ein leichter Schneider wie du bricht mit den Mäcken entzwei, laß mich laufen bis ich stark geworden bin. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich dir's lohnen kann.“ — „Lauf hin,“ sagte der Schneider, „ich sehe du bist auch so ein Sprunglinsfeld.“ Er gab ihm noch einen Stieb mit der Wette über den Mäcken, daß es vor Freude mit den Hinterbeinen anspringe, über Hecken und Gräben springe und in das Feld hineinlaufe.

Aber das Schneiderlein hatte seit gestern nichts gegessen. „Die Sonne,“ sprach er, „sticht mir zwar die Augen, aber das Brot nicht den Mund. Das erste was mir begegnet und halbwegs genießbar ist, das muß herhalten.“ Indem schritt ein Storch ganz ernsthaft über die Wiese daher. „Halt, halt,“ rief der Schneider und packte ihn am Bein, „ich weiß nicht ob du zu genießen bist, aber mein Hunger erlaubt mir keine lange Wahl, ich muß dir den Kopf abschneiden und dich braten.“ — „Thue das nicht,“ antwortete der Storch, „ich bin ein heilsger Vogel, dem niemand ein Feld zuschligt, und der den Menschen großen Nutzen bringt. Läßt du mir mein Leben, so kann ich dir's ein andermal vergelten.“ — „So zieh ab, Wetter Langbein“ sagte der Schneider. Der Storch erhob sich, ließ die langen Beine hängen und flog gemächlich fort.

„Was soll daraus werden?“ sagte der Schneider zu sich selbst, „mein Hunger wird immer größer und mein Magen immer leerer. Was mir jetzt in den Weg kommt, das ist verloren.“ Indem sah er auf einem Teich ein paar junge Enten daher schwimmen. „Ihr kommt ja wie gerufen,“ sagte er, packte eine davon, und wollte ihr den Hals umdrehen. Da flog eine alte Ente, die in dem Schilf steckte, laut an zu kreischen, schwamm mit aufgesperrtem Schnabel herbei und bat ihn flehentlich sich ihrer lieben Kinder zu erbarmen. „Denkst du nicht,“ sagte sie, „wie deine Mutter jammern würde, wenn dich einer wegholen und dir den Garaus machen wollte.“ --

„Sei mir still,“ sagte der gutmüthige Schneider, „du sollst deine Kinder behalten,“ und setzte die Gefangene wieder ins Wasser.

Als er sich umkehrte, stand er vor einem alten Mann, der haß hoch war, und sah die wilden Bienen aus- und einfliegen. „Da finde ich gleich den Lohn für meine gute That“ sagte der Schneider, „der Honig wird mich laben.“ Aber der Welsel kam heraus, drohte und sprach „wenn du mein Volk anseest und mein Nest zerstörst, so sollen dir unsere Stacheln wie zehntausend glühende Nadeln in die Haut fahren. Laßst du uns aber in Ruhe und gehst deiner Wege, so wollen wir dir ein andermal dafür einen Dienst leisten.“

Das Schneiderlein sah daß auch hier nichts anzufangen war. „Drei Schlüsseln leer,“ sagte er, „und auf der vierten nichts, das ist eine schlechte Wahlzeit.“ Er schleppte sich also mit seinem ausgehungerten Wagen in die Stadt, und da es eben zu Mittag klangte, so war für ihn im Gasthaus schon gelocht und er konnte sich gleich zu Tisch sehen. Als er satt war, sagte er „nun will ich auch arbeiten.“ Er ging in der Stadt umher, suchte einen Meister und fand auch bald ein gutes Unterkommen. Da er aber sein Handwerk von Grund aus gelernt hatte, so dauerte es nicht lange, er ward berüht, und jeder wollte seinen neuen Stock von dem kleinen Schneider gemacht haben. Alle Tage nahm sein Ansehen zu. „Ich kann in meiner Kunst nicht weiter kommen,“ sprach er, „und doch geht's jeden Tag besser.“ Endlich bestellte ihn der König zu seinem Hofschneider.

Aber wie's in der Welt geht. An demselben Tag war sein ehemaliger Kamerad, der Schuster, auch Hofschuster geworden. Als dieser den Schneider erblickte und sah daß er wieder zwei gesunde Augen hatte, so peinigte ihn das Gewissen. „Ohe er thut an mir um,“ dachte er bei sich selbst, „muß ich ihn eine Grube graben.“ Wer aber andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Abends, als er Feierabend gemacht hatte, und es dämmerig geworden war, schlich er sich zu dem

König und sagte „Herr König, der Schneider ist ein liberaler Mensch, und hat sich vernessen er wollte die goldene Krone wieder herbeschaffen, die vor alten Zeiten ist verloren gegangen.“ — „Das sollte mir lieb sein“ sprach der König, ließ den Schneider am andern Morgen vor sich fordern und befahl ihm die Krone wieder herbeizuschaffen, oder sich immer die Stadt zu verlassen. „Oho,“ dachte der Schneider, „ein Schelm giebt mehr als er hat. Wenn der murreköpfige König von mir verlangt was kein Mensch leisten kann, so will ich nicht warten bis morgen, sondern gleich heute wieder zur Stadt hinaus wandern.“ Er schlüpfte also sehr stillhude, als er aber aus dem Thor heraus war, so that es ihm doch leid daß er sein Glück aufgeben und die Stadt, in der es ihm so wohl gegangen war, mit dem Blicken ansehen sollte. Er kam zu dem Teich, wo er mit den Enten Bekanntschaft gemacht hatte da saß gerade die Alte, der er ihre Jungen gelassen hatte, am Ufer und putzte sich mit dem Schnabel. Sie erkannte ihn gleich, und fragte warum er den Kopf so hängen lasse. „Du wirst dich nicht wundern, wenn du hörst was mir begegnet ist“ antwortete der Schneider und erzählte ihr sein Schicksal. „Weim's weiter nichts ist,“ sagte die Ente, „da können wir Rat schaffen. Die Krone ist ins Wasser gefallen und liegt unten auf dem Grund, wie bald haben wir sie wieder heraus geholt. Nimm mir derweil dein Taschentuch aus der Tasche.“ Sie tauchte mit ihren zwölf Jungen unter, und nach fünf Minuten war sie wieder oben und saß mitten in der Krone die auf ihren Fittichen ruhie, und die zwölf Jungen schwammen rund herum, hatten ihre Schnäbel untergelegt und halfen tragen. Sie schwammen aus Land und legten die Krone auf das Tuch. Du glaubst nicht wie prächtig die Krone war wenn die Sonne darauf schien, so glänzte sie wie hunderttausend Karfunkelsteine. Der Schneider band sein Tuch mit den vier Pfählen zusammen und trug sie zum König, der in einer Freude war und dem Schneider eine goldene Kette um den Hals häng.

Als der Schuster sah daß der eine Streich mißlungen war, so besann er sich auf einen zweiten, trat vor den König und sprach „Herr König, der Schneider ist wieder so übermüthig geworden, er vernimmt sich das ganze königliche Schloß mit allem was darin ist, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden.“ Der König ließ den Schneider kommen und be-
 sahlt ihm das ganze königliche Schloß mit allem was darin wäre, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden und wenn er es nicht zustande brächte, oder es fehlte nur ein Nagel an der Wand, so sollte er zeitlebens unter der Erde gefangen sitzen. Der Schneider dachte „es kommt immer ärger, das hält kein Mensch aus,“ warf sein Bündel auf den Rücken und wanderte fort. Als er an den hohen Damm kam, setzte er sich nieder und ließ den Kopf hängen. Die Bienen kamen herans geflogen, und der Biesel fragte ihn ob er einen stei-
 fen Hals hätte, weil er den Kopf so schief hielt. „Ach nein,“ antwortete der Schneider, „mich drückt etwas anderes,“ und erzählte was der König von ihm gefordert hatte. Die Bienen flogen an untereinander zu stimmen und zu brummen, und der Biesel sprach „geh nur wieder nach Haus, komm aber morgen um diese Zeit wieder und bring ein großes Tuch mit, so wird alles gut gehen.“ Da kehrte er wieder um, die Bie-
 nen aber flogen nach dem königlichen Schloß geradezu in die offenen Fenster hinein, krochen in allen Ecken herum und be-
 sahen alles aufs genaueste. Dann ließen sie zurück und bis-
 beten das Schloß in Wachs nach mit einer solchen Geschwin-
 digkeit, daß man meinte es wüchse einem vor den Augen. Schon am Abend war alles fertig, und als der Schneider am fol-
 genden Morgen kam, so stand das ganze prächtige Gebäude da, und es fehlte kein Nagel an der Wand und keine Kegel auf dem Dach; dabei war es zart und schneeweiß, und roch süß wie Honig. Der Schneider packte es vorsichtig in sein Tuch und brachte es dem König, der aber konnte sich nicht
 genug verwundern, stellte es in seinem größten Saal auf und
 schenkte dem Schneider dafür ein großes steinernes Haus.

Der Schuster aber ließ nicht nach, ging zum drittenmal zu dem König und sprach „Herr König, dem Schneider ist zu Ohren gekommen daß auf dem Schloßhof kein Wasser springen will, da hat er sich vermesseu es solle mitten im Herrmannshoch aufsteigen und hell sein wie Krystall.“ Da lie der König den Schneider herbei holen und sagte „wenn nicht morgen ein Strahl von Wasser in meinem Hof springt, wi du versprochen hast, so soll dich der Scharfsebler auf dem selben Hof um einen Kopf kürzer machen. Der arme Schneider besann sich nicht lange und eilte zum Thore hinaus, un weil es ihm diesmal ans Leben gehen sollte, so rollten ihr die Thränen über die Backen herab. Indem er so voll Traute dahin ging, kam das Füllen herangesprungen, dem er ehmal die Freiheit geschenkt hatte, und aus dem ein hilfscher Bauer geworden war. „Jetzt kommt die Stunde,“ sprach er zu ihm, „wo ich dir deine Guttthat vergelten kann. Ich weiß schon was dir fehlt, aber es soll dir bald geholfen werden, sitz mir auf, mein Rücken kann deiner wohl tragen.“ Dem Schneider kam das Herz wieder, er sprang in einem Satz auf, und das Pferd remte in vollem Lauf zur Stadt hinein und geradew auf den Schloßhof. Da jagte es dreimal rund herum, schnell wie der Wind, und beim drittenmal stürzte es nieder. In den Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde sprang in der Mitte des Hofes wie eine Kugel in die Lust und über das Schloß hinaus, und gleich dahinter her erhob sich ein Strahl von Wasser so hoch wie Mann und Pferd, und das Wasser war so rein wie Krystall, und die Sonnenstrahlen flugen an darauf zu tanzen. Als der König das sah, stand er vor Verwunderung auf, ging und umarmte das Schneiderlein im Angesicht aller Menschen.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Der König hatte Töchter genug, eine immer schöner als die andere, aber keinen Sohn. Da begab sich der boshafte Schuster zum viertenmal zu dem Könige, und sprach „Herr König, der Schneider läßt nicht ab von seinem Übermut. Jetzt hat er sich vermesseu, wenn er

wolle, so könne er dem Herrn König einen Sohn durch die Rüste herbeitragen lassen.“ Der König ließ den Schneider rufen und sprach „wenn du mir binnen neun Tagen einen Sohn bringen läßt, so sollst du meine älteste Tochter zur Frau haben.“ — „Der Lohn ist freilich groß,“ dachte das Schneidertlein, „da hätte man wohl ein libriges, aber die Kirschen hängen mir zu hoch: wenn ich darauf stiege, so bricht unter mir der Ast, und ich fälle herab.“ Er ging nach Haus, setzte sich mit unterschlagenen Beinen auf seinen Arbeitstisch und bedachte sich was zu thun wäre. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „ich will fort, hier kann ich doch nicht in Ruhe leben.“ Er schnürte sein Bündel und eilte zum Thore hinaus. Als er auf die Wiesen kam, erblickte er seinen alten Freund, den Storch, der da, wie ein Bekweller, auf und abging, zuweilen still stand, einen Frosch in nähere Betrachtung nahm und ihn endlich verschluckte. Der Storch kam heran und begrüßte ihn. „Ich sehe,“ hub er an, „du hast deinen Augen auf dem Wicken, warum willst du die Stadt verlassen?“ Der Schneider erzählte ihm was der König von ihm verlangt hatte und er nicht erfüllen konnte, und jammerte über sein Mißgeschick. „Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen,“ sagte der Storch, „ich will dir aus der Not helfen. Schon lange bringe ich die Wickenkinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Prinzen aus dem Brummen holen. Geh heim und verhalte dich ruhig. Seit über neun Tage begieb dich in das königliche Schloß, da will ich kommen.“ Das Schneidertlein ging nach Haus und war zu rechter Zeit in dem Schloß. Nicht lange, so kam der Storch herangeflogen und klopfte ans Fenster. Der Schneider öffnete ihm, und Beller Langbein stieg vorsichtig herein und ging mit gravitätischen Schritten über den glatten Marmorboden; er hatte aber ein Kind im Schnabel, das schön wie ein Engel, und seine Händchen nach der Königin ausstreckte. Er legte es ihr auf den Schoß, und sie herzte und küßte es, und war vor Freude außer sich. Der Storch nahm, bevor er wieder wegflog, seine Wickenfatsche von

der Schuster herab und überreichte sie der Königin. Es stand
 in Dinten darin mit bunten Aukererbßen, sie wurden unter die
 neuen Prinzessinnen verteilt. Die Älteste aber erhielt nichts,
 idern bekam den lustigen Schneider zum Mann. „Es ist
 r gerade so,“ sprach der Schneider, „als wenn ich das große
 z gewonnen hätte. Meine Mutter hatte doch recht, die sagte
 mer wer auf Gott vertraut und nur Glück hat, dem kann's
 ht fehlen.“

Der Schuster mußte die Schuhe machen, in welchen das
 hneiderlein auf dem Hochzeitfest tanzte, hernach ward ihm
 hsen die Stadt auf immer zu verlassen. Der Weg nach
 Bald führte ihn zu dem Walgen. Von Horn, Wut und
 Hitze des Tages ermüdet, warf er sich nieder. Als er die
 gen zumachte und schlafen wollte, stürzten die beiden Krähen
 den Köpfen der Gekerkten mit lautem Geschrei herab und
 ten ihm die Augen aus. Unfluthig raunte er in den Wald
 muß darin verschmachtet sein, denn es hat ihn niemand
 der gesehen oder etwas von ihm gehört.

108.

Hans mein Igel.

Es war einmal ein Bauer, der hatte Geld und Gut ge-
 n, aber wie reich er war, so fehlte doch etwas an seinem
 d: er hatte mit seiner Frau keine Kinder. Öfters, wenn
 mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie
 fragten warum er keine Kinder hätte. Da ward er end-
 zornig, und als er nach Hans kam, sprach er „ich will
 Kind haben, und sollt's ein Igel sein.“ Da trugte seine
 i ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge,
 als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach „siehst du,
 laß uns verwillncht.“ Da sprach der Mann „was kann
 alles helfen, gekauft muß der Junge werden, aber wie
 en keinen Gevatter dazu nehmen.“ Die Frau sprach „wir
 en ihn auch nicht anders kaufen als Hans mein Igel.“
 er gekauft war, sagte der Pfarrer „der kann wegen seiner

Star
 dem
 Igel
 teilt
 lag
 ihn
 sonde
 Stad
 fragt
 weul
 hört,
 paar
 mehr
 er,
 wiebe
 hatte
 und
 gab
 Igel
 die
 will
 war
 ihm
 Hans
 Igel
 aber
 gen,
 lange
 Wate
 alles
 ihm
 und
 seiner
 muß
 Nelu

Stacheln in kein ordentlich Bett kommen.“ Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre, und sein Vater war ihn milde und dachte wenn er nur stirbt; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun irrg es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war, und der Bauer wollte hingehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. „Ein wenig Fleisch und ein paar Wecke, was zum Hanshast gehört,“ sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffeln und Zwickelstrümpfe. Endlich sagte er auch „Hans mein Igel, was willst du denn haben?“ — „Väterchen,“ sprach er, „bring mir doch einen Duddelfack mit.“ Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr gekauft hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Duddelfack. Und wie Hans mein Igel den Duddelfack hatte, sprach er „Väterchen, geht doch vor die Schürlebe und laßt mir meinen Wüchelhahn beschlagen, dann will ich fortziehen und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh daß er ihn los werden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen, und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollte er draußen im Walde hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum steigen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Herde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Duddelfack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein Knecht vorbeigefahren, der hatte sich verirrt, und hörte die Musik: da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken wo die Musik herkäme. Er guckte sich um, sah aber nichts als ein kleines Tier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein

Wackelhahn, auf dem ein Igel saß, und der machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten er sollte fragen warum er da säße, und ob er nicht wüßte wo der Weg zu sein Königreich glüge. Da stieg Hans mein Igel vom Baum und sprach er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verschreiben und versprechen was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, sobald er nach Hans käme. Da dachte der König „das kann ich leicht thun, Hans mein Igel versteht's doch nicht, und ich kann schreiben was ich will.“ Da nahm der König Feder und Tinte und schrieb etwas auf, und als es geschehen war, zeigte ihm Hans mein Igel den Weg, und er kam glücklich nach Hans. Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, daß sie ihm entgegen lief und ihn küßte. Da gedachte er an Hans mein Igel und erzählte ihr wie es ihm gegangen wäre, und daß er einem wunderlichen Tier hätte verschreiben sollen was ihm daherein zuerst begegnen würde, und das Tier hätte auf einem Hahn wie auf einem Pferde gefressen und schöne Musik gemacht; er hätte aber geschrieben es sollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte das wäre gut, denn sie wäre doch ohnmehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Gsel und Schweine, war immer lustig, saß auf dem Baum und blies auf seinem Dufelsack. Nun geschah es, daß ein anderer König gefahren kam mit seinen Bedienten und Kausern, und hatte sich verirrt, und wußte nicht wieder nach Hans zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Kauser was das wohl wäre, er sollte einmal zusehen. Da gieng der Kauser hin unter den Baum und sah den Wackelhahn sitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Kauser fragte ihn was er da oben vor hätte. „Ich hülte meine Gsel und Schweine; aber was ist Euer Begehren?“ Der Kauser sagte sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder ins Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte.

Da fleg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter, und sagte zu dem alten König er wolle ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eigen geben wollte was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das erste begegnen würde. Der König sagte „ja“ und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollte es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Götterhahn voraus und zeigte ihm den Weg, und gelangte der König glücklich wieder in sein Reich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber. Nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die ließ ihm entgegen, ließ ihm um den Hals und küßte ihn und freute sich daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch wo er so lange in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr er hätte sich verirrt und wäre beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren wäre, hätte einer, halb wie ein Igel, halb wie ein Mensch, plötzlich auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen, und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, er aber hätte ihm dafür versprochen was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie, und das thäte ihm nun so leid. Da versprach sie ihm aber sie wollte gerne mit ihm gehen wann er käme, ihrem alten Vater zuliebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine, und die Schweine bekamen wieder Schweine, und wurden ihrer so viel, daß der ganze Wald voll war. Da wollte Hans mein Igel nicht länger im Walde leben, und ließ seinem Vater sagen sie sollten alle Ställe im Dorf räumen, denn er käme mit einer so großen Herde, daß jeder schlachten könnte, der nur schlachten wollte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte Hans mein Igel wäre schon lange gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Götterhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf, und ließ schlachten; hul da war ein Gemetzel und ein Haden, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Danach sagte Hans mein Igel „Väterchen, laßt mir meinen Götterhahn noch einmal vor der Schmelde

beschlagen, dann reit ich fort und komme mein Lebtag nicht wieder.“ Da ließ der Vater den Gbädelhahn beschlagen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatt der König befohlen wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Duddesack bei sich, dann sollten alle auf ihn schließen, haften und stechen, damit er nicht ins Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen si mit den Bajonetten auf ihn ein, aber er gab dem Hahn di Sporen, flog auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster ließ sich da nieder, und rief ihm zu er sollt ihm geben was er versprochen hätte, sonst so wollt er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen. Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinausgehen, damit sie ihm und sich das Leben rettele. Da zog sie sich weß an, und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut. Sie setzte sich ein, und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Duddesack neben sie, dann nahmen si Abschied und zogen fort, und der König dachte er trögte sie nicht wieder zu sehen. Es glug aber anders als er dachte denn als sie ein stiller Wegs von der Stadt waren, da zog ihr Hans mein Igel die schönen Kleider aus, und sprach si mit seiner Igelhant bis sie ganz blutig war, sagte „das is der Lohn für eure Galschheit, geh hin, ich will dich nicht,“ und sagte sie damit nach Hans, und war sie beschimpft ih Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Gbädelhahn und mit seinem Duddesack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatt bestellt, wenn einer käme, wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr präsentieren, ihn frei herbeinführen, Sitat rufen, und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Königs-tochter sah, war sie erschrocken, weil er doch gar zu wunderlich ansah, sie dachte aber es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr

bewillkommt, und ward mit ihr vermählt, und er mußte mit an die königliche Tafel gehen, und sie setzte sich zu seiner Seite, und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln: er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschehe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer einging und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Zieselshaut heraustretchen und sie vor dem Bett liegen lassen: dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie ins Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun esse schlug, da ging er in die Kammer, streifte die Zieselshaut ab, und ließ sie vor dem Bette liegen: da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer; und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöst, und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamirte ihn, da ward er weiß, und war ein schöner junger Herr. Wie das die Königstochter sah, war sie froh, und am andern Morgen stiegen sie mit Freuden auf, aßen und tranken, und ward die Vermählung erst recht gefeiert, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre hernim waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte er wäre sein Sohn; der Vater aber sprach er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wäre aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden, und wäre in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

Mein Märchen ist aus,
Und geht vor Gustchen sein Haus.

109.

Das Totenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Blüßlein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gegessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach „ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Mädchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte „schlafst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Feld und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schloß in seinem unterirdischen Bettchen.

110.

Der Jude im Dorn.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit

allen zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte „das ist das geschickteste, so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hilfreich im Dienst.“ Der Knecht schwieg auch still, that das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen.“ Da antwortete der Gelbhals „ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden,“ griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, „da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hättest.“ Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, streich sein Kapital ein und dachte „nun hast du voll auf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.“

Da zog er fort, bergan, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an ein Büschel vorüber kam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief „wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe du trägst nicht schwer an deinen Sorgen.“ — „Was soll ich traurig sein,“ antwortete der Knecht, „ich habe vollan, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche.“ — „Wieviel ist denn deines Schatzes?“ fragte ihn das Männchen. „Wie viel? drei bare Heller, richtig gezählt.“ — „Höre,“ sagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.“ Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach „Im Gottes Namen, es

wird mir doch nicht fehlen.“ Da sprach das Mäunchen „weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen.“ — „Aha,“ sprach der Knecht, „du bist einer, der blau pfaffen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziehe: zweitens eine Fidel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört: und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte thue, so darf er sie nicht abschlagen.“ — „Das sollst du alles haben“ sprach das Mäunchen, griff in den Busch, und, denn einer, da lag schon Fidel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach „was du dir hinner erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen.“

„Herz, was begehrst du nun?“ sprach der Knecht zu sich selber und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Flegelbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder!“ rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! wenn's doch mehr wäre! woer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!“ — „Wenn's weiter nichts ist,“ sprach der Knecht, „der Vogel soll bald hernuter sein,“ legte an und traf aufs Paar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spitzbub,“ sagte er zum Juden, und hol dir den Vogel heraus.“ — „Weh,“ sprach der Jude, „laß der Herr den Düb weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt,“ legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hinein zu arbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mäntwille den guten Knecht, daß er seine Fidel abnahm und aufsing zu gelien. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen; und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schädigen Rock, künnten ihm den Flegelbart und stachen und

zwickten ihm am ganzen Leib. „Mein,“ rief der Jude, „was soll mir das Geigen! laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.“ Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte „du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen,“ und sang von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Felsen von seinem Noth an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geschrien!“ rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er mir das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold.“ — „Wenn du so spendabel bist,“ sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Meusel aufhören, aber das muß ich dir nachrühnen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat;“ nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Selbststräfen, „du miserabler Muskant, du Bierfiedler: wart, wenn ich dich allein erwische! ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst: du Lump, steck einen Groschen ins Mantel, daß du sechs Heller wert bist,“ und schnippte weiter was er nur los bringen konnte. Und als er sich damit etwas zu Gute gethan und Lust gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! seht wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und libel zugerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden müßt sich erbarmen: die Kelder zerseht! der Leib zerflochen und zerkrast! mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! lauter Dukaten, ein Silb schöner als das andere: um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen.“ Sprach der Richter „war's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?“ — „Gott bewahr!“ sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Ruckel hängen und eine Weige am Hals; der Bärwicht ist leicht zu erkennen.“ Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz

Laussan; weiter gezogen war, und fanden auch denbeutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er „ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu gehen, weil er meine Kunst nicht vertragen konnte.“ — „Gott bewahr!“ schrie der Jude, „der greift die Fliegen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach „das ist eine schlechte Entschuldigunng, das thut kein Jude,“ und verurtheilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu „du Varenhäuter, du Hundemuffant, jetzt siehst du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Fenster die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter „gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe.“ — „Ja,“ sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest.“ — „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen.“ Der Jude erhob ein Getösegeschrei, „im Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Allein der Richter sprach „warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es ist ihm zugestanden, und dabel soll es sein. Verwenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht versprochen war. Der Jude aber rief „an weih! an weih! blindet mich an, blindet mich fest.“ Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich that, sang alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber, und die Gerichtsdiener: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden fest binden wollte: beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Fenster ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig: bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und sang an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbei gekom-

men war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterrisse und hüpften mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und aufstiegen lärmend zu schreien. Endlich rief der Dichter ganz außer Atem, „ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte „Spitzbube, leht gestich wo du das Geld her hast, oder ich nehme mehre Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ — „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient.“ Da ließ der Dichter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.

111.

Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Bursch, der hatte die Schlosserhantlerung gelernt und sprach zu seinem Vater er wollte jetzt in die Welt gehen und sich versuchen. „Ja,“ sagte der Vater, das bin ich zufrieden“ und gab ihm etwas Geld auf die Reise. Also zog er herum und suchte Arbeit. Auf eine Zeit, da wollt ihm das Schlosserwerk nicht mehr folgen und stand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Lust zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderschaft ein Jäger in gelbem Kleide, der fragte wo er her käme und wo er hin wollte. Er war ein Schlossergefell, sagte der Bursch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, und hätte Lust zur Jägerei, ob er ihn als Lehrling annehmen wollte. „O ja, wenn du mit mir gehen willst.“ Da ging der junge Bursch mit, vermittelte sich etliche Jahre bei ihm und lernte die Jägerei. Danach wollte er sich weiter versuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Windbüchse, die hatte aber die Eigenschaft, wenn er damit einen Schuß that, so traf er unschlagbar. Da ging er

fort und kam in einen sehr großen Wald, von dem konnte er in einem Tag das Ende nicht finden. Wie's Abend war, setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er aus den wolken Tieren läme. Gegen Mitternacht zu, dachte ihn, schlammerte ein kleines Lichtchen von weitem, da sah er durch die Äste darauf hin und befiel ihm in acht wo es war. Doch nahm er erst noch seinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er danach gehen wollte, wann er herabgestiegen wäre, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, glug auf seinen Hut los, setzte ihn wieder auf und zog geradeswegs fort. Je weiter er glug, je größer ward das Licht, und wie er nahe herbei kam, sah er daß es ein gewaltiges Feuer war, und saßen drei Miesen dabel und hatten einen Dachsen am Spieß und kiesen ihn braten. Nun sprach der eine „ich muß doch schmecken ob das Fleisch bald zu essen ist,“ rief ein Stiel herab und wollte es in den Mund stecken, aber der Jäger schoß es ihm aus der Hand. „Nun ja,“ sprach der Miese, „da weht mir der Wind das Stiel aus der Hand“ und nahm sich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, schoß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Miese dem, der neben ihm saß, eine Ohrfelge und rief zornig „was reißt du mir mein Stiel weg?“ — „Ich habe es nicht weggerissen,“ sprach der andere, „es wird dir's ein Scharfschütze weggeschossen haben.“ Der Miese nahm sich das dritte Stiel, konnte es aber nicht in der Hand behalten, der Jäger schoß es ihm heraus. Da sprachen die Miesen „das muß ein guter Schütze sein, der den Bissen vor dem Maul wegschleckt, so einer wäre uns nützlich,“ und kiesen laut „komm herbei, du Scharfschütze, setze dich zu uns ans Feuer und laß dich satt, wir wollen dir nichts thun, aber kommst du nicht, und wir holen dich mit Gewalt, so bist du verloren.“ Da trat der Bursch heran und sagte er wäre ein gelernter Jäger, und wonach er mit seiner Wilsche kiese das treffe er auch sicher und gewiß. Da sprachen sie wenn er mit ihnen gehen wollte, sollte er's gut haben, und erzählten ihm vor dem Wald sei ein großes Wasser, dahinter ständ

ein Turm, und in dem Turm saß eine schöne Königstochter, die wollten sie gern rauben. „Ja,“ sprach er, „die will ich bald geschafft haben.“ Sagten sie weiter „es ist aber noch etwas dabel, es liegt ein kleines Blindchen dort, das fängt gleich an zu bellern, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht auch alles am königlichen Hofe auf: und deshalb können wir nicht hinein kommen; unterstichst du dich das Blindchen tot zu schließen?“ — „Ja,“ sprach er, „das ist mir ein kleiner Spaß.“ Danach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser, und wie er bald beim Land war, kam das Blindchen gelaufen und wollte bellern, aber er legte seine Blindbüchse und schoss es tot. Wie die Mäusen das sahen, freuten sie sich und meinten sie hätten die Königstochter schon gewußt, aber der Jäger wollte erst sehen wie die Sache beschaffen war, und sprach sie sollten haufen Weißen, bis er sie riefe. Da ging er in das Schloß, und es war menschenstill darin, und schloß alles. Wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber und war ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber lag auf einem Tische ein versiegelter Brief, den brach er auf, und es stand darin wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorläme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn nun und ging weiter: da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter lag und schlief: und sie war so schön, das er still stand und sie betrachtete und den Atem anhelt. Er dachte bei sich selbst „wie darf ich eine unschuldige Jungfrau in die Gewalt der wilden Mäusen bringen, die haben Alles im Sinn.“ Er schaute sich weiter um, da standen unter dem Bett ein paar Pantoffeln, auf dem rechten stand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr eigener Name mit einem Stern. Sie hatte auch ein großes Halstuch um, von Selbe mit Gold ausgestickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit goldenen Buchstaben. Da nahm der Jäger eine Schere und schnitt den rechten Schlippen ab

und that ihn in seinen Manzen, und dann nahm er auch rechten Pantoffel mit des Königs Namen und steckte ihn hin. Nun lag die Jungfrau noch immer und schlief, und sie ganz in ihr Hemd eingenäht: da schnitt er auch ein Stückerl von dem Hemd ab und steckte es zu dem andern, doch that das alles ohne sie anzurühren. Dann ging er fort und sie ungestört schlafen, und als er wieder ans Thor kam, sahen die Mägen noch draussen, warteten auf ihn und da er wollte die Königstochter bringen. Er rief ihnen aber sie sollten herein kommen, die Jungfrau wäre schon in seinem Gewalt: die Thüre konnte er ihnen aber nicht aufmachen, da wäre ein Loch, durch welches sie kriechen müßten. Da kam der erste näher, da wickelte der Jäger des Mägen um seine Hand, zog den Kopf herein und hieb ihn mit nem Säbel in einem Streich ab, und druss (zog) ihn da vollends hinein. Dann rief er den zweiten und hieb gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, war froh daß er die schöne Jungfrau von ihren Gelübden freit hatte und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte in seinen Manzen. Da dachte er „ich will heim gehen zu nem Vater und ihm zeigen was ich schon gethan habe, da will ich in der Welt herum ziehen; das Glück, das mir beschereu will, wird mich schon erreichen.“

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, erblickte er die drei Mägen, die da tot lagen. Dann ging er in Schlafkammer seiner Tochter, weckte sie auf und fragte was das wohl gewesen wäre, der die Mägen ums Leben gebracht hätte. Da sagte sie „lieber Vater, ich weiß es nicht, ich hab geschlafen.“ Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Hemd auch betrachtete, war es durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stückerl heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen kommen Soldaten und alles, was da war, und fragte wer seine Tochter befreit und die Mägen ums Leben gebracht hätte? Ni-

hatte er einen Hauptmann, der war ehelich und ein häßlicher Mensch, der sagte er hätte es gethan. Da sprach der alte König so er das vollbracht hätte, sollte er seine Tochter mit heiraten. Die Jungfrau aber sagte „Lieber Vater, das will ich nicht heiraten soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.“ Da sprach der König wenn sie den nicht heiraten wollte, sollte sie die königlichen Kleider ausziehen und Bauernkleider anziehen und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und einen Handel mit edeltem Geschirre anfangen. Da that sie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen irdenen Wert; sie versprach ihm auch, wenn sie's am Abend verkauft hätte, wollte sie es bezahlen. Nun sagte der König sie sollte sich an eine Ecke damit setzen und es verkaufen, dann erstellte er eiliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, ob alles in tausend Stücke ginge. Wie nun die Königstochter ihren Kram auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben. Sie fing an zu weinen und sprach „ach Gott, wie will ich nun den Töpfer bezahlen.“ Der König aber hatte sie damit zwingen wollen ein Hauptmann zu heiraten, statt dessen ging sie wieder zum Töpfer und fragte ihn ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, sie sollte erst das vorige bezahlen. Da lag sie zu ihrem Vater, schrie und jammerte, und sagte sie wollte in die Welt hinausgehen. Da sprach er „ich will dir draußen in dem Wald ein Häuschen bauen lassen, darin sollst du dein Verbot sitzen und für jedermann kochen, du darfst aber kein Geld nehmen.“ Als das Häuschen fertig war, ward vor der Thüre ein Schild gehängt, darauf stand geschrieben „heute umsonst, morgen für Geld.“ Da saß sie lange Zeit, und nach es sich in der Welt herum, da saß eine Jungfrau, die kochte umsonst, und das stand vor der Thüre an einem Schild. Das hörte auch der König und dachte „das wäre etwas für mich, du bist doch arm und hast kein Geld.“ Er nahm also eine Windbüchse und den Degen, worin noch alles steckte,

was er damals im Schloß als Wahrzeichen mitgenommen hatte, ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild „heute umsonst, morgen für Geld.“ Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Miesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch bilschön. Sie fragte wo er her käme und hin wollte, da sagte er „ich reise in der Welt herum.“ Da fragte sie ihn wo er den Degen her hätte, da stände ja ihres Vaters Name darauf. Fragte er ob sie des Königs Tochter wäre. „Ja,“ antwortete sie. „Mit diesem Säbel,“ sprach er, „habe ich drei Miesen den Kopf abgehauen“ und holte zum Zeichen ihre Ringe aus dem Mantel, dann zeigt er ihr auch den Pantoffel, den Schlippen vom Halsstuch und das Stiel vom Heub. Da war sie voll Freude und sagt er wäre derjenige der sie erlöst hätte. Darauf gingen sie zusammen zum alten König und holten ihn herbei, und sie führte ihn in ihre Kammer und sagte ihm der Jäger wäre der rechte der sie von den Miesen erlöst hätte. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle sah, da konnte er nicht mehr zweifeln und sagte es wäre ihm lieb daß er wollte wie alles zugegangen wäre, und er sollte sie nun auch zur Gemahlin haben; das über freute sich die Jungfrau von Herzen. Darauf kleidete sie ihn, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gastmahl anstellen. Als sie nun zu Tisch gingen kam der Hauptmann auf die linke Seite der Königs Tochter zu sitzen, der Jäger aber auf die rechte: und der Hauptmann meinte das wäre ein fremder Herr und wäre zum Besuch gekommen. Wie sie gegessen und getrunken hatten, sprach der alte König zum Hauptmann er wollte ihm etwas aufgeben das sollte er erraten: wenn einer spräche er hätte drei Mieses uns Leben gebracht, und er gefragt würde, wo die Ringe der Miesen wären, und er müsste zusehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zuginge? Da sagte der Hauptmann „sie werden keine gehabt haben.“ — „Nicht so,“ sagte der

König „jedes Wetter hat eine Zunge,“ und fragte weiter was der wert wäre, daß ihm widerspreche? Antworte der Hauptmann „der gehört in Stücke zerrissen zu werden.“ Da sagte der König er hätte sich selber sein Urtheil gesprochen, und ward der Hauptmann gefänglich gesetzt und dann in vier Stücke zerrissen, die Königstochter aber mit dem Jäger vermählt. Danach holte er seinen Vater und seine Mutter herbei, und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

112.

Der Dreschflegel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen zum Pflügen aus. Als er auf den Acker kam, da singen den beiden Thieren die Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Hans wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit zum Thor hinein konnte. Zu gutem Glück kam gerade ein Metzger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Metzger ein Maß Alesbainen bringen, der wolle ihm dann für jedes Korn einen brabantischen Thaler auszählen. Das heißt ich gut verkauft! Der Bauer ging nun heim, und trug das Maß Alesbainen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Metzger bezahlte ihn wie gehandelt war richtig aus; hätte der Bauer das Korn nicht verloren, so hätte er einen brabantischen Thaler mehr gehabt. Indessen, wie er wieder des Wegs zurückkam, war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. Da dachte der Bauer „weil die Gelegenheit da ist, mußt du doch sehen, was die Engel da droben machen, und ihnen einmal unter die Augen gucken.“ Also stieg er hinauf und sah daß die Engel oben Hader droschen und schaute das mit an: wie er so schaute, merkte er, daß der Baum, worauf er stand, anfing zu wackeln, guckte hinunter und sah daß ihn eben einer muthauen wollte. „Wenn du da herab stürztst, das wäre ein böses Ding,“ dachte er, und in

der Noth wußt er sich nicht besser zu helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die haufenweis da lag, und daraus einen Strick drehle; auch griff er nach einer Hacke und einem Dreschflegel, die da herum im Himmel lagen, und ließ sie an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes tiefes Loch, und da war es ein rechttes Glück, daß er die Hacke hatte, denn er hackte sich damit eine Treppsteg in die Höhe und brachte den Dreschflegel zum Vorschein mit, so daß niemand an seiner Erzählung mehr zweifeln konnte.

118.

De beiden Spinnestruer.

Et was mol en skinnig weest, de hadde en skinnen Jung
kegen, in den sin Teiken (Zeichen) hadde stahn, he sullt wi
einen Hirsch hinnebracht weren, wenn he festeln Johr alt wā
Ase he mit so wilt anevassen was, do giengen de Jāgers in
mit hinne up de Jagd. In den Hölte, do skinnut de skinnig
sohn ble de anneren denne (von den andern weg), up ein
sicht he do ein grooten Hirsch, den wullt he scheiten, he lū
en awerst nū dreppen; up't lest is de Hirsch so lange sīk ih
herut laupen, bis ganz ut den Hölte, do steht do up ein
so ein grot lant Wain stad des Hirschens, de segd „nu dat
gut, dat ik dit hewe; ik hewe schon sess paar gleserne Schl
schau hinner die caput jaget un hewe dit nū kregen kōnn
Do skinnut he ih mit sīk un schlippel em dū ein grot Wa
bis sīk en grot skinnigsschlott, da nū he mit an'n Dist
eten wat. Ase se losammen wat geeten heb, segd de sk
„ik heve drei Döchter, ble der besten mußt du en Nacht wach
von des Owendes nlegen Uhr bis Morgen sess, nu ik kunn
jedesmol, wenn de stode schlāt, sīkvens un rope, un we
du mie dann eine Antwort gibst, so werst du Morgen hin
bracht, wenn du awerst mie kunn Antwort gibst, so sals
se tor Krugge heven.“ Ase do die jungen Ende up de Schl
kammer kāmē, do stund der en steinere Christoffel, do se

de Künigsdochter to enne „um ılegen Ihr künnet mın Telte (Vater), alle Stunne bis et drele schläit, wenn he froget, so gıvıet gı em Antwort statt des Künigsgıhus.“ Do ılkede de stelnrne Chrıstoffel mit den Koppo ganz schıvıne un dann stınner laufsamer, bis he to lesse ıwer stille stand. Den anıeren Morgen, da segd de Künig to enne „du hest dıne Sacken gut macket, aberst mıne Dochter kann ıı nıg hergleıven, du möstest dann en Nacht ble de twelnden Dochter wacken, dann wıll ıı mıe mal drıp bedenken, ob du mıne ılleste Dochter tor Frıgge heıven kınnt; aberst ıı kınne olle Stunne stıvenst, un wenn ıı ble rope, so antworte mıe, un wenn ıı ble rope un du antwortest nıg, so soll stelten dıı Wıand stır mıe.“ Un do geıgen de belden ıp de Schlopfammer, do stand do noch en grötteren stelnernen Chrıstoffel, dato seg de Künigsdochter „wenn mın Telte frögt, so antworte du.“ Do ılkede de grote stelnrne Chrıstoffel ıwer mit den Koppo ganz schıvıne un dann stınner laufsamer, bis he to lesse ıwer stille stand. Un de Künigsgıhı legte sıı ıp den Dörsıll (Thırschwelle), legte de Hand unner den Kopp un schläp ııne. Den anıeren Morgen seh de Künig to ııne „du hast dıne Sacken twaren gut macket, aberst mıne Dochter kann ıı nıg hergleıven, du möstest sıs ble der jıngesten Künigsdochter en Nacht wacken, dann wıll ıı mıe bedenken, ob du mıne twelbe Dochter tor Frıgge heıven kınnt; aberst ıı kınne olle Stunne stıvenst un wenn ıı ble rope, so antworte mıe, un wenn ıı ble rope un du antwortest nıg, so soll stelten dıı Wıand stır mıe.“ Do geıngen se ıwer tohope (zusammen) ıp ehre Schlopfammer, do was do noch en vıel grötterı un vıel lıngern Chrıstoffel, ase ble de twel ersten. Dato segte de Künigsdochter „wenn mın Telte rüpet, so antworte du,“ do ılkede de grote lange stelnrne Chrıstoffel wohl ene hastıve Stunne mit den Koppo, bis de Kopp tofesi ıwer fılle stand. Un de Künigsgıhı legte sıı ıp de Dörsıll un schläp ııne. Den anıern Morgen, do segd de Künig „du hast twaren gut wacket, aberst ıı kann ble nan mıne Dochter nıg gııven, ıı heıve so en groten Wıall, wenn

du nle den von hltte Morgen sesse bis Oubds sesse ashogget, so will ik nle drup bedenken." Do dehe (hat d. i. gab) he sinne en gleserne Eze, en glesernen Kieł un en gleserne Hoft-hacke midde. Wie he in dat Hoft kummen is, do hoggete he einmal to, do was de Eze entwet: do nam he den Kieł un schlett einmal mit de Hofthacke daruppe, do is et so hurt un so kleu ase Grutt (Sand). Do was he so bedröwet un glöbte un müste he sterwen, un he gelt sitten un grient (weint). Aisset un Widdag is, do segd de Künig „eine von iur Wälen muot sinne wat to etten bringen.“ — „Nee,“ segged de beiden Ules-sen, „wie wilt in nids bringen, wo he dat feste ble wartet het, de kann in and wat bringen.“ Do muot de iungeste weg un bringen sinne wat to etten. Ase in den Walle kummet, da frägt se in wie et sinne glenge? „D,“ sehe he, „et glenge in ganz schlechte.“ Do sehe se he sull herkommen un etten eest en bitten; „ene,“ sehe he, „dat sinne he nig, he müste so doch sterwen, etten will he nig mehr.“ Do gab se sinne so viel gute Woore, he müchte et doch versöken: do künnt he un ett wat. Ase he wat getten hett, do sehe se „ik will die eest en bitten lusen, dann werst du amerst to Stunnen.“ Do se in luset, do werd he so mühe un schlöppet in, und do nimmnet se ehren Dood un künnet en Amupp do in, un schält in dreimal up de Gere un segd „Arweggers, hernt!“ Do wahren glet so viele Erdmännkens hersur kummen un hadden froget wat de Künigsdochter befelde. Do seh se „in Tied von drei Stunnen muot de grote Wall ashoggen un olle dat Hoft in Hben settet sien.“ Do glengen de Erdmännkens hernut un boen ehre ganze Bewahrschap up, dat se ehren an de Arwelt helpen sullen. Do slengen se glet an, un ase de drei Stunne sinne wahren, do is olles to Enne (zu Ende) west: un do keimen se wter to der Künigsdochter un sehent ehr. Do nimmnet se wter ehren witten Dood un segd „Arweggers, nah Gns!“ Do siet se olle wter wege west. Do de Künigssohu upwacket, so werd he so frau, do segd se „wem et un sesse schoen het, so künne nah Gns.“ Dat het he and bevolget.

un do frägt de Künig „heft du den Ball aawen (ab)?“ — „Jo“ segd de Künigssohn. Ase se do an een Diste stiet, do seh de Künig „It kann bi nan mine Dochter nie tor Frigge glewen, he müste eest nan wat minne se dohen.“ Do frägt he wat dat denn sien sulle. „It heve so en grot Diedt,“ seh de Künig, „do most du den annern Morgen hlinne un most en uutschloen, dat he so blaut is ase en Spegel, un et nilltet von ollerhand Fiste dorkhne sien.“ Den annern Morgen do gav ihne de Künig ene gleserne Schute (Schuppe) un segd „minne seff Ihr mot de Diedt ferrig sien.“ Do geht he weg, ase he ble den Diedt kummet, do steckt he mit de Schute in de Wuthe (Moor, Sumpf), do brack se af: do steckt he mit de Sacken in de Wuthe, un et was woler caput. Do werd he ganz bedröwet. Den Wilddag brachte de jlingeste Dochter ihne wat to etten, do frägt se wo et ihne gleuge? Do seh de Künigssohn et gleuge ihne ganz schlechte, he sull seinen Kopp wohl inlsen nuntten: „dat Geschirr is nie wir Klein gohen.“ — „O,“ seh se, „he sull kummen un etten eest wat, dann werst du annern Sinnes.“ — „Ne,“ segte he, „etten kunn he nig, he wer gar to bedröwet.“ Do givt se ihne viel gude Waore bis he kummet un ett walt. Do luset se ihu woler, un he schloppet in: se nillmet von nlggen en Dood, schlett en Knupp do lüne un koppet mit den Knuppe dreimal up de Gere un segt „Aweggers, herut!“ Do kummt gillet so viele Gerdmännkens un froget olle wat ehr Begeren wlr. In Elb von drei Stunne mosten se den Diedt ganz uutschloen hewen, un he müste so blaut sien, dann man sit lüne spelgeten ihne, un von ollerhand Fiste mosten dorkhne sien. Do gleugen de Gerdmännkens hlinn un boen ehre Verwandchap up, dat se ihnen helpen sullen; un et is and in zwel Stunnen ferrig west. Do kummet se woler un segd „wle hāt dohen, so us besolen is.“ Do nillmet de Künigsdochter den Dood un schlett woler dreimal up de Gere un segd „Aweggers, to Hus!“ Do slet se olle woler weg. Ase do de Künigssohn upwacket, do is de Diedt ferrig. Do geht de Künigsdochter and weg, un segd

wenn et jesse wär, dann sull he nah Sus kummen. Ase he do nah Sus kummet, do frägt de Künig „hes du den Diet ferrig?“ — „Jo,“ seh de Künigssohn. Dat wilr schöne. Do se do wler to Diste sittet, do seh de Künig „du hast den Diet waren ferrig, awerst il kann di mine Dochter noch nie giewen, du moßt eest nan eins dohen.“ — „Wat is dat deun?“ frögte de Künigssohn. Se hebde so en grot Berg, do wilren luter Dorenbusse anne, de moßten alle affhoggen wexen, un bowen up moße he en grot Schlott buggen, dat moße so wacker sien, ase’t nu en Menste denken kunne, un olle Juggedünse, de in den Schlott gehorden, de müßten der olle inne sien. Do he un den anneren Morgen up flet, do gav ilune de Künig en glesernen Exen un en glesernen Doren mie: et moßt awerst um sess Uhr ferrig sien. Do he an den eersten Dorenbusse mit de Exen anhogget, do gleng se so lurt und so klei dat de Sülster rund um ilune herfloen, un de Doren kunn he aut nig bruden. Dow ar he ganz bedröivet un toßte (wartete) up sine Leiweste, op de nie keine un ihm ut de Haut hilpe. Ase’t do Widdag is, do kummet se un bringet wat to etten: do geht he ehr in de Wäte (entgegen) un vertellt ehr alles un ett wat, un lett sik von ehr lusen un schloppet in. Do nimmiet se wler den Knupp un schlett donit upp de Gere un segd „Arweggers, herut!“ Do kummet wler so blef Gerdmännelens und froget wat ehr Begeren wilr? Do seh se „in Lieb von drei Stimmen müttet ju den ganzen Busch affhoggen, un bowen uppe den Berge do mot en Schlott stöhen, dat mot so wacker sien, ase’t nu ener denken kann, un olle Juggedünse müttet do inne sien. Do glenge se ilune un boen ehre Verwanschup up, dat se helpen sullen, un ase te Lieb minne was, do was alles ferrig. Do kummet se to der Künigsdochter un segget dat, un de Künigsdochter nimmiet den Doog und schlett dreimol donit up de Gere un segd „Arweggers to Sus!“ Do flet se gilet olle wler weg west. Do un de Künigssohn upwerket, un alles soh, do was he so frau ase en Vogel in der Luft. Do et do jesse schloen hadde, do glengen se tohaupe nah

Sus. Do segd de Künig „is dat Schloß auch fertig?“
 „Jo“ seh de Künigssohn. „Ase do to Disle stiet, do segd i
 Künig „miae Jungeste Dochter kann ik nie giewen, besur d.
 twel Oldesten frigget het.“ Do wor de Künigssohn un de Künigs-
 dochter ganz bedröwet, und de Künigssohn wuiste sik gar nig
 to bergen (helfen). Do kummet he wol ble Nacht do der
 Künigsdochter nu löppet dermit furt. Ase do en blicken weg-
 flet, do licket sik de Dochter wol umme und sikht ehren Vader
 hinner sik. „O,“ seh se, „wo sull wie dat machen? mih Va-
 der is hinner us un will us unneholen: ik will die grade
 to’n Dörenbustt machen un mie tor Rose un ik will nie immer
 midden in den Bustt waaren (schliken).“ Ase do de Vader
 an de Stelle kummet, do stiet do en Dörenbustt un ene Rose
 do anue: do will he de Rose afbrecken, do kummet de Dören
 un stecket sin in de Finger, dat he wiler nah Sus gehen muet.
 Do frägt sine Frugge worumme he se nig hädde middebrocht.
 Do seh he he wiler der bast ble west, awerst he hedde se uppen
 wol ut den Gesichte verloren, un do hädde do en Dörenbustt
 un ene Rose stohen. Do seh de Künigin „heddest du ment
 (nur) de Rose afbrecken, de Bustt hedde sullen wohl kummen.“
 Do gelt he wiler weg un will de Rose herholen. Unwerdes
 waaren awerst de beiden schon wiet öwer Feld, un de Künig
 löppet der hinner her. Do licket sik de Dochter wiler umme
 un sikht ehren Vader kummen: do seh se „o, wo sull wie et
 un machen? ik will die grade tor Kerke machen un mie tom
 Pastroer: do will ik up de Kanzel stohn un predigen.“ Ase do
 de Künig an de Stelle kummet, do stieht do ene Kerke, un up
 de Kanzel is en Pastroer un priediget: do hort he de Priedig
 to un gelt wiler nah Sus. Do frägt de Künigine worumme
 he se nig midde brocht hedde, da segd he „nee, ik hewe se so
 lange nachslapen, un as ik glovte ik wer der bold ble, do stiet
 do en Kerke un up de Kanzel en Pastroer, de priedigte.“ —
 „Du häddest sullen ment den Pastroer bringen,“ seh de Fru,
 „de Kerke hädde sullen wohl kummen: dat ik die ank (wenn
 ich dich auch) sehle, dat kann nig mer helpen, ik muet sik-

wenst hlinne gohen.“ Ase se do ene Biele wege is un de beiden von fern slyht, do licket sil de Künigsdochter umme un slyht chre Moder kummen un segd „nu se wle unglückst, un kummet intene Moder slywenst: it will die grade toum Dier maaken un nile toum Fisl.“ Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dier, un in de Wldde spraut en Fisl herumme un licket mit den Kopp ut den Water un was ganz lustig. Do wull se geren den Fisl irigen, alverst se kun sin gar nlg saugen. Do werd se ganz böse un drinet den ganzen Dier ut, dat se den Fisl irigen will, alverst do werd se so stwek, dat se sik spiggen mott un spigget den ganzen Dier wler ut. Do seh se „it sehe do wohl dat et olle nig me helpen kann:“ sel mochten un wler to chr kummen. Do gohe se dann auch wler hlinne, un de Küniginne gylt der Dochter dret Wallustte und segd „do kannst du die mit helpen, wenn du in dine hßgste Naud bist.“ Un do giengen de jungen Eld wler tohanpe weg. De se do wohl tein Stunne gohen hadden do kummet se an dat Schloß, wovon de Künigsfuhn was, un dohle was en Dorp. Ase se do anne kelnert, do segd de Künigsfuhn „blyef hle, mine Zehveste, it will eest up dat Schloß gohen, un dann will it mit den Wagen un Bedeluten kummen un will die afholen.“ Ase he do up dat Schloß kummet, do werd se olle so frau dat se den Künigsfuhn nu wle helt: do vertelt he he hedde ene Brnt, un de wlr jekt in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hlnkreden un se holen. D spant se auch gylt an, un vtele Bedeluten setten sich up den Wagen. Ase do de Künigsfuhn lustlegen will, do gav si sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat schehe was un auch wat he dohen will. Do besal de Moder se sulle wler utspannen, un do giengen se olle wler in't Hus. Do Wästen alverst sitt in Dorpe un suert un suert un meint e sull se afholen, et kummet alverst kelnert. Do bermaket (vermietet) sil de Künigsdochter in de Wuhle, de hoerde ble do Schloß, do mosse se olle Rohmlddage ble den Walter stlle un Stunze schliken (Gefäße reinigen). Do kummet de Kün

glime mol von den Schlotte gegohen, un gohet an den Waler
spazieren, un selhet dat wackere Mäken do sitten, do segd se
„wat is dat sike en wacker Mäken! wat geföllt mie dat gut!“
Do licket se et olle an, awerst keen Wenske hadde et land. Do
gelt wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Mäken eerlist un
getrugge ble den Wäller delut. Unnerdes hadde de Küniglime
ene Frugge sike ehren Suhn socht, de is ganz feren ut der
Weld weft. Ase do de Brut ankünmet, do sölt se glist to-
hanpe giewen weren. Et laupet so viese Eilde tosamten, de dat
olle selhen wilt, do segd dat Mäken to den Wäller he mögle
ehr doch auch Verköb giewen. Do seh de Wäller „go menten
hlimie.“ Ase't do weg wilt, do maket et ene van den drel
Wasskitten up, do legt do so en wacker Kleid inne, dat trecket
et an un gient domie in de Kerke gien den Ktor stohen.
Up einmol künmt de Brut un de Bräune (Bräutigam), un
settet sik sike den Ktor, un ase de Pastoer se do Inseguen wilt,
do licket sik de Brut van der Sätwe (selbstwärts), un sikt et do
stohen, do sielt se wier up, un segd se wilt sik nie giewen
loten, bis se auch so en wacker Kleid hadde, ase de Dame. Do
gelingen se wier nah Hus un lüten de Dame froen ob se dat
Kleid wohl verkofte. Nee, verlaufen dan se't nlg, awerst ver-
deinen, dat mögte wohl sien. Do fragten se ehr wat se denn
doheu sullen. Do segd se wenn se van Nachte für dat Dohr
van den Künigssuhn schlafen döfste, dann wilt se et wohl
doheu. Do seget se jo, dat sul se menten doheu. Do miltet
de Bedeluten den Künigssuhn en Schloppdruck ingewen, un
do legt se sik up den Siss un ghuselt (wuselt) de heise Nacht,
se hadde den Woll sike in ashoggen loten, se hadde de Diet
sike in utschoen, se hadde dat Schloft sike in bugget, se hadde
lime ton Dörenbusch maket, dann wier tor Kerke un tolest
tom Diet, un he hadde se so geschulime vergeten. De Künigs-
suhn hadde nicks davon hört, de Bedeluten awerst wilken up-
wartet un hadden tofustert un hadden nie wist wat et sult
bedilen. Den anneren Morgen, ase se upstohen wilken, do
trout de Brut dat Kleid an, un fort mit den Bräunen nah

der Kerle. Unerdes machet dat wackeren Wäken de twelde Wallmütt up, un do is nau en schöner Kleid linn, dat thilt et wter an un gelt domie in de Kerle gigen den Astor stohen, do gelt et dann ewen wie dat vlrge mol. Un dat Wäken liegt wter en Nacht für den Skll, de nah des Klnigsstuhns Stobe gelt, un de Bedeluten stllt ihn wter en Schlopdruul luglewen; de Bedeluten kummet awerst un glewet linn wat to wacken, domie legt he sit to Bedde: un de Müllersmaged für den Dürsill glinselt wter so viel und segd wat se dohen hädde. Dat hört olle de Klnigsstuh un werd ganz bedröwet, un et söllt linn olle wter bie wat vergangen was. Do will he nah ehr gohen, awerst linn Moder hädde de Dör toschlotten. Den annern Morgen awerst gien he glet to siuer Leiwesten und vertellte ehr olles, wie et mit linn togangen wlr, un se mögte linn doch nlg bruse für dat he se so lange vergetten hädde. Do machet de Klnigsdochter de drible Wallmütt up, do is nau en viel wackerer Kleid linn: dat trecket sie an un söt mit ehrem Bräuen nah de Kerle, un do leimen so viele Klnner, de gelwen linn Wonen un hellen linn bunte Wänner für de Stöte, un se seiten sil lufeguen un hellen ene lustige Hochtiad; awerst de falsche Moder und Brut moften weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

114.

Vom Ingen Schneiberlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; laun ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei Ältesten sie hätten so manchen feinen Stich gethan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unwilliger Springinsfeld, der nicht einmal sehr Sandwerk verstand, aber meinte

er mußte dabei Glück haben, denn woher sollte's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm „bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bishen Verstande nicht weit kommen.“ Das Schneidderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten sie sollte ihnen ihre Nässeln vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihr wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin „ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ — „Wein's weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kummel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach „falsch geraten, antworte der zweite.“ Da sagte der zweite „ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Brateurod.“ — „Falsch geraten,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneidderlein lech hervor, und sprach „die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß, und wäre vor Schrecken beinahe hingefallen, denn das Schneidderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wieder kam, sprach sie „damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun, unten im Stall liegt ein Vär, bei dem sollst du die Nacht zubringen: wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber damit wollte sie das Schneidderlein los werden, denn der Vär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Taugen gekommen war. Das Schneidderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt, und sprach „frisch gewagt, ist halb gewonnen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneidderlein hinunter zum Vären gebracht. Der Vär wollte auch gleich auf

den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tazze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, welsche Nisse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Wär das sah, legte er Lust und wollte auch Nisse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nisse sondern Wackersteine. Der Wär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts ausbringen, er mochte beißen wie er wollte. „El,“ dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! kannst nicht einmal die Nisse aufbeißen“ und sprach zum Schneiderlein „mein, beiß mir die Nisse auf.“ — „Da siehst du was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuss nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuss in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Wär, „wenn ich's so ansehe, ich mein ich miß't's auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Wär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht daß er sie ausgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Klotze unter dem Klotz hervor und spielte sich ein Silbchen darauf. Als der Wär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen und als er ein Weilschen getauzt hatte, gestiet ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach „hör, ist das Weigen schwer?“ — „Kunderleicht siehst du, mit der Linken leg ich die Fluger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da geht's lustig, hopsasa, vivaallalera?“ — „So Weigen,“ sprach der Wär, „das miß't ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, so oft ich Lust hätte. Was melust du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?“ — „Von Herzen gern,“ sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tazen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da

ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Wär legte seine Laken darauf, das Schneiderteln aber schraubte sie fest und sprach „nun warte bis ich mit der Schere komme,“ ließ den Wären brummen, so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bünd Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Wären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Baraus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderteln ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderteln zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sehr Mißfall nicht gaben, in den Stall und schraubten den Wären los. Der Wär in voller Wuth rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schrauben und brummen: es ward ihr angst, und sie rief „ach, der Wär ist hinter uns und will dich holen.“ Das Schneiderteln war stix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief „sichst du den Schraubstock? wann du nicht gehst, so sollst du wie der hinein.“ Wie der Wär das sah, drehte er um und lief fort. Welcher Schneider-
teln fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Waldlerche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

115.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeid hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude, und da

dachte er der hätte vil Geld bei sich und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los, und sprach „gib mir dein Geld, oder ich schlag dich tot.“ Da sagte der Jude „schenkt mir doch das Leben, Geld hab ich kein und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schnelider aber sprach „du hast doch Geld, und das soll auch heraus,“ brachzte Gewalt und schlug ihn so lange bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und starb damit. Der Schnelidergefell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich, und heiratete sie und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Über lang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwelgerwaler und Schwelgermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte da schien die Sonne darauf und der Widerschein blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Krugel daran. Da sah der Schnelider hinauf und sprach „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!“ Die Frau sprach „ei, lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?“ Er antwortete „das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach „wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen“ und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihn keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen „die klare Sonne wird's an den Tag bringen!“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen

moßen, und hält an der Wand geknütt und Krügel gemacht, sie hält's aber nicht gekunt. Danach bat er sie noch besonders, sie dürste es niemand sagen, sonst käm er um sein Leben, das versprach sie auch. Als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gebatterin und vertraute ihr die Geschichte, sie dürste sie aber keinem Menschen wieder sagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

116.

Das blane Licht.

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient: als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm „du kannst heim gehen, ich brauche dich nicht mehr: Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienste dafür leistet.“ Da wußte der Soldat nicht womit er sein Leben fristen sollte: ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. „Gieb mir doch ein Nachtager und ein wenig Essen und Trinken,“ sprach er zu ihr, „ich verschmachte sonst.“ — „Oho!“ antwortete sie, „wer glebt einem verlaufenen Soldaten etwas? doch will ich barmherzig ein und dich aufnehmen, wenn du thust was ich verlange.“ — „Was verlangst du?“ fragte der Soldat. „Dass du mir morgen meinen Garten umgräbst.“ Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig werden. „Ich sehe wohl,“ sprach die Hexe, „dass du heute nicht weiter kannst: ich will dich noch die Nacht behalten, dafür sollst du mir morgen ein Fuder Holz spalten und klein machen.“ Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und abends machte ihm die Hexe den Vor-

schlug noch eine Nacht zu bleiben. „Du sollst mir morgen nur eine geringe Arbeit thun, hinter meinem Hause ist ein alter wasserreicher Brunnen, in den ist mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verlischt nicht, das sollst du mir wieder herauf holen.“ Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rand nahe war, reichte sie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein,“ sagte er und merkte ihre bösen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehe.“ Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort.

Der arme Soldat stiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? er sah wohl daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er saß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in seine Tasche und fand seine Tabakspfeife, die noch halb gestopft war. „Das soll mein letztes Vergnügen sein,“ dachte er, zog sie heraus, zündete sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umhergezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte „Herr, was befehlst du?“ — „Was habe ich dir zu befehlen?“ erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles thun,“ sagte das Männchen, „was du verlangst.“ — „Gut,“ sprach der Soldat, „so hilf mir zuerst aus dem Brunnen.“ Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber nicht das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte, und der Soldat nahm so viel Gold als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zu dem Männchen „nun geh hin, blud die alte Hexe und führe sie vor das Gericht.“ Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Rater mit furchtbarem

Gefchrei schnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lang, so war das Mäunchen zurück, „es ist alles ausgerichtet,“ sprach es, „und die Beze hängt schon am Galgen.“ — „Herr, was befehlst du weiter?“ fragte der Kleine. „Du dem Augenblick nichts,“ antwortete der Soldat, „du kannst nach Haus gehen: sei nur gleich bei der Hand wenn ich dich rufe.“ — „Es ist nichts nötig,“ sprach das Mäunchen, „als daß du deine Pfefse an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.“ Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er gieng in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und er Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Mäunchen und sprach „ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich ortgeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.“ — „Was soll ich thun?“ fragte der Kleine. „Spät abends wenn die Königstochter im Bett liegt, so bring sie schlafend hlerher, sie soll Mägdebediente bei mir thun.“ Das Mäunchen sprach „für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das heraus kommt, wird es dir schimm ergehen.“ Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Hirtin auf, und das Mäunchen trug die Königstochter herein. „Aha, bist du da?“ rief der Soldat, „setz dich an die Arbeit! Ich, hol den Besen und lehr die Stube.“ Als sie fertig war, ließ er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach „zieh mir die Stiefel aus,“ warf sie ihr nun ins Gesicht und sie mußte sie aufheben, reinigen und äuzend machen. Sie that aber alles, was er ihr befahl, wie Widersprechen, stumm und mit halbgeschlossenen Augen. Als dem ersten Hahnschrei trug sie das Mäunchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, gieng sie zu ihrem Vater, und erzählte ihm sie hätte einen wunderschen Traum gehabt, „ich ward durch die Straßen mit

Witzgeschwelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit thun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so milde als wenn ich wirklich alles gethan hätte.“ — „Der Traum könnte wahr gewesen sein,“ sprach der König, „ich will dir einen Rat geben, stecke deine Tasche voll Erbsen und mach ein klein Loch in die Tasche, wirst du wieder abgeholt, so falle sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.“ Als der König so sprach, stand das Mäunchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Mäunchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnen schrei Mägdedienste thun.

Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen saßen die armen Kinder und saßen Erbsen auf und sagten „es hat heut Nacht Erbsen geregnet.“ — „Wir müssen etwas anderes ausfinden,“ sprach der König, „behalte deinen Schuh an, wenn du dich zu Bett legst, und ehe du von dort zurück kehrest, verstopfe einen davon; ich will ihn schon finden.“ Das schwarze Mäunchen vernahm den Aufschlag, und als der Soldat abends verlangte er sollte die Königstochter wieder herbeitragen, riet es ihm ab und sagte gegen diese Wollüste es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gesunde würde, so könnte es ihm schlimm ergehen. „Thue was ich dir sage,“ erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie verstopfte aber ehe sie zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett.

Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen: er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat selbst, der sich auf Witten des Kleinen zum Thor hinaus gemacht hatte, ward bald eingeholt und

ins Gefängnis geworfen. Er hatte sein Bestes bei der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er „sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus habe liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten.“ Der Kamerad lies ihn, und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht,“ sprach es zu seinem Herrn, „geh hin wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit.“ Am andern Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses gethan hatte, vernichtete ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was ihr eine?“ fragte der König. „Daß ich auf dem Weg noch eine Pfeife rauchen darf.“ — „Du kannst drei rauchen,“ antwortete der König, „aber glaube nicht daß ich dir das Leben schenke.“ Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Äpfel vom Stamm aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüttel in der Hand und sprach „was befehlt mein Herr?“ — „Schlag mir da die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden, und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat.“ Da fuhr das Männchen wie der Wind, zickzack, hin und her, und wenn es mit seinem Knüttel nur anrührte, der fiel schon zu Boden, und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Kissen und um nur das Leben zu behalten gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

117.

Das eigensinnige Kind.

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und Erde über es hingedeckt war, so kam aus einmal sein Armchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hinaulegte und frische Erde darüber thaten, so haß das nicht, und das Armchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehn und mit der Mute aufs Armchen schlagen, und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

118.

Die drei Felscherer.

Drei Felscherer reisten in der Welt, die meinten ihre Kunst angelernt zu haben und kamen in ein Wirthshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirt fragte wo sie her wären und hinaus wollten? „Wir ziehen auf unsere Kunst in der Welt herum.“ — „Zeigt mir doch einmal, was ihr könnt“ sagte der Wirt. Da sprach der erste er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheften: der zweite sprach er wollte sein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheften: der dritte sprach er wollte seine Augen austreten und morgen früh wieder einheften. „Könnst ihr das,“ sprach der Wirt, „so habt ihr angelernt.“ Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestreichen, das heilte zusammen, und das Gläschen, wo sie drin war, trugen sie beständig bei sich. Da schulten sie Hand, Herz und Auge vom Felde, wie sie gesagt hatten, legten's zusammen auf einen Teller und gaben's dem Wirt: der Wirt gab's einem Mädchen, das sollt's in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen

heimlichen Schatz, der war ein Soldat. Wie nun der Wirt, die drei Fehlscherer und alle Leute im Haus schliefen, kam der Soldat und wollte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schranthölzer zuzumachen, setzte sich zum Liebsten an Tisch, und sie schwärmten mitelpander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Kage hereingejuchelt, fand den Schrank offen, nahm die Hand, das Herz und die Augen der drei Fehlscherer, und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Gerät aufheben und den Schrank anzuschließen wollte, da sah es wohl daß der Teller, den ihm der Wirt aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz „ach, was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand ist fort, das Herz und die Augen sind auch fort, wie wird mir's morgen fröhlich ergehen!“ — „Sei still,“ sprach der Soldat, „ich will dir aus der Not helfen: es hängt ein Dieb draußen am Galgen, dem will ich die Hand abschneiden; welche Hand war's denn?“ — „Die rechte.“ Da gab ihm das Mädchen ein scharfes Messer, und er ging hin, schnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab und brachte sie herbei. Darauf packte er die Kage und steck ihr die Augen an; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geschlachtet und liegt das Schweinefleisch nicht im Keller?“ — „Ja“ sagte das Mädchen. „Nun, das ist gut“ sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz. Das Mädchen that alles zusammen auf einen Teller, und stellte ihn in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Fehlscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen legen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste heftete sich die Liebeshand an und bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die Kagenaugen und heftete sie ein; der dritte machte das Schweineherz fest. Der Wirt stand dabel, bewunderte ihre

Kunst und sagte dergleichen hätt er noch nicht gesehen, er wolle sie bei jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlte sie ihre Beche und reisten weiter.

Wie sie so dahin gingen, so blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, kletterte hin und schnüffelte darin herum, wie Schweine thun. Die andern wollten ihn an dem Klotzschlitten zurückhalten, aber das half nichts, er riß sich los und kletterte hin, wo der blasse Krieger lag. Der zweite stellte sich auch wunderbar an, ließ die Augen und sagte zu dem andern „Kamerad, was ist das? das sind meine Augen nicht, ich sehe ja nichts, setze mich doch an einer, daß ich nicht falle.“ Da gingen sie mit Wille fort zum Abend, wo sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zusammen in die Wirtsstube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorin Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckte ein paarmal mit dem Ohr und endlich, wie der Herr sich umwendete, griff er in den Hantel hinein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine sah und sprach „Kamerad, was machst du? stehlen darfst du nicht schön dich!“ — „Ei,“ sagte er, „was kann ich dafür! es ist nur in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht.“ Sie legten sich danach schlafen, und wie sie da lagen, ist's so flüster, daß man keine Hand vor Augen sehen kann. Am ehesten erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und sprach „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr weißen Mänschen, die da herumlaufen?“ Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er „es ist uns nicht richtig, wir haben das Unreine nicht wieder gekriegt, wir müssen zurück nach dem Wirt, der hat uns betrogen.“ Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und setzten dem Wirt sie hätten ihr richtig Werk nicht wieder gekriegt, der eine hatte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen, und der dritte eine Schweineherz. Der Wirt sprach darauf mit dem Mädchen schnell sein und wollte es rufen, aber wie die drei hatte kommen sehen, war es zum Hinterspörchen so

gelaufen, und kam nicht wieder. Da sprachen die drei er sollte ihnen viel Geld geben, sonst ließen sie ihm den roten Hahn übers Haus fliegen: da gab er was er hatte und nur anbringen konnte, und die drei zogen damit fort. Es war für ihr Verbot genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

119.

Die sieben Schwaben.

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der Tackel, der dritte der Markl, der vierte der Fergel, der fünfte der Mischel, der sechste der Hans, der siebente der Weltl; die hatten alle sieben sich vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Thaten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher glücken, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen aber recht starken und laugen Speiß machen ließen. Diesen Speiß laßen sie alle sieben zusammen an, vorn ging der Mischel und mächtigste, das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Weltl war der letzte.

Dem geschah es, als sie im Heumonath eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stük bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Hockfäßer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Stauden vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Speiß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Felbe ausbrach. „Horch, horch,“ rief er seinen Gefellen, „Gott, ich höre eine Trommel!“ Der Tackel, der hinter ihm den Speiß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach „etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Blindstich.“ Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an die Flucht zu ergreifen, und sprang im Huf über einen Baum, weil er

aber gerade auf die Rinken eines Stechens sprang, der vom Heilmachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O weh, o weh,“ schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergebe mich, ich ergebe mich!“ Die andern sechs hüpfen auch alle einer über den andern herzu und schrien „gleibst du dich, so geb ich mich auch, gleibst du dich, so geb ich mich auch.“ Endlich, wie kein Feind da war, der sie blenden und fortführen wollte, merkten sie daß sie betrogen waren: und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, und sie nicht gemarrt und gespottet würden, verschworen sie sich untereinander so lang davon still zu schwelgen, bis einer unversehrt das Maul aufthäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe, und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschrakn sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Thieres ausgesaut und hielten Rat was zu thun das wenigst gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie „wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, selch gewagt ist hat's gewonnen!“ faßten alle siebene den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Weibkl hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch lumer anhalten, der Weibkl aber war hinten ganz müdig geworden, wollte losbrechen und rief

„Stoß zu in aller Schwabs Name,
Sonst wünscht i, daß ihr nicht erlaßne.“

Aber der Hase wußt ihn zu treffen und sprach

„Beim Element, du haßt gut schwäbe,
Wißt stels der letzsch beim Drachehe.“

Der Weibkl rief

„Es wirb nit fehle um ei Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Bergfl die Riehe der sprach

„Nicht er es nit, so ischis sel Mutter
Ober des Zensels Stiesbruder.“

Der Markl hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Weill

„Gang, Weill, gang, gang du voran,
I will dahinte vor di stahn.“

Der Weill hörte aber nicht drauf, und der Sackl sagte

„Der Schulz, der muß der erschte sel,
Denn ihm gebührt die Ehr allei.“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitätlich

„So geht denn herzhaft in den Streik,
Hieran erkennt man tapfre Heut.“

Da gingen sie losgesant auf den Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Velftand an: wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst „hau! hurschau! hau! hauhau!“ Davon erwachte der Has, erschrat und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldstlichig sah, da rief er voll Freude

„Woh, Weill, lueg, lueg, was isch das?
Das Ungehtler hat a Has.“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein mosiges, flilles und tiefes Wasser, darliber nicht viel Bricken sind, sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen übersahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberachtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinliber kommen könnte? Der Mann verstand wegen der Welte und wegen ihrer Sprache nicht was sie wollten, und fragte auf sein Irierisch „wat? wat?“ Da meinte der Herr Schulz er spräche nicht anders als „wade, wade durchs Wasser, und hub an, weil er der vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versant er in den Echtaum und in die antrelbenden tiefen Wellen, seinen Gut aber jagte der Wind hinliber an das jenseitige Ufer,

und ein Frosch setzte sich dabei und quakte „wat, wat, wat.“ Die sechs andern hörten das drüben und sprachen „unser Gesellschaft, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihre sechs ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Hans kam.

120.

Die drei Handwerksburschen.

Es waren drei Handwerksbursche, die hatten es verabredet auf ihrer Wanderung beisammen zu bleiben und immer in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber fanden sie bei ihren Meistern kein Verdienst mehr, so daß sie endlich ganz abgerissen waren und nichts zu leben hatten. Da sprach der eine „was sollen wir anfangen? hier bleiben können wir nicht länger, wir wollen wieder wandern, und wenn wir in der Stadt, wo wir hin kommen, keine Arbeit finden, so wollen wir beim Herbergsvater ausmachen daß wir ihm schreiben wo wir uns aufhalten, und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen;“ das schien den andern auch das Beste. Sie zogen fort, da kam ihnen auf dem Weg ein reich gekleideter Mann entgegen, der fragte wer sie wären. „Wir sind Handwerksleute und suchen Arbeit; wir haben uns bisher zusammen gehalten, wenn wir aber keine mehr finden, so wollen wir uns trennen.“ — „Das hat keine Not,“ sprach der Mann, „wenn ihr thut was ich euch sage, soll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren.“ Der eine sprach „wenn's unserer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wir's wohl thun.“ — „Nein,“ antwortete der Mann, ich habe keinen Teil an euch.“ Der andere aber hatte nach seinen Füßen gesehen, und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Der Dritte aber sprach „gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abge-

sehen, sondern auf eines anderen Seele, der schon halb mein ist, und dessen Maß mir voll laufen soll." Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein, und der Teufel sagte ihnen was er verlangte, der erste sollte auf jede Frage antworten „wir alle drei,“ der zweite „uns Geld,“ der dritte „und das war recht.“ Das sollten sie immer hintereinander sagen, weiter aber durften sie kein Wort sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden: so lange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll sein. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel als sie tragen konnten, und hieß sie in die Stadt in das und das Wirtshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirt kam ihnen entgegen und fragte „wollt ihr etwas zu essen?“ Der erste antwortete „wir alle drei.“ — „Ja,“ sagte der Wirt, „das mein ich auch.“ Der zweite „uns Geld.“ — „Das versteht sich,“ sagte der Wirt. Der dritte „und das war recht.“ — „Inwoh! war's recht,“ sagte der Wirt. Es ward ihnen nur gut Essen und Trinken gebracht, und wohl aufbewahrt. Nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hieß der Wirt dem einen die Rechnung hin, der sprach „wir alle drei,“ der zweite „uns Geld,“ der dritte „und das war recht.“ — „Freilich ist's recht,“ sagte der Wirt, „alle drei bezahlen, und ohne Geld kann ich nichts geben.“ Sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen „die Leute müssen toll sein.“ — „Ja, das sind sie auch,“ sagte der Wirt, „sie sind nicht recht klug.“ So blieben sie eine Zeitlang in dem Wirtshaus und sprachen kein ander Wort als „wir alle drei, uns Geld, und das war recht.“ Sie sahen aber, und wußten alles was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach „Herr Wirt, heb Er mir mein Geld auf, da sind die drei närrischen Handwerksbursche, die möchten mir's stehlen.“ Das that der Wirt. Wie er den Mantelfack in seine Stube trug, stahlte er daß er schwer von Geld war. Daraus gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere

Stunde. Als Mitternacht war und der Wirt dachte sie schlafen alle, kam er mit seiner Frau, und sie hatten eine Holzart und schlugen den reichen Kaufmann tot; nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun Tag war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag tot im Bett und schwannte in seinem Blut. Da liefen alle Gäste zusammen, der Wirt aber sprach „das haben die drei tollen Handwerker gethan.“ Die Gäste bestätigten es, und sagten „niemand anders kann's gewesen sein.“ Der Wirt aber ließ sie rufen und sagte zu ihnen „habt ihr den Kaufmann getödtet?“ — „Wir alle drei,“ sagte der erste, „uns Geld“ der zweite, „und das war recht“ der dritte. „Da hört ihr's nun,“ sprach der Wirt, „sie gestehen's selber.“ Sie wurden also ins Gefängnis gebracht, und sollten gerichtet werden. Wie sie nun sahen daß es so ernsthaft ging, ward ihnen doch angst, aber nachts kam der Teufel und sprach „haltet mir noch einen Tag aus, und verschert euch Gilt nicht, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.“ Am andern Morgen wurden sie vor Gericht geführt: da sprach der Richter „seid ihr die Mörder?“ — „Wir alle drei.“ — „Warum habt ihr den Kaufmann erschlagen?“ — „Uns Geld.“ — „Ihr Bösewichter,“ sagte der Richter, „habt ihr euch nicht der Ehre geschent?“ — „Und das war recht.“ — „Sie haben bekannt und sind noch halsstarrig dazu,“ sprach der Richter, „illhrt sie gleich zum Tod.“ Also wurden sie hinausgebracht, und der Wirt mußte mit in den Kreis treten. Wie sie nun von den Fensterbänken gefaßt und oben aufs Gerüst geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte stand, kam auf einmal eine Kutsche mit vier blutroten Füllhnen bespannt, und fuhr daß das Feuer aus den Steinen sprang, aus dem Fenster aber wolte einer mit einem weißen Tuche. Da sprach der Scharfrichter „es kommt Gnade,“ und ward aus dem Wagen „Gnade! Gnade!“ gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und sprach „ihr drei seid unschuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt heraus was ihr gesehen und gehört habt.“ Da sprach der älteste „wir haben

den Kaufmann nicht getödtet, der Mörder steht da im Kreis" und deutete auf den Wirt, „zum Wahrzeichen geht hin in jenen Keller, da hängen noch viele andere, die er uns Leben gebracht.“ Da schickte der Richter die Senkernächte hin, die fanden es, wie's gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirt hinauf führen und ihm das Haupt abschlagen. Da sprach der Teufel zu den dreien „unnt hab ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seid aber frei und habt Geld für euer Lebtag.“

121.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Es war einmal ein Königssohn, dem gesiel's nicht mehr daheim in seines Vaters Haus, und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er „ich will in die weite Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang, und ich werde wunderliche Dinge genug sehen.“ Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immer zu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich zu, daß er vor eines Kiesen Haus kam, und weil er müde war, setzte er sich vor die Thüre und ruhte. Und als er seine Augen so hin und her gehen ließ, sah er auf dem Hof des Kiesen Spielwerk liegen: das waren ein paar mächtige Kugeln und Kegel so groß als ein Mensch. Über ein Beckchen brach er Lust, stellte die Kegel auf und schob mit den Kugeln nach, schrie und rief wenn die Kegel fielen, und war guter Dinge. Der Kiese hörte den Lärm, streckte seinen Kopf zum Fenster heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als andere, und doch mit seinen Kegeln spielte. „Wahrnehmen," rief er, „was legest du mit meinen Kegeln? wer hat dir die Stärke dazu gegeben?" Der Königssohn schante auf, sah den Kiesen an und sprach „o du Klotz, du meinst wohl, du hättest allein starke Arme? Ich kann alles, wozu ich Lust hab.“ Der Kiese kam herab, sah dem Kegel ganz verwundert zu und sprach „Menschenkind, wenn du der Art bist, so

geh und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens." — „Was willst du damit?" sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht für mich," antwortete der Miese, „aber ich habe eine Braut, die verlangt danach; ich bin weit in der Welt umher gegangen und kann den Baum nicht finden." — „Ich will ihn schon finden," sagte der Königssohn, „und ich will nicht was mich abhalten soll, den Apfel herunter zu holen." Der Miese sprach „du meinst wohl das wäre so leicht? der Garten, worin der Baum steht, ist von einem eisernen Gitter umgeben, und vor dem Gitter liegen wilde Tiere, eins neben dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein." — „Mich werden sie schon einlassen," sagte der Königssohn. „Ja, gelangst du auch in den Garten und siehst den Apfel am Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein: es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken wenn er den Apfel erreichen und abbrechen will, und das ist noch keinem geglückt." — „Wir soll's schon glücken," sprach der Königssohn.

Da nahm er Abschied von dem Miesen, ging fort über Berge und Thal, durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Thiere lagen rings herum, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht, als er herankam, sondern er trat über sie weg, stieg über das Gitter und kam glücklich in den Garten. Da stand mitten in dem Garten der Baum des Lebens, und die roten Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe, und wollte er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er steckte seine Hand ohne Mühe hindurch und brach den Apfel. Der Ring schloß sich fest an seinen Arm und er stieß wie auf einmal eine gewaltige Kraft durch seine Adern drang. Als er mit dem Apfel von dem Baum wieder herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern saßte das große Thor und brauchte nur einmal daran zu schütteln, so sprang es mit Krachen auf. Da ging er hinaus, und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wieder

geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wut und Wildheit, sondern er folgte ihm demüthig als seinem Herrn.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel und sprach „siehst du, ich habe ihn ohne Mühe geholt.“ Der Riese war froh daß sein Wunsch so bald erfüllt war, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel, den sie verlangt hatte. Es war eine schöne und kluge Jungfrau, und da sie den Ring nicht an seinem Arm sah, sprach sie „ich glaube nicht eher daß du den Apfel geholt hast, als bis ich den Ring an deinem Arm erblicke.“ Der Riese sagte „ich brauche nur heim zu gehen und ihn zu holen“ und meinte es wäre ein leichtes dem schwachen Menschen mit Gewalt weg zu nehmen, was er nicht guthwillig geben wollte. Er forderte also den Ring von ihm, aber der Königssohn weigerte sich. „Wo der Apfel ist muß auch der Ring sein,“ sprach der Riese, „gibst du ihn nicht guthwillig, so mußt du mit mir darum kämpfen.“

Sie rangen lange Zeit miteinander, aber der Riese konnte dem Königssohn, den die Zauberkraft des Ringes stärkte, nichts anhaben. Da sann der Riese auf eine List und sprach „wir ist warum geworden bei dem Kampf, und dir auch, wir wollen im Flusse baden und uns abkühlen, eh wir wieder anfangen.“ Der Königssohn, der von Falschheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, streifte mit seinen Kleidern auch den Ring vom Arm und sprang in den Fluß. Als bald griff der Riese nach dem Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der den Diebstahl bemerkt hatte, setzte dem Riesen nach, riß den Ring ihm aus der Hand und brachte ihn seinem Herrn zurück. Da stellte sich der Riese hinter einen Eichbaum, und als der Königssohn beschäftigt war seine Kleider wieder anzuziehen, überfiel er ihn und stach ihm beide Augen aus.

Nun stand da der arme Königssohn, war blind und wußte sich nicht zu helfen. Da kam der Riese wieder herbei, faßte ihn bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte, und führte ihn auf die Spitze eines hohen Felsens. Dann ließ er ihn stehen, und dachte, „noch ein paar Schritte weiter, so stürzt er

sich tot, und ich kann ihm den Ring abziehen." Aber der treue Löwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Kiesel fest und zog ihn allmählich wieder zurück. Als der Riese lein den Toten berauben wollte, sah er daß seine List vergeblich gewesen war. „Ist denn ein so schwaches Menschenkind nicht zu verderben!" sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und führte ihn auf einem andern Weg noch immer zu dem Abgrund: aber der Löwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn auch hier aus der Gefahr. Als sie zum Stand gekommen waren, ließ der Riese die Hand i Blinden fahren und wollte ihn allein zurücklassen, aber Löwe ließ den Riesen, daß er hinabstürzte und zerschmettert auf den Boden fiel.

Das treue Tier zog seinen Herrn wieder von dem Abgrund zurück und setzte ihn zu einem Baum, an dem ein Bach floss. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Löwe legte sich und spritzte mit seiner Zunge ihm das Wasser ins Antlitz. Nun hatten ein paar Tröpfchen die Augenhöhlen erreicht, so konnte er wieder etwas sehen und bemerkte ein Weib, das flog ganz nah vorbei, ließ sich aber an einen Baum, tamm: hierauf ließ es sich in das Wasser herab und baß sich darin, dann flog es auf, strich ohne anzustoßen zwisch den Bäumen hin, als hätte es sein Gesicht wieder bekommen. Da erkannte der Königssohn den Wink Gottes, neigte sich zu dem Wasser und wusch und badete sich darin das Gesicht und als er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder so rein, wie sie nie gewesen waren.

Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun es sich zu daß er vor ein Schloß kam, welches verwünscht. In dem Thor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt seinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn und sprach „ach, könntest du mich erlösen aus dem bösen Berber, der über mich geworfen ist." — „Was soll ich thi sprach der Königssohn. Die Jungfrau antwortete „drei M

mußt du in dem großen Saal des verwilderten Schlosses zu bringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich auf das ärgste quälen und du hältst es aus ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst; das Leben dürfen sie dir nicht nehmen.“ Da sprach der Königssohn „ich fürchte mich nicht, ich will's mit Gottes Hilfe versuchen.“ Also ging er frühlich in das Schloß, und als es dunkel ward, setzte er sich in den großen Saal und wartete. Es war aber still bis Witternacht, da slug plötzlich ein großer Lärm an, und aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie thaten als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er „es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere.“ — „Wart ich komme, du hinter dem Ofen,“ sagte ein anderer. Das Schreien ward immer größer, so daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn blieb ganz ruhig sitzen und hatte keine Furcht: doch endlich sprangen die Teufel von der Erde auf und stiegen über ihn her, und es waren so viele, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zertraten ihn auf dem Boden herum, zwickten, stachen, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte: als aber der Tag aubrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald löschte er wie alle Schmerzen verschwanden und frische Kraft in seine Adern drang. Sie sprach „eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor.“ Da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er daß ihre Füsse weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel und fingen ihr Spiel aufs neue an; sie stiegen über den Königssohn her und schlugen ihn viel härter als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden war. Doch da er alles still ertrug, mußten sie

von ihm lassen, und als die Morgenröthe aubrach, erschien Jungfrau und helte ihn mit dem Lebenswasser. Und als wegging, sah er mit Freuden daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufel kam wieder: „bist du noch da?“ schrien sie, „du wirst gepeinigt werden, daß dir der Stein stehen bleibt.“ Sie stießen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und zogen ihn an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen: aber dußete alles und gab keinen Laut von sich. Endlich verschwand die Teufel, aber er lag da ohnmächtig und regte sich nicht. Er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die hereln kam und ihn mit dem Wasser des Lebens beuchte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß schön, wie der helle Tag. „Steh auf,“ sprach sie, „und schne dein Schwert dreimal über die Treppe, so ist alles erlöst.“ als er das gethan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit, und die Jungfrau war eine reiche Königs-tochter. Diener kamen und sagten im großen Saale wäre die Tafel schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sich nieder, aßen und tranken zusammen, und abends war großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

122.

Der Krankesel.

Es war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Anstand. Er hatte ein frisches und fröhliches Herz, als er daher ging und auf dem Blatt pfliff, kam ein altes liches Mitterchen, das redete ihn an und sprach „guten Tag lieber Jäger, du bist wohl lustig und vergnügt, aber ich Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.“ Da gab der Jäger das arme Mitterchen, daß er in seine Tasche

und ihr nach seinem Vermögen etwas reichste. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an, und sprach „höre, lieber Jäger, was ich dir sage, ihr dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen: geh mir immer deiner Wege, über ein Weischen wirfst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und raufen sich darum. Da lege du deine Wilsche an und schließ mitten drunter: den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen sein und tot herab stürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nur an einen Ort zu wünschen, und im Augenblick bist du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus, und verschluck es ganz, dann wirfst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen ein Goldstück unter deinem Kopfstücken finden.“

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich „schöne Dinge, die sie mir versprochen hat, wenn's nur auch all so einträfe.“ Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Ästen ein Geschrei und Gewollschrei, daß er aufschaute: da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füssen ein Tuch herum, schrien, zerrten und balgten sich, als wollt's ein jeder allein haben. „Nun,“ sprach der Jäger, „das ist wunderbar, es kommt ja gerade so, wie das Mitterchen gesagt hat,“ nahm die Wilsche von der Schnüster, legte an und that seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumsflogen. Alsobald nahm das Vögel mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel sank ebenfalls herunter. Da that der Jäger wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte sehen, ob sie auch eintreffend wäre. Wie er aber sein Kopfstück in die Höhe hob, da schlummerte ihm das Goldstück entgegen und am andern Morgen fand er

wieder eins, und so weiter jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er „wo hilft mir all mein Gold, wenn ich dahelie bleibe? Ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen.“

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Säckchen und seine Kiste um und zog in die Welt. Es traf sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam und wie der zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein sehr schönes Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herrlich. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen „dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den müssen wir darum berücken, mein Herzenskinderchen: uns steht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelerz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück in seinem Kopfsissen.“ Sie erzählt ihr wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt droht sie und sprach mit zornigen Augen „und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich.“ Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich „ich bin so lange herumgezogen, ich will einmal anrücken und in das schöne Schloß eintreten, Geld hab ich ja vollauf.“ Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Mädchen geworfen hatte.

Er trat in das Haus ein, und ward freundlich empfangen und höflich bewirthet. Es dauerte nicht lange, da war er in das Hexenmädchen verfallen, daß er an nichts anders dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie verlangte, das that er gerne. Da sprach die Alte „nun müssen wir das Vogelerz haben, er wird nichts spielen, wenn es ihm fehlt.“ Sie richteten einen Trank zu, und wie er gefochet war, trank sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das nun ihn dem Jäger reichen. Sprach es „nun, mein Liebster, trink mit zu.“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Le-

Das Mädchen mußte es heimlich fortchaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte; aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anderes dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe „das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen „den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichthum verloren.“ Da ward die Alte böß und sprach „so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben.“ Sie gab dem Mädchen Anschläge und sagte wenn es ihr nicht gehorchte, sollte es ihm schlimm ergehen. Da that es nach dem Befehl der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger „was siehst du so traurig da?“ — „Ach, mein Schatz,“ gab es zur Antwort, „da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so groß Verlangen danach, daß wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin; aber wer kann sie holen! Nur die Vögel, die fliegen, können hin, ein Mensch ohnumermehr.“ — „Hast du weiter nichts zu klagen,“ sagte der Jäger, „den Kummer will ich dir bald vom Herzen nehmen.“ Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatenberg, und im Augenblick saßen sie auch beide drauf. Da schimmerte das edele Gestein von allen Seiten daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kostbarsten Steine zusammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden. Er sprach zu dem Mädchen „wir wollen ein wenig uledersitzen und ruhen, ich bin so milde, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.“ Da setzten sie sich, und er legte sein Haupt in ihren Schoß und schloß ein. Wie er einschlafen

war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn sich selbst um, las die Granaten und Steine auf und wuschte sich damit nach Haus.

Als aber der Jäger seinen Schlaf ausgethan hatte und aufwachte, sah er daß seine Liebste ihn betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelassen hatte. „O,“ sprach er, „wie ist die Untreue so groß auf der Welt!“ saß da in Sorge und Herzelseld und wußte nicht was er anfangen sollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuern Diesen, die darauf wohnten und ihr Wesen trieben, und er saß nicht lange, so sah er ihrer drei daher schreiten. Da legte er sich nieder, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Nun kamen die Diesen herbei, und der erste stieß ihn mit dem Fuß an und sprach „was liegt da für ein Erdwurm und beschaut sich inwardig?“ Der zweite sprach „tritt ihn tot.“ Der dritte aber sprach verächtlich „das wäre der Mühe wert! laßt ihn nur leben, hier kann er nicht bleiben, und wenn er höher steigt bis auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch glugen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und sobald sie fort waren, stand er auf und kramte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilschen da gefressen hatte, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Himmel her, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krantgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüsen sanft auf den Boden kam.

Da sah der Jäger sich um und sprach „wenn ich nur etwas zu essen hätte, ich bin so hungrig, und mit dem Welterkommen wird's schwer fallen; aber hier seh ich keinen Apfel und keine Birne, und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwerk.“ Endlich dachte er „zur Not kann ich von dem Salat essen, der schmeckt nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Bissen hinab geschluckt, so war ihm so wunderbarlich zu Mute, und er sißte sich ganz verändert. Es wuchsen

Ihm vier Beine, ein dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der saftige Salat nach seiner jetzigen Natur gut schmeckte, so aß er mit großer Oler immer zu. Endlich gelangte er an eine andere Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so stülzte er aufs neue eine Veränderung, und lehrte in seine menschliche Gestalt zurück.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Wildigkeit aus. Als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und eins von dem guten Salat ab und dachte „das soll mir zu dem meinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann steckte er die Häupter zu sich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Pleßten zu suchen. Als er ein paar Tage herum gestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder. Da brännte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um Herberge. „Ich bin so müde,“ sprach er, „und kann nicht weiter.“ Fragte die Hexe „Landsmann, wer seid Ihr, und was ist Euer Geschäft?“ Er antwortete „ich bin ein Bote des Königs und war ausgesandt den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen ihn zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu weissen droht und ich nicht weiß ob ich es weiter bringen werde.“

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie stillern und sprach „Nebst Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“ — „Warum nicht?“ antwortete er, „ich habe zwei Häupter mitgebracht und will Euch eins geben,“ machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Hexe dachte an nichts arges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Geruch, daß sie selbst in die Kliche ging und es zubereitete. Als es fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tische stand, sondern sie nahm gleich

ein paar Blätter und steckte sie in den Mund, kaum aber waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie flog als eine Feslin hinaus in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat da stehen und wollte ihn austragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust zu versuchen, und sie aß ein paar Blätter. Alsobald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Feslin und flog hinaus zu der Alten, und die Schüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote saß in der Zelt bei dem schönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch kistern danach war, sprach es „ich weiß nicht wo der Salat bleibt.“ Da dachte der Jäger „das Kraut wird schon gewieft haben“ und sprach „ich will nach der Küche gehen und mich erkundigen.“ Wie er hinaus kam, sah er die zwei Feslinnen im Hof herumlaufen, der Salat aber lag auf der Erde. „Schon recht,“ sprach er, „die zwei haben ihr Theil weg“ und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring Euch selbst das köstliche Essen,“ sprach er, „damit Ihr nicht länger zu warten braucht.“ Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und flog als eine Feslin in den Hof.

Nachdem sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, als daß ihn die Verwandten erkennen konnten, ging er hinaus in den Hof und sprach „jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.“ Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenster der Mühle steckte den Kopf heraus und fragte was sein Begehren wäre. „Ich habe drei böse Tiere,“ antwortete er „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr sie bei Euch nehmen, Futter und Lager geben, und sie halten wie ich Euch sage, so zahl ich dafür was Ihr verlangt.“ Sprach der Mühle „warum das nicht? wie soll ich sie aber halten?“ Da sagt der Jäger der alten Feslin, und das war die Hexe, sollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu fressen geben; der Jüngern, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal

Mutter; und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Daraus ging er zurück in das Schloß, und was er nöthig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Miller und sprach er mißte melden daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei andern,“ sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und legen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann.“ Da erbarmte sich der Jäger, ließ den Bock fahren und sprach zum Miller er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach „ach, mein Liebster, verzeiht mir was ich Böses an Euch gethan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank, und ihr das Vogelherz will ich einen Bruchtrunk einnehmen.“ Da ward er anderes Glümes, und sprach „behalt es nur, es ist doch euerel, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen.“ Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt miteinander bis zu ihrem Tod.

123.

Die Witte im Wald.

Es fuhr einmal ein armes Dienstmädchen mit seiner Herrschaft durch einen großen Wald, und als sie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten wen sie fanden. Da kamen alle miteinander um bis auf das Mädchen, das war in der Angst aus dem Wagen gesprungen und hatte sich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und sah das große Unglück. Da fing es an bitterlich zu weinen

und sagte „was soll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht aus dem Wald heraus zu finden, keine Menschenseele wohnt darin, so muß ich gewiß verhungern.“ Es glug herum, suchte einen Weg, konnte aber keinen finden. Als es Abend war, setzte es sich unter einen Baum, befahl sich Gott, und wollte da sitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geschehen was immer wollte. Als es aber eine Weile da gesessen hatte, kam ein weiß Täubchen zu ihm geflogen und hatte ein kleines goldenes Schlüsseltchen im Schnabel. Das Schlüsseltchen legte es ihm in die Hand und sprach „siehst du dort den großen Baum, daran ist ein kleines Schloß, das schließ mit dem Schlüsseltchen auf, so wirst du Speise genug finden und keinen Hunger mehr leiden.“ Da glug es zu dem Baum und schloß ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schlüsseltchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es sich satt essen konnte. Als es satt war, sprach es „jetzt ist es Zeit, wo die Mäher daheim aufslegen, ich bin so müde, könnt ich mich doch auch in mein Bett legen.“ Da kam das Täubchen wieder geflogen und brachte ein anderes goldenes Schlüsseltchen im Schnabel und sagte „schließ dort den Baum auf, so wirst du ein Bett finden.“ Da schloß es auf und fand ein schönes weiches Bettchen: da betete es zum lieben Gott, er möchte es behüten in der Nacht, legte sich und schlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüsseltchen und sprach „schließ dort den Baum auf, da wirst du Kleider finden,“ und wie es aufschloß, fand es Kleider mit Gold und Edelsteinen besetzt, so herrlich, wie sie keine Königsstöchter hat. Also lebte es da eine Zeitlang und kam das Täubchen alle Tage und sorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein stiller, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und sprach „wilst du mir etwas zuhören?“ — „Von Herzen gerne,“ sagte das Mädchen. Da sprach das Täubchen „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh hinein, mittendrein am Herd wird eine alte Frau sitzen und „guten Tag“ sagen. Aber gleich

Ihr befehle keine Antwort sie mag auch anfangen, was sie will, sondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da ist eine Thüre, die mach auf, so wirst du in eine Stube kommen, wo eine Menge von Dingen allerlei Art auf dem Tisch liegt, darunter sind prächtige mit glitzerigen Steinen, die laß aber liegen und suche einen schlechten heraus, der auch darunter sein muß, und bring ihn zu mir her, so geschwind du kannst.“ Das Mädchen ging zu dem Thüschchen und trat zu der Thüre ein: da saß eine Alte, die machte große Augen wie sie es erblickte und sprach „guten Tag mein Kind.“ Es gab ihr aber keine Antwort und ging auf die Thüre zu. „Wo hinaus?“ rief sie und faßte es beim Rock und wollte es festhalten, „das ist mein Haus, da darfst niemand herein, wenn ich's nicht haben will.“ Aber das Mädchen schwieg still, machte sich von ihr los und ging gerade in die Stube hinein. Da lag nun auf dem Tisch eine übergroße Menge von Dingen, die glitzten und glimmer-ten ihm vor den Augen: es warf sie herum und suchte nach dem schlechten, konnte ihn aber nicht finden. Wie es so suchte, sah es die Alte, wie sie daher schlich und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte. Da ging es auf sie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand, und wie es ihn aufhob und hinein sah, saß ein Vogel darin, der hatte den schlechten Ring im Schnabel. Da nahm es den Ring und lief ganz froh damit zum Haus hinaus und dachte das weiße Läubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es sich an einen Baum und wollte auf das Läubchen warten, und wie es so stand, da war es als würde der Baum weich und biegsam und senkte seine Zweige herab. Und auf einmal schlangen sich die Zweige um es herum, und waren zwei Arme, und wie es sich umfaß, war der Baum ein schöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und sagte „du hast mich erlöst und aus der Gewalt der Alten befreit, die eine böse Hexe ist. Sie hatte mich in einen Baum verwandelt, und alle Tage ein paar Stunden war ich eine weiße Taube, und so lang sie den Ring besaß, konnte ich nicht

menschliche Gestalt nicht wieder erhalten." Da waren seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei, die sie in Bäume verwandelt hatte, und standen neben ihm. Sie führten sie fort in sein Reich, denn er war eines Königs und sie heirateten sich und lebten glücklich.

124.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und wieweil im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun wollte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, denn es war aber einer so lieb als der andere, da mußte er nicht er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät; weil er wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Vätern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da sie endlich ein Mal ein und er sprach zu seinen Söhnen „Ihr sollt die Welt und versucht euch und lerne jeder sein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meistersstück der soll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Meister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie nach Hans zusammen kommen wollten, und zogen fort. Sie wußten sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er sich ausbilden sollte. Der Schmied mußte des Königs befehlen und dachte „nun kann dir's nicht fehlen, du wirst das Haus.“ Der Barbier rasierte lauter vornehme Leute und meinte auch das Haus wäre schon sein. Der Fleischer legte manchen Fleck, bis aber die Zähne zusammen und er sich's nicht verdrücken, denn er dachte bei sich „flieh dich vor einem Fleck, so legst du das Haus umher.“ Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei Vater wieder zusammen: sie wußten aber nicht wie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, sie besaßen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam a

mal ein Hase übers Feld daher gelaufen. „El," sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen," nahm Beiden und Seife, schäumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann selste er ihn in vollem Laufe ein, und rasierte ihn auch in vollem Laufe ein Stuhlbärtchen, und dabel schnitt er ihn nicht und that ihn an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewallig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Sagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihn auch im Sagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl," sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut, wie dein Vrender; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Strenghieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel: und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Winden vom Himmel gösse, schwang er den Degen hunder schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erkannte er und sprach „du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Bräuer waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelehrt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gesetzt.

125.

Der Teufel und seine Großmutter.

Es war ein großer Krieg, und der König hatte viel Soldaten, gab ihnen aber wenig Geld, so daß sie nicht davon leben konnten. Da thaten sich drei zusammen und wollten anreisen. Einer sprach zum andern „wenn wir ertwischen werden, so hängt man uns an den Galgenbaum: wie wollen wir machen?“ Sprach der andere „setz dort das große Korn, wenn wir uns da verstecken, so findet uns kein Mensch: das Heer darf nicht hinein und muß morgen weiter ziehen.“ Sie krochen in das Korn, aber das Heer zog nicht weiter, sondern blieb rund herum liegen. Sie saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn und hatten so großen Hunger, daß sie beinahe gestorben wären: glücken sie aber heraus, so war ihnen der Tod gewiß. Da sprachen sie „was hilft uns unser Ausbreiß, wir müssen hier elendig sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache durch die Luft geflogen, der senkte sich zu ihnen hin und fragte sie warum sie sich da versteckt hätten. Sie antworteten „wir sind drei Soldaten, und sind ausgerissen, unser Sold gering war, nun müssen wir hier Hungers sterben, wenn wir liegen bleiben, oder wir müssen am Galgenbaumeln, wenn wir heraus gehen.“ — „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen,“ sagte der Drache, „so will ich euch mit durchs Heer führen, daß euch niemand ertwischen soll?“ „Wir haben keine Wahl und müssen's annehmen“ antworteten sie. Da packte sie der Drache in seine Klauen, führte sie durch die Luft über das Heer hinweg und setzte sie weit davon weg auf die Erde; der Drache war aber niemand als der Teufel. Er gab ihnen ein kleines Pelttschen und sprach „peltts und knallt ihr damit, so wird so viel Geld vor euch her springen, als ihr verlangt: ihr könnt dann wie große Herren leben, Pferde halten und in Wagen fahren: nach Verlauf der sieben Jahre aber seid ihr mein eigen.“ Dann hielt

ihnen ein Buch vor, in das mußten sie sich alle drei unter- schreiben. „Doch will ich euch,“ sprach er, „erst noch ein Rätsel aufgeben, könnt ihr das raten, sollt ihr frei sein und aus meiner Gewalt entlassen.“ Da flog der Drache von ihnen weg, und sie reisten fort mit ihren Wertsachen, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lebten sie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken, thaten aber nichts Böses. Die Zeit verstrich ihnen schnell, und als es mit den sieben Jahren zu Ende gieng, ward zweien gewaltig angst und bang, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und sprach „Brüder, fürchtet nichts, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich errate das Rätsel. Sie gingen hinaus aufs Feld, saßen da und die zwei machten betrübte Gesichter. Da kam eine alte Frau daher, die fragte warum sie so traurig wären. „Ach, was liegt Euch daran, Ihr könnt uns doch nicht helfen.“ — „Wer weiß,“ antwortete sie, „vertraut mir nur euren Kummer.“ Da erzählten sie ihr sie wären des Teufels Diener gewesen, fast sieben Jahre lang, der hätte ihnen Geld wie Heu geschafft, sie hätten sich ihm aber verschrieben, und wären ihm verfallen, wenn sie nach den sieben Jahren nicht ein Rätsel auflösen könnten. Die Alte sprach „soll euch geholfen werden, so muß einer von euch in den Wald gehen, da wird er an eine eingeheilzte Felsenwand kommen, die aussteht wie ein Häuschen, in das muß er eintreten, dann wird er Hilfe finden.“ Die zwei traurigen dachten „das wird uns doch nicht retten,“ und blieben sitzen, der dritte aber, der lustige, machte sich auf und gieng so weit in den Wald, bis er die Felsenblüte fand. In dem Häuschen ober saß eine steinalte Frau, die war des Teufels Großmutter, und fragte ihn woher er käme und was er hier wolle. Er erzählte ihr alles, was geschehen war, und weil er ihr wohl gefiel, hatte sie Erbarmen und sagte sie wollte ihm helfen. Sie hob einen großen Stein auf, der über einem Keller lag, und sagte „da versteckst dich, du kannst alles hören was hier gesprochen wird, sitz nur still

und rege dich nicht: wann der Drache kommt, will ich wegen der Rätsel befragen: mir sagt er alles; und dann auf das was er antwortet.“ Am zwölften Tage nachts kam der Drache angeflogen und verlangte sein Essen. Die Großmutter deckte den Tisch und trug Brant und Spelse auf, daß er gillig war, und sie aßen und tranken zusammen. Da frage sie ihn im Gespräch wie's den Tag ergangen wäre, und viel Seelen er frelegt hätte. „Es wollte mir heute nicht gelücken,“ antwortete er, „aber ich habe drei Soldaten gepackt die sind mir sicher.“ — „Ja, drei Soldaten,“ sagte sie, haben etwas an sich, die können dir noch entkommen.“ Später der Teufel höhnisch „die sind mein, denen gebe ich noch Rätsel auf, das sie allermehr raten können.“ — „Was das für ein Rätsel?“ fragte sie. „Das will ich dir sagen: der großen Nordsee liegt eine tote Meerlunge, das soll Braten sein: und von einem Waisknecht die Kette, das soll silberner Kessel sein: und ein alter hohler Pferdesfuß, das soll ihr Belustigung sein.“ Als der Teufel zu Zeit gegangen war, hob die alte Großmutter den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Hast du auch alles wohl in acht genommen?“ — „Ja,“ sprach er, „ich weiß genug und will mir schon sein.“ Darauf mußte er auf einem andern Weg durchs Felsenkloster und in aller Eile zu seinen Gefellen zurück gehen. Er erzählte ihnen, wie der Teufel von der alten Großmutter überlistet worden und wie er die Auflösung des Rätsels von ihm vernommen hätte. Da waren sie alle fröhlich und guter Dinge nahmen die Kette und schlugen sich so viel Geld, daß es der Erde heraussprang. Als die sieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterschriften und sprach „ich will euch mit in die Hölle nehmen, da sollt ihr eine Wahlzeit haben: könnt ihr mir raten, was ihr für ein Braten werdet zu essen legen, so sollt ihr frei und los und dürft auch das Kettchen behalten. Da sing der Soldat an „in der großen Nordsee liegt eine tote Meerlunge das wird wohl der Braten sein.“ Der Teufel ärgerte sich

machte „hm! hm! hm!“ und fragte den zweiten „was soll aber euer Löffel sein?“ — „Von einem Walfisch die Rippe, das soll unser silberner Löffel sein.“ Der Teufel schüttelt ein Gesicht, lurrte wieder dreimal „hm! hm! hm!“ und sprach zum dritten „wisst ihr auch was euer Becherglas sein soll?“ „Ein alter Pferdefuß, das soll unser Becherglas sein.“ Da flog der Teufel mit einem lauten Schrei fort und hatte keine Gewalt mehr über sie; aber die drei behielten das Weisfische, schlugen Geld hervor, so viel sie wollten, und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

126.

Ferienand getrell und Ferienand ungetrell.

Et was mal en Mann un 'ne Frn west, de hadden so lange se rick wören keine Kinner, as se awerst arm woren, da fregen se en kleinen Jungen. Se kunnen awerst keinen Baen dato fregen, da segde de Mann, he wulle mal na de annern Ohre (Orte) gahn un tosehn ob he da einen fregt. Wie he so gient, begegnete him en armen Mann, de frog en wo he hliant wulle, he segde he wulle hlinn un tosehn dat he 'n Baen kriegte, he sie arm, und da wulle him ten Wustke to Gebaher stahn. „D,“ segde de arme Mann, „gl sied arm, un it sie arm, it wilst guhe (euer) Gebaher woren; it sie awerst so arm, it kann dem Kinde nix gihen, gahet hen un segget de Wähmoer (Wahmutter) se fülle man mit den Kinde na der Sterken kinnen.“ Wie se un tohaupe an der Sterken kinnen, da is de Bettler scham darlunt, de gibt dem Kinde den Namen Ferienand getrell.

Wie he un ut der Sterken gahet, da segd de Bettler, „un gahet man na Fins, it kann guh (euch) nix gihen un gl silt mit ol nix gihen.“ De Wähmoer awerst gav he 'n Schiltel un segd er se mögt en, wenn se na Fins kame, dem Baer gihen, de sull'u verwahren, bis dat Kind verteln Johr old wöre, dann sull et up de Halde gahn, da wöre 'n Schloft, dato paste de Schiltel, wat darin wöre, dat fülle em hören.

Wie dat Kind nu seiven Johr alt wor, un dilet (stichtig) wa wor, gient et mal spilen mit annern Jungen, da hadde eine noch mehr vom Baer klegt, ase de annere, he an kunne nix seggen, un da glinde he un gient nah Sus segde toim Baer „hewe il denn gar nix vom Baer kleg — „O ja,“ segde de Baer, „du heft en Schlüssel klegt, w up de Saide 'n Schloß stelt, so gah man hen un schlu up.“ Da gient he hen, averst et was kein Schloß to hi un to sehen. Wier na seiven Jahren, ase he verteln I old is, gelt he nochmals hen, da stelt en Schloß darup. ! he et upschloten het, da is der nix enne, ase 'n Perd, Schimmel. Da werd de Junge so villen Freuden dat he Perd hadde, dat he sit darup sett un to sinen Baer segd (Ja „Nu hew il auch 'n Schimmel, un will il auch reisen“ segd

Da treckt he weg, un wie he unnerweges is, ligd da Schrifffedder up 'n Wegge, he will se eist (erst) uprücken da denkt he averst wter ble sich „o, du silt se auch lig laten, du stundst ja will, wo du hen kinnst, 'ne Schrifffed wenn du eine bruckst.“ Wie he so weggeit, do roppt et hi ihm „Herenand getril, nim se mit.“ He silt sil künne, averst künne, da gelt he wter torugge un nimmt se up. ! he wter 'ne Wile rlen (geritten) is, künmt he ble 'n W vorbie, so ligd da en Fisl am Dower (Ufer) un suappet happet na Lust; so segde he „löv, miu lewe Fisl, il will helpen, dat du in't Water kinnst,“ un gript 'n ble'n Schw un werpt 'n in't Water. Da steckt de Fisl den Kopp ut Water un segd „un du mie ut den Kot holpen heft, will ble 'ne Fislentlepen ghen, wenn du in de Maud bist, so f derup, dann will il die helpen, un wenn du mal wat in W heft lassen laten, so stöte man, so will il et die herut reick Du ritt he weg, da künmt so 'n Winst to ihm, de frägt wo he hen will. „O, na den neggsten Ohre.“ Un he d helte? „Herenand getril.“ — „Sih, da hewe wie ja fast siltolgen Namen, il helte Herenand ungetril.“ Da tr se beide na den neggsten Ohre in dat Wertschus.

Nu was et schluun, dat de Ferenand ungetrill allet wuste wat 'n annerer dacht hatte un doen wulle; dat wust he döre so allerhand slunne Kunstle. Et was alverst in Bertshuse so 'n wacker Wälen, dat hadde 'n schler (Kares) Angeseht un drog sil so hilbsch; dat verleiv sil in den Ferenand getrill, denn et was 'n hilbschen Wunschen wost, un frog'u wo he hen to wulle. „O, he wulle so herkunner reisen.“ Da segd se so sull he doch nur da bliwen, et wäre hier to Lanne 'n skulig, de nehme wull geren 'n Bedeenten oder Vorriller: dable sull he in Diensten gahn. Se andworde he lanne nig gird so to einen hlugahen un been sil an. Da segde dat Wälen „o, dat wull ik dami schon dauen.“ Un so gleut se aut stracks hen na den skulig un sehde ihm se wisse ihm 'n hilbschen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to sil lunnmen un wull 'n tom Bedeenten machen. Se wull alverst lewer Vorriller sin, denn wo sin Perd wäre, da müß he aut sin; da macht 'n de skulig tom Vorriller. Wie blit de Ferenand ungetrill gewahr wore, da segd he to den Wälen „töv, helpest du den an un mte nig?“ — „O, segd dat Wälen, „ik wull 'n aut anhelsen.“ Se dachte „den most du die tom skulme wahren, denn he is nig to treuen.“ Se gelt alse vorm skulig stahn und beed 'n als Bedeenten an; dat is de skulig tofreen.

Wenn he un also det Morgens den Feren antrod, da jammerte de slunner „o wenn ik doch eist mine Leveste ble mte hüdde.“ De Ferenand ungetrill was alverst dem Ferenand getrill slunner uppseltig, wie also de skulig mal wter so jammerte, da segd he „Sie haben ja den Vorriller, den schlden Sie hin, der muß sie herbetschaffen, und wenn er es nicht thut, so muß ihm der Kopf vor die Kiste gelegt werden.“ Da leit de skulig den Ferenand getrill to sil lunnmen un sehde ihm he hadde da nu da 'ne Leveste, de sull he ihm herschappen, wenn he dat nig bele, sull he sterwen.

De Ferenand getrill gleut in Stall to sinen Schlimmet un grunde un jammerte. „O wat sin ik 'n unglückich Wunschen-

Und.“ Do röppet jenes hinner sin „Ferdinand getreu, wo weinst du?“ He silt sit nu, silt averst nelnes, in jamme jümmer fort „o min lewe Schlimmeken, nu mot ik die waten, nu mot ik sterven.“ Do röppet et wier „Ferdinand getreu, was weinst du?“ Do merket he eist dat dat sin Schlimmeken dei, dat Fragen. „Döst du dat, min Schlimmeken kunnst du kiren (reden)?“ Un segd wier „ik sull da in kiren, un sull de Brut haren, west du nig wie ik dat wol ahsange.“ Do antwoerd dat Schlimmeken „gah du na den Kinnig un segg wein he die ghewen wille wat du herwen möstest, willest du se sin schappen: wenn he die 'n Schipp vill Klee un 'n Schipp vill Brot ghewen wille, so sull et gesungen; ik wödde granten Kiesen up den Water, wenn du denen ten Klee midde brächtes, so terreket sie die: un da wören de granten Bligget, de pikeden die de Ogen ut den Koppe, wenn du Klee Brot vor se häddest.“ Da lett de Kinnig alle Glächter in Kanne stachten un alle Becker backen, dat de Schippe wörrt. Wie se vill sied, sagd dat Schlimmeken toin Ferdinand getreu „nu gah man up wie sitten un treck mit wie 't Schipp, wenn dann de Kiesen Kinniet, so segg

„Still, still, meine lieben Kieselchen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht.“

Un wenn de Bligget Kinniet, so seggst du wier

„Still, still, meine lieben Bögelschen,
Ich hab euch wohl bedacht,
Ich hab euch was mitgebracht.“

Dann doet sie die nix, un wenn du dann ble dat Schlimmeken kunnst, dann helpt die de Kiesen, dann gah up dat Schlimmeken un nimm 'n Paar Kiesen mit, da ligd de Prinzessin in dat Schlimmeken; du darfst se averst nig updecken, sonneru de Kiesen mött se mit den Wedde upnehmen un in dat Schipp dregen. Und da geschah nun alles, wie das Schlimmeken gesagt hat, un den Kiesen un den Bögeln gab der Ferdinand getreu was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Kiesen will

und trugen die Prinzessin in ihrem Bett zum König. Als se tom König künmet, segd se se künne nig kwen, se müßte ere Schriften heven, de wören up ere Schlotte ligen bliven. Da werd de Herenand getri up Anstiften det Herenand ungetri roopen, un de König beditt ihm he sulle de Schriften van dem Schlotte haken, siß siß he sterwen. Da gelt he wter in Stall, un grind un segd „o miß lewe Schlimmeken, un siß it noch 'n mal weg, wie siß wie dat maken?“ Da segd de Schlimmek se sullen dat Schipp man wter vull laen (laden). Da geht es wieder wie das vorige Mal, und die Mäsen und die Vögel werden von dem Fleisch gesättigt und besänftigt. Als se bie dat Schloß künmet, segd de Schlimmek to ihm he sulle man herin gahn, in den Schlafzinner der Prinzessin, up den Disse da ligen de Schriften. Da gelt Herenand getri ihm un laughet se. Als se up 'n Water sind, da let he siue Schriftdeder in't Water fallen, da segd de Schlimmek „un kann it die averst nig helpen.“ Da fällt'n dat bie mit de Stöplepen, he fängt an to sißten, da künmet de Fiß un het de Fdder im Munde un laughet se'm hen. Un bringet he de Schriften na dem Schlotte, wo de Hochtid halten werd.

De Königin mochte averst den König nig sien, weil he keine Mese hadde, somern se mochte den Herenand getri geren sien. Wie un mal alle Herens vom Hofe tosammen sied, so segd de Königin, se künne auch Kunststücke maken, se künne einen den Kopp afhoggen un wter upsetten, et siß nur mant einer versöken. Da will averst keiner de eiste sien, da mott Herenand getri daran, wter up Anstiften von Herenand ungetri, den hogget se den Kopp af un sett'n ihm auch wter up, et is auch glich wter tan heist, dat et ut sach ase hädde he 'n vren Faen (Faden) ihm 'n Hals. Da segd de König to ehr „mein Kind, wo hast du denn das gelernt?“ — „Ja,“ segd se, „die Kunst versieh ich, soll ich es an die auch einmal versuchen?“ — „O ja,“ segd he. Do hogget se en averst den Kopp af un sett'n en nig wter upp, se doet as ob se'n nig darup legen künne, und as ob he nig fest sitten wulle. Da

wird de König begraben, se averst frigget den Fergestr.

Se ride averst jümmer sinen Schimmel, un ase hi darup sat, da segd he to ein he sulle mal up 'ne annere. de he ein wolst, treden un da dreimal mit ein herinne. Wie he dat daken hadde, da gelt de Schimmel up de Pluhne stahn un verwandelt sit in 'n Altnagstuh.

127.

Der Eisenofen.

Zur Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, war Königssohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er in 2 in einem großen Eisenofen sitzen sollte. Da brachte er Jahre zu, und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam Königslochter in den Wald, die hatte sich ihre gegangen konnte ihres Vaters Reich nicht wieder finden: neun Tag sie so herumgegangen und stand zuletzt vor dem eisernen Ofen. Da kam eine Stimme heraus und fragte sie „wo kommst du her, und wo willst du hin?“ Sie antwortete „ich habe meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder Haus kommen.“ Da sprach's aus dem Eisenofen „ich will dich wieder nach Haus verhelfen und zwar in einer kurzen wenn du willst unterschreiben zu thun was ich verlange. bin ein größerer Königssohn als du eine Königslochter, will dich heiraten.“ Da erschrak sie, und dachte „leider was soll ich mit dem Eisenofen anfangen!“ Weil sie gerne wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie doch zu thun was er verlangte. Er sprach aber „du sollst der kommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das schrappen.“ Dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der nebenher und sprach nicht: er brachte sie aber in zwei Tagen nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als Königslochter wieder kam, und der alte König stiel ihr in Hals und küßte sie. Sie war aber sehr betrübt und sprach „leider Vater, wie mir's gegangen hat! ich wäre nicht in

nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wenn ich nicht wäre bei einem eisernen Ofen gekommen, denn habe ich mich müssen dafür unterschreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlösen und heiraten." Da erschrak der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einzige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wäre, an ihre Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Messer und sagten sie sollte an dem Eisenofen schaben. Sie schrappte auch vierundzwanzig Stunden lang, konnte aber nicht das geringste herabbringen. Wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eisenofen „mich deucht es ist Tag draußen.“ Da antwortete sie „das deucht mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Mühle rappeln.“ — „So bist du eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen.“ Da ging sie hin und sagte dem alten König der draußen wollte sie nicht, er wollte seine Tochter. Da erschrak der alte König und die Tochter weinte. Sie hatten aber noch eine Schweinehirtentochter, die war noch schöner als die Müllerstochter, der wollten sie ein Stück Geld geben, damit sie für die Königstochter zum eisernen Ofen gluge. Also ward sie hinausgebracht und mußte auch vierundzwanzig Stunden lang schrappen; sie brachte aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen „mich deucht es ist Tag draußen.“ Da antwortete sie „das deucht mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Hürchen kiten.“ — „So bist du eine Schweinehirtentochter, geh gleich fort und laß die Königstochter kommen: und sag ihr es sollt ihr widerfahren was ich ihr versprochen hätte, und wenn sie nicht käme, sollte im ganzen Reich alles zerfallen und einknirschen und kein Stein auf dem andern bleiben.“ Als die Königstochter das hörte, flog sie an zu weinen: es war aber nun nicht anders, sie mußte ihr Versprechen halten. Da nahm sie Abschied von ihrem Vater, steckte ein Messer ein und ging zu dem Eisenofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub sie an zu schrappen und

das Eisen gab nach, und wie drei Stunden vorbei waren hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie hin und sah einen so schönen Jüngling, ach, der glänzte mit Gold und Edelsteinen, daß er ihr recht in der Seele brannte. Nun da schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß er heraus konnte. Da sprach er „du bist schön und ich bin dein, du bist meine Braut und hast mich erlöst.“ Er wollte sie mit sich in sein Reich führen, aber sie bat ihn aus daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen, der Königssohn erlaubte es ihr, doch sollte sie nicht mehr zu ihrem Vater sprechen als drei Worte, und dann sollte sie heimkommen. Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte: da verschwand alsbald der Eisenofen und ward weg gerückt über gläserne Berge und schneidende Schwärze, doch der Königssohn war erlöst, und nicht mehr darin gefangen. Danach nahm sie Abschied von ihrem Vater, nahm etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisenofen, allein der war zu finden. Neun Tage suchte sie, da ward ihr Hunger groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und als es Abend ward, setzte sie sich unter einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht zu verbringen, weil sie sich vor den wilden Thieren fürchtete. Um Mitternacht heraufkam, sah sie von fern ein kleines Häuschen und dachte „ach, da wär ich wohl erlöst,“ stieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach, auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Häuschen, und war das Gras darum gewachsen, und stand ein kleines Häuschen davor. Dachte sie „ach wo kommst du hler hin!“ guckte durch das Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und alte Bretter (Kisten), aber einen Tisch, schön gedeckt mit Weizenbraten, und Teller und Becher waren von Silber. Da setzte sie sich das Herz und Kopfe an. Alsbald rief die Dichterin:

„Jungfer grün und klein,
Guckelbein,

Gugelbeins Glimmen,
Gugel hin und her,
Daß geschwind sehen wer draußen war.“

Da kam eine kleine Itzche herbeigegangen und machte ihr auf. Wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen, und sie mußte sich setzen. Sie fragten „wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin?“ Da erzählte sie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten hätte, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg samt dem Königssohn: nun wollte sie so lange suchen und über Berg und Thal wandern, bis sie ihn fände. Da sprach die alte Dite:

„Jungfer groß und klein,
Gugelbein,
Gugelbeins Glimmen,
Gugel hin und her,
Belug mir die große Schachtel her.“

Da ging die Kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen. Demnach gaben sie ihr Essen und Trinken, und brachte sie zu einem schönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legte sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf, und gab ihr die alte Itzche drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nützlich thun, denn sie mußte über einen hohen gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser: wenn sie das durchsehte, würde sie ihren Liebsten wieder kriegen. Nun gab sie hiermit drei Tische (Stühle), die sollte sie recht in acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pfingrad und drei Klisse. Hiermit reiste sie ab, und wie sie vor den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Fülße und dann wieder vorwärts, und gelangte so hinüber, und als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in acht nahm. Demnach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie sich auf ihr Pfingrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser, und wie sie übergefahren war, in ein großes schönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen

Dienst an, sie war eine arme Magd und wollte sich vermieten; sie wußte aber daß der Königssohn drinne war, sie erlöst hatte aus dem eisernen Ofen im großen Wald, ward sie aufgenommen zum Ailchenmädchen ihr geruhig. Nun hatte der Königssohn schon wieder eine andere Seite, die wollte er heiraten, denn er dachte sie wäre gestorben. Abends, wie sie ausgewaschen hatte und fertig, schloß sie in die Tasche und fand die drei Risse, welche die alte Fische gegeben hatte. Biß eine auf und wolte Kern essen, siehe, da war ein stolzes königliches Aile. Wie's nun die Braut hörte, kam sie und hielt ihn da an und wollte es kaufen und sagte „es war kein Ail eine Dienstmagd.“ Da sprach sie nein sie wollt's nicht kaufen, doch wann sie ihr einerlei (ein Ding) wollte er so sollte sie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer des Bräutigams zu schlafen. Die Braut erlaubt es ihr, und ihr Kleid so schön war und sie noch keins so hatte. Wie's Abend war, sagte sie zu ihrem Bräutigam „das närrische Ailchen will in deiner Kammer schlafen.“ — „Wenn du zufrieden bist, bin ich's auch,“ sprach er. Sie gab ihm ein Mann ein Glas Wein, in das sie einen Schlaftrunk hatte. Also gingen beide in die Kammer schlafen, schlief so fest, daß sie ihn nicht erwecken konnte. Sie die ganze Nacht und rief „ich habe dich erlöst aus dem Wald und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über drei deude Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe, und willst mich doch nicht hören.“ Die Ailen saßen vor der Stubenthüre und hörten wie sie so die Nacht wehute und sagten's am Morgen ihrem Herrn, wie sie am andern Abend ausgewaschen hatte, biß sie die Ail auf, da war noch ein weit schöneres Aile drin; die Braut sah, wollte sie es auch kaufen. Aber Geld hatte das Mädchen nicht und bat sich aus daß es noch ein in der Kammer des Bräutigams schlafen dürfte. Die Braut

ihm aber einen Schlafrumt, und er schlief so fest, daß er nichts hören konnte. Das Mädchenmädchen weinte aber die ganze Nacht, und rief „ich habe dich erlöst aus einem Walde und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich gesucht und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe, und du willst mich doch nicht hören.“ Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte, und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und als sie am dritten Abend ausgewaschen hatte, biß sie die dritte Nuß auf, da war ein noch schöneres Kleid drin, das starrte von reinem Gold. Als die Braut das sah, wollte sie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn es zum drittenmal durfte in der Kammer des Bräutigams schlafen. Der Königssohn aber hieltete sich und ließ den Schlafrumt vorbeisauken. Als sie nun anfang zu weinen und zu rufen „liebster Schatz, ich habe dich erlöst aus dem grausamen wilden Walde und aus einem eisernen Ofen,“ so sprang der Königssohn auf und sprach „du bist die rechte, du bist mein, und ich bin dein.“ Darauf setzte er sich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen, und der falschen Braut nahmen sie die Kleider weg, daß sie nicht aufstehen konnte. Als sie zu dem großen Wasser kamen, da schiffeten sie hinüber, und vor den drei schneidenden Schwertern, da setzten sie sich aufs Pflugrad, und vor dem gläsernen Berg, da steckten sie die drei Nadeln hinein. So gelangten sie endlich zu dem alten kleinen Hänschen, aber wie sie hineintraten, war's ein großes Schloß: die Knechte waren alle erlöst und lauter Königsfinder und waren in voller Freude. Da ward Vermählung gehalten, und sie blieben in dem Schloß, das war viel größer als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte jamuerte daß er allein bleiben sollte, so fuhren sie weg und holten ihn zu sich, und hatten zwei Königreiche und lebten in gutem Ehestand.

Da kam eine Maus,
Das Märchen war aus.

128.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte: in was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ all auf dem Kandel gewickelt liegen. Schaffte sie nun der Mann, war sie mit ihrem Maul doch vornen, und sprach „ei, wie sollt haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff mir einen.“ — „Wenn's daran liegt,“ sagte der Mann, „so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen.“ Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß daraus einen Haspel machte, und sie abhaspeln und dann wieder frisch spinnen müßte. Sie besann sich ein bißchen, kam ihr ein guter Einfall, und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszufelsen und zu hauen, schlich sie darnach in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen konnte und rief hinein

„Wer Haspelholz hant, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Der Mann horchte, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach was das wohl zu bedeuten hätte. „Ei was,“ sprach endlich, „was wird's gewesen sein! es hat dir in den Ohren geklungen, mache dir keine unnötige Furcht.“ Also ergriff die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder von unten herauf

„Wer Haspelholz hant, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Er hielt ein, zitterte angst und bang und sann dem Ding nach. Wie aber ein Weibchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte hauen. Aber zum drittenmale rief's und sprach's laut

„Wer Haspelholz haut, der stirbt,
Wer da haspelt, der verdirbt.“

Da hatte er's genug, und alle Lust war ihm vergangen, so daß er eilends den Baum herunter stieg und sich auf den Heimweg machte. Die Frau lief, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit sie eher nach Hans käme. Wie er nun in die Stube trat, that sie unschuldig, als wäre nichts vorgefallen, und sagte „nun, bringst du ein gutes Haspelholz?“ — „Nein,“ sprach er, „ich sehe wohl, es geht mit dem Haspeln nicht,“ erzählte ihr was ihm im Walde begegnet war und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Wald hernach flug der Mann doch wieder an sich über die Unordnung im Hause zu ärgern. „Frau,“ sagte er, „es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Kessel liegen bleibt.“ — „Weißt du was,“ sprach sie, „weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Kessel hinauf werfen, und du wirfst ihn herunter, so glebt's doch einen Strang.“ — „Ja, das geht,“ sagte der Mann. Also thaten sie das, und wie sie fertig waren, sprach er „das Garn ist nun gesirängt, nun muß es auch gekocht werden.“ Der Frau ward wieder angst, sie sprach zwar „ja wir wollen's gleich morgen kochen,“ dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen klumpen Berg hinein, und ließ es inner zu kochen. Darauf gieng sie zum Manne, der noch zu Bette lag, und sprach zu ihm „ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel überm Feuer steht: aber du mußt's beläst nicht, gleich wohl acht, denn wo der Hahn kräht, und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Berg.“ Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, stand eilends auf, so schnell er konnte, und gieng in die Küche. Wie er aber zum Kessel kam und hinein sah, so erblickte er mit Schrecken nichts als einen klumpen Berg. Da schwieg der arme Mann mühs-

cheußlich, dachte er hätt's versehen und wäre schuld daran und sprach in Zukunft gar nicht mehr von Garu und Splunen. Aber das mußt du selbst sagen, es war eine garstige Frau.

129.

Die vier hundertjährigen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen „Liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernet ein Handwerk und seht wie ihr euch durchschlagt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Thor hinaus. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der Älteste „hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammentreffen und in der Zeit unser Glück versuchen.“

Nun ging jeder seinen Weg, und dem Ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn wo er hinaus wollte und was er vor hätte. „Ich will ein Handwerk lernen,“ antwortete er. Da sprach der Mann „geh mit mir, und werde ein Dieb.“ — „Nein,“ antwortete er, „das gilt ihr kein ehrliches Handwerk mehr, und das Ende vom Lied ist, daß einer als Schwengel in der Festschloß gebraucht wird.“ — „O,“ sprach der Mann, „vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu scheuen: ich will dich bloß lehren wie du hast was sonst kein Mensch kriegen kann, und wo dir niemand auf die Spur kommt.“ Da ließ er sich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und ward so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wollte. „Ich weiß es noch nicht,“ antwortete er. „So geh mit mir und werde ein Sternrunder: nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ sich das gefallen

und ward ein so geschickter Sternrunder, daß sein Meister, als er ausgelehrt halte und weiter ziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm sprach „damit kannst du sehen was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerel gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgelehrteter Jäger ward. Der Vielter schenkte ihm beim Abschiede eine Bielsche und sprach „die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmst, das trifft du sicher.“ Der Jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Gast du nicht Lust ein Schneider zu werden?“ — „Daß ich nicht wollte,“ sprach der Junge, „das Krummsitzen von morgens bis abends, das Hin- und Hersegen mit der Nadel und das Bligefelsen will mir nicht in den Sinn.“ — „Ei was,“ antwortete der Mann, „du sprichst wie du's verstehst: bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderkunst, die ist aufständig und ziemlich, zum Theil sehr ehrenvoll.“ Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach „damit kannst du zusammennähen was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart als Stahl; und es wird ganz zu einem Gilt, daß keine Macht mehr zu sehen ist.“

Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Kinder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, hertzten und küßten sich und lehrten heim zu ihrem Vater. „Nun,“ sprach dieser ganz vergnügt, „hat euch der Blind weder zu mir gelehrt?“ Sie erzählten wie es ihnen ergangen war und daß jeder das Schickte gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater „Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen was ihr könnt.“ Danach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne „oben im Gipfel dieses Baumes sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkenest, sag mir wie viel Eier liegen darin?“ Der Sternrunder nahm sein Glas, schaute hinauf

und sagte „flüße flüß's.“ Sprach der Vater zum ältesten „hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird.“ Der kühnste Dieb kletterte hinauf und nahm dem Vögeln, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte auf jede Ecke des Tisches eins und das flüßte in die Mitte, und sprach zum Jäger „du schleichst mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entgegen.“ Der Jäger legte seine Wunde an und schloß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, ab, flüßte, und zwar in einem Schuß. Der hatte gewiß von dem Pulver das um die Ecke schleicht. „Nun kommt die Reihe an dich,“ sprach der Vater zu dem vierten Sohn, „du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vögeln, die darauf sind, und zwar so, daß ihnen der Schuß nichts schadet.“ Der Schneider holte seine Nadel und nähte wie's der Vater verlangt hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Mann ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas merkte, wieder unterlegen. Das Tierchen brüllte sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo sie vom Schneider zusammengeheftet waren, ein rotes Streichen um den Hals.

„Ja,“ sprach der Alte zu seinen Söhnen, „ich muß euch über den grünen Meer loben, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Nichtschaffenes gelernt: ich kann nicht sagen wer von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur bald Gelegenheit habt eure Kunst anzuwenden, da wird sich's ausweisen. Nicht lange danach kam großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen wer sie zurück brächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander „das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns Rönnten sehen lassen,“ wollten zusammen anziehen und die Königstochter befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen,“ sprach der Sterngucker, schaute durch sein

Feretrohe und sprach „ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer und neben ihr der Drache, der sie bewacht.“ Da ging er zu dem König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer, als sie zu dem Felsen hin kamen. Die Königstochter saß da, über der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach „ich darf nicht schleichen, ich würde die schöne Jungfrau ungleich töten.“ — „So will ich mein Heil versuchen,“ sagte der Dieb, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leich und behend, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschlief. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und stiegen in die offene See; aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, hinter ihnen her und schraubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff schwebte und sich herablassen wollte, legte der Jäger seine Blöße an und schloß ihm mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und ewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zerschmetterte. Sie erhaschten glücklich noch ein paar Bretter und huppten auf dem weiten Meer umher. Da war wieder große Noth, aber der Schneider, nicht faul, nahm seine unzerbrechbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich darauf, und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er auch diese so geschickt zusammen, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern „einer von euch soll zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus.“ Da entstand ein heftiger Streik unter ihnen, denn jeder machte Ansprüche. Der Sternjäger sprach „hätt ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Klüfte umsonst gewesen: darum ist sie mein.“ Der Dieb sprach „was hätte ich Gesehen gekostet, wenn ich sie nicht unter dem Drachen aufgeholt hätte: darum ist sie mein.“ Der Jäger sprach „Ihr

würd doch samt der Königstochter von dem Untler zerrisse den, hätte es meine Kugel nicht getroffen: darum ist sie Der Schnelder sprach „und hätte ich euch mit meiner nicht das Schiff wieder zusammengeflakt, ihr wärdt all merlich ertrunken: darum ist sie mein.“ Da that der den Ausspruch „jeder von euch hat ein gleiches Recht well ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll si von euch haben, aber ich will jedem zur Belohnung ein Königreich geben.“ Den Brüdern gefiel diese Entsch und sie sprachen „es ist besser so, als daß wir mein den.“ Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit, so lange es Got

180.

Einänglein, Zweinänglein und Dreinänglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davi die älteste Einänglein, well sie nur ein einziges Aug auf der Stirn hatte, und die mittelfte Zweinänglein sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die Dreinänglein, well sie drei Augen hatte, und das drei bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum al Zweinänglein nicht anders ansah als andere Mensche konnten es die Schwestern und die Mutter nicht selde sprachen zu ihm „du mit deinen zwei Augen: bist nid als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns.“ St es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und ga nicht mehr zu essen als was sie übrig hießen, und tha Herzleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweinänglein hinaus ins Fel und die Ziege hüten mußte, aber noch ganz hungri well ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben Da setzte es sich auf einen Dorn und fing an zu well so zu weinen, daß zwei Vöcklein aus seinen Augen flossen. Und wie es in seinem Zimmer einmal a stand eine Frau neben ihm, die fragte „Zweinängle

weinst du?" Zwielinglein antwortete „soll ich nicht weinen? weil ich zwei Augen habe wie andre Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich aus einer Ecke in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau „Zwielinglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich mir zu deiner Bitte

„Hätlein, med,
Elschlein, bed,“

so wird ein sauber gedecktes Elschlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Elschlein nicht mehr brauchst, so sprich mir

„Hätlein, med,
Elschlein, weg,“

so wird's vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weise Frau fort. Zwielinglein aber dachte „ich muß gleich einmal versuchen ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“ und sprach

„Hätlein, med,
Elschlein, bed,“

und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so stand da ein Elschlein mit einem weißen Elschlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und silbernem Löffel, die schönsten Speisen standen rund herum, rauchten und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zwielinglein das kürzeste Gebet her, das es war, „Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit, Amen,“ langte zu und ließ sich's wohlschmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau gelehrt hatte,

„Hätlein, med,
Elschlein, weg.“

Als bald war das Elschchen und alles, was darauf stand wieder verschwunden. „Das ist ein schöner Hanshaff“ dachte Zwielinglein und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends, als es mit seiner Ziege heim kam, fand es ein lebedes Schilffleichen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, aber es rührte nichts an. Am andern Tag zog es mit seiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erste Mal und das zweite Mal beachteten es die Schwestern gar nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen „es ist nicht richtig mit dem Zwielinglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles ausgezehrt, was ihm gereicht wurde: das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zwielinglein die Ziege auf die Weide trieb, und sollte achten was es da vor hätte, und ob ihm jemand etwas Essen und Trinken brächte.

Als nun Zwielinglein sich wieder aufmachte, trat Einäuglein zu ihm und sprach „ich will mit ins Feld und sehen daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zwielinglein merkte was Einäuglein im Schuue halte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach „komm, Einäuglein, wir wollen uns hinfuchen, ich will dir was vorstugen.“ Einäuglein setzte sich hin und war von dem umgewohnten Weg und von der Sonnenhitze milde, und Zwielinglein sang immer

„Einäuglein, wachst du?
Einäuglein, schläfst du?“

Da that Einäuglein das eine Auge zu und schloß ein. Und als Zwielinglein sah daß Einäuglein fest schloß und nichts verraten konnte, sprach es

„Aldlein, ned,
Elschlein, bed.“

und setzte sich an sein Elschlein und aß und trank bis es satt war, dann rief es wieder

„Häseln, ned,
Eiseln, weg.“

und alles war augenblicklich verschwunden. Zweiseln wachte nun Einseln und sprach „Einseln, du willst hüten und schläfst dabel ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen sie nach Haus, und Zweiseln ließ wieder sein Schlüsseln unangerührt stehen, und Einseln konnte der Mutter nicht verraten warum es nicht essen wollte und sagte zu seiner Entschuldigung „ich war draussen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiseln „diesmal sollst du mit gehen und acht haben ob Zweiseln draussen ist und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es heimlich.“ Da trat Dreiseln zu Zweiseln und sprach „ich will mitgehen und sehen ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiseln merkte was Dreiseln im Sinne hatte und ließ die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach „wir wollen uns dahin setzen, Dreiseln, ich will dir was vorflagen.“ Dreiseln setzte sich und war milde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiseln hub wieder das vorige Liedeln an und sang

„Dreiseln, wachst du?“

Aber statt daß es nun fliegen mußte

„Dreiseln, schläfst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit

„Zweiseln, schläfst du?“

und sang immer

„Dreiseln, wachst du?“

Zweiseln, schläfst du?“

Da fielen dem Dreiseln seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, weil es von dem Spricheln nicht angerebet war, schlief nicht ein. Zwar that es Dreiseln zu, aber nur

aus Eist, gleich als schlief es auch damit: doch blinzelte und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zwickelglocke in Dreilänglein schlief fest, sagte es sein Sprichlein

„Hilflein, med,
Eisglein, bed,“

ab und trank nach Verzenslust und hieß dann das Eis wieder fortgehen,

„Hilflein, med,
Eisglein, weg,“

und Dreilänglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zwickelglocke zu ihm, weckte es und sprach „ei, Dreilänglein, du eingeschlafen? du kannst gut hüten! komm, wir wollen gehen.“ Und als sie nach Haus kam, ab Zwickelglocke der nicht, und Dreilänglein sprach zur Mutter „ich weiß warum das hochmüthige Ding nicht ist: wenn sie draußen Biege spricht

„Hilflein, med,
Eisglein, bed,“

so steht ein Eisglein vor ihr, das ist mit dem besten (besezt, viel besser als wir's hier haben: und wenn sie sat so spricht sie

„Hilflein, med,
Eisglein, weg,“

und alles ist wieder verschwunden; ich habe alles genau angesehen. Zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprich eingeschlafert, aber das eine auf der Stirne, das war Glück noch geblieben.“ Da rief die neidische Mutter „du's besser haben als wir? die Lust soll dir vergehen!“ holte ein Schlachtmesser und stieß es der Biege ins Herz, sie tot hinstieß.

Als Zwickelglocke das sah, ging es voll Trauer hin setzte sich auf den Feldrain und weinte seine bitteren Theil. Da stand auf einmal die weiße Frau wieder neben ihm sprach „Zwickelglocke, was weinst du?“ — „Soll ich

weinen!" antwortete es, „die Biene, die mir jeden Tag, wenn ich Euer Spritzklein herfagte, den Tisch so schön deckte, ist von meiner Mutter tot gestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weiße Frau sprach „Zwecklinge, ich will dir einen guten Rat erteilen, bitt deine Schwestern daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Biene geben und vergrab es vor der Hausthür in die Erde, so wird's dein Glück sein.“ Da verschwand sie, und Zwecklinge ging heim und sprach zu den Schwestern „Liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Biene, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen „kannst du haben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zwecklinge nahm das Eingeweide und vergrab's abends in aller Stille nach dem Rate der weisen Frau vor die Hausthür.

Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Hausthür traten, so stand da ein wunderbarer prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber, und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nichts schöneres und köstlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht wie der Baum in der Nacht dahin gekommen war, nur Zwecklinge merkte, daß er aus den Eingeweidern der Biene aufgewachsen war, denn er stand gerade da, wo es sie in die Erde begraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einlinge „steig hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Baume ab.“ Einlinge stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihn der Ast aus den Händen: und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen wie es wollte. Da sprach die Mutter „Dreilinge, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen als Einlinge.“ Dreilinge rutschte herunter und Dreilinge stieg hinauf. Aber Dreilinge war nicht geschickter und mochte schauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig wie Einlinge und Dreilinge die Frucht

fassen und griff immer in die leere Luft. Da sprach Zwickelglein „ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher.“ Die Schwestern riefen zwar „du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ Aber Zwickelglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern ließen sich von selbst in seine Hand herab, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schürzchen voll mit herunter brachte. Die Mitter nahm sie ihm ab, und statt daß sie, Zwickelglein und Dreiklingeln dafür das arme Zwickelglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch daß es allein die Früchte holen konnte und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, daß ein junger Ritter daher kam. „Geschwind, Zwickelglein,“ riefen die zwei Schwestern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen“ und stützten über das arme Zwickelglein in aller Eil ein leeres Faß, das gerade neben dem Baume stand, und schoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der hiebt still, bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern „wem gehört dieser schöne Baum? wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen was er wollte.“ Da antworteten Zwickelglein und Dreiklingeln der Baum gehörte ihnen zu, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen.“ Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter „das ist ja wunderbar, daß der Baum euch zugehört und ihr doch nicht Macht habt etwas davon abzubrechen.“ Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so sprachen, rollte Zwickelglein unter dem Faße ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn Zwickelglein war böse daß Zwickelglein und Dreiklingeln nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und

fragte wo sie herkämen. Zwielingeln und Dreielingeln ... worteten sie hätten noch eine Schwester, die dürste sich ab, nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen hätte wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief „Zwielingeln, komm hervor.“ Da kam Zwielingeln ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit, und sprach „du, Zwielingeln, kannst mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrehen.“ — „Ja,“ antwortete Zwielingeln, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir.“ Und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab, und reichte ihn dem Ritter hin. Da sprach der Ritter „Zwielingeln, was soll ich dir dafür geben?“ — „Ach,“ antwortete Zwielingeln, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Noth vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wenn Ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zwielingeln auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß: dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.

Wie nun Zwielingeln so von dem schönen Rittersmann fortgeführt ward, da beneideten die zwei Schwestern ihn erst recht sehr. „Der wunderbare Baum bleibt uns doch,“ dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn erlösen; wer weiß wo unser Welken noch blüht!“ Aber am andern Morgen war ihr Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin. Und wie Zwielingeln zu seinem Kämmerlein hinausah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgefolgt.

Zwielingeln lebte lange Zeit vergnügt. Einmal kamen zwei arme Frauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zwielingeln ins Gesicht und er-

kamte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherzlehen und vor den Thüren ihr Brod suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und that ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angethan hatten.

131.

Die schöne Katrinette und Pif Paf Poltrie.

„Guten Tag, Vater Hollenthe.“ — „Großen Dank, Pif Paf Poltrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Tochter kriegen?“ — „O ja, wenn's die Mutter Malcho (Mist-Kuh), der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die Mutter Malcho?“

„Sie ist im Stall und melkt die Kuh.“

„Guten Tag, Mutter Malcho.“ — „Großen Dank, Pif Paf Poltrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Tochter kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?“

„Er ist in der Kammer und hackt das Holz.“

„Guten Tag, Bruder Hohenstolz.“ — „Großen Dank, Pif Paf Poltrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Schwester kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die Schwester Käsetraut?“

„Sie ist im Garten und schneidet das Kant.“

„Guten Tag, Schwester Käsetraut.“ — „Großen Dank, Pif Paf Poltrie.“ — „Könnst ich wohl Eure Schwester kriegen?“ — „O ja, wenn's der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenstolz und die schöne Katrinette will, so kann's geschehen.“

„Wo ist dann die schöne Katrinelje?“

„Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige.“

„Guten Tag, schöne Katrinelje.“ — „Großen Dank, Pf Pf Postrie.“ — „Wißt du wohl mein Schatz sein?“ — „O ja, wenn's der Vater Hosenhe, die Winter Matscho, der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut will, so kann's geschehen.“

„Schön Katrinelje, wie viel hast du an Brautschatz?“ — „Vierzehn Pfennige bares Geld, drittelhalb Groschen Schuld, ein halb Pfund Dufeln, eine Hand voll Preufeln, eine Hand voll Wurfseln,

im so der walt:

Is dat ulg en guden Brutschatz?“

„Pf Pf Postrie, was kannst du für ein Handwerk? bist du ein Schneider?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schuster?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Adersmann?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schreiner?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Schmied?“ — „Noch viel besser.“ — „Ein Wüller?“ — „Noch viel besser.“ — „Vielleicht ein Besenblinder?“ — „Na, das bin ich: ist das nicht ein schönes Handwerk?“

192.

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollte ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach „brachen kann ich dich freilich nicht mehr, indes mein ich es gut mit dir, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall,“ und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen. Da begegnete ihm der Fuchs und sprach „was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?“ — „Ach,“ antwortete das Pferd, „Welz

und Treue wohnen nicht beisammen in einem Haus: mein Herr hat vergessen was ich ihm für Dienste in so vielen Jahren geleistet habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann will er mir kein Futter mehr geben, und hat mich fortgejagt — „Ohne allen Trost?“ fragte der Fuchs. „Der Trost ist schlecht, er hat gesagt wenn ich noch so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht vermag.“ Der Fuchs sprach „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, strecke dich aus und rege dich nicht, als wärst du tot.“ Das Pferd that was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach „da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fetten Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit und wie sie bei dem Pferde standen, sprach der Fuchs „hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich will's mit dem Schwanz an dich binden, so kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren.“ Dem Löwen gefiel der Rat, er stellte sich hin und damit ihm der Fuchs das Pferd festzuklupsen konnte hielt er ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schwanz dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach „zieh, Schlimm zieh.“ Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufstiegen, als das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thüre. Wie der Herr das sah, besaß er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd, „du sollst mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

123.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere. Sie schliefen zusammen in einem Saal, wo ihre Betten nebeneinander standen, und abends, wenn sie darin lagen, schloß der König die Thüre zu und verriegelte sie. Wenn er aber am Morgen die Thüre aufschloß, so sah er daß ihre Schuhe zertanzt waren, und niemand konnte heransbringen wie das zugegangen war. Da ließ der König ausrufen wer's könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König sein: wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herans brachte, der hätte sein Leben verwirkt. Nicht lange, so meldete sich ein Königssohn und erbot sich das Wagnis zu unternehmen. Er ward wohl aufgenommen, und abends in ein Zimmer geführt, das an den Schlafsaal stieß. Sein Bett war da aufgeschlagen und er sollte acht haben wo sie hinglügen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinaus glügen, war auch die Saalthüre offen gelassen. Dem Königssohn fiel's aber wie Blei auf die Augen und er schlief ein, und als er am Morgen aufwachte waren alle zwölf zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend ging's nicht anders, und da ward ihm sein Haupt ohne Vorwarnung abgeschlagen. Es kamen hernach noch viele und meldeten sich zu dem Wagniß, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug's sich's zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, sich auf dem Weg nach der Stadt befand, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht,“ sprach er, und setzte im Scherz hinzu „ich hätte wohl Lust ausfindig zu machen wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzten, und danach König zu werden.“ — „Das

ist so schwer nicht," sagte die Älteste, „du mußt den Wein nicht trinken, der dir abends gebracht wird, und mußt thun als wärst du fest eingeschlafen.“ Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach „wenn du das umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den zwölfen dann nachschleichen.“ Wie der Soldat den guten Rat bekommen hatte, ward's Ernst bei ihm, so daß er ein Herz faßte, vor den König ging und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angethan. Abends zur Schlafenszeit ward er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die Älteste und brachte ihm einen Becher Wein: aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden, ließ den Wein da hineinfließen, und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilschen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königsstöchter, lachten, und die Älteste sprach „der hätte auch sein Leben sparen können.“ Danach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten, und holten prächtige Kleider heraus: putzten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die Jüngste sagte „ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderbar zu Mut: gewiß widerfährt uns ein Unglück.“ — „Du bist eine Schneegans," sagte die Älteste, „die sich immer fürchtet. Hast du vergessen wie viel Königsöhne schon umsonst dagewesen sind? dem Soldaten hätt ich nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, der Altmuel wäre doch nicht aufgewacht.“ Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der hatte die Augen zugethan, rührte und regte sich nicht, und sie glaubten nun ganz sicher zu sein. Da ging die Älteste an ihr Bett und klopfte daran: alsobald sank es in die Erde, und sie stiegen durch die Öffnung hinab, eine nach der andern, die Älteste voran. Der Soldat, der alles mit angesehen hatte, zauderte nicht lange, hing sein Mäntelchen um und stieg hinter der Jüngsten mit hinab. Witten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid, da erschrak sie

und rief „was ist das? wer hält mich am Reid?“ — „Sei nicht so euskältig,“ sagte die älteste, „du bist an einem Faden hängen geblieben.“ Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte „du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen,“ und brach einen Zweig davon ab; da fuhr ein gewaltiger Krach aus dem Banne. Die jüngste rief wieder „es ist nicht richtig, habt ihr den Knall gehört?“ Die älteste aber sprach „das sind Freundschaftsüsse, weil wir unsere Prinzen bald erlöst haben.“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren: von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal krachte, daß die jüngste vor Schrecken zusammenfuhr: aber die älteste blieb dabei, es wären Freundschaftsüsse. Sie gingen weiter und kamen zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schiffslein, und in jedem Schiffslein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölfte gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein. Da sprach der Prinz „ich weiß nicht das Schiff? heute viel schwerer und ich muß aus allen Kräften rndern, denn ich es fortbringen soll.“ — „Wovon sollte das kommen,“ sprach die jüngste, „als vom warmen Wetter, es ist mir auch sehr heiß zu Mut.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes erleuchtetes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten. Sie rnderten hinüber, traten ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch angstlos, aber die älteste brachte sie immer zum Schwelgen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle schon durchgetanzt waren und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder zurück, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur ältesten. Am Ufer

nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen in folgenden Nacht wieder zu kommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus und legte sich in sein Bett, als die Zwölfe langsam und milde herauf getrippelt kamen, schwärzte er schon wieder so laut, daß sie's alle hören konnten, und sie sprachen „vor dem sind wir sicher.“ Da zogen sie ihre schönen Kleider aus, brachten sie weg, stellten die tanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern wunderliche Wesen noch mit ansehen, und ging die zweite und dritte Nacht wieder mit. Da war alles wie das erste Mal und sie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren. Das dritte Mal aber nahm er zum Wahrzeichen einen Becher. Als die Stunde gekommen war, wo er antworten sollte, nahm er die drei Zweige und den Becher zu sich und ging vor den König, die Zwölfe aber standen hinter der Thüre und hielten was er sagen würde. Als der König die Frage that, haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht tanzte?“ so antwortete er „mit zwölf Prinzen in einem irdischen Schloß,“ berichtete wie es zugegangen war und holte die Wahrzeichen hervor. Da ließ der König seine Töchter kommen und fragte sie ob der Soldat die Wahrheit gesagt habe und da sie sahen daß sie verraten waren und Leugnen nicht half, so nickten sie alles eingestehen. Darauf fragte ihn der König „welche er zur Frau haben wollte.“ Er antwortete „bin nicht mehr jung, so gebt mir die älteste.“ Da ward am selbigem Tage die Hochzeit gehalten und ihm das Mädchen nach des Königs Tode versprochen. Aber die Prinzen waren auf so viel Tage wieder verwilligt, als sie Nächte mit Zwölfen getanzet hatten.

121.

Die schts Diener.

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin, und ihre Tochter war das schönste Mädchen unter der Sonne. Die Alte dachte aber auf nichts als wie sie die Menschen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, so sprach sie wer ihre Tochter haben wollte, mußte zuvor einen Bund (eine Aufgabe) lösen, oder er mußte sterben. Viele waren von der Schönheit der Jungfrau verblendet und wagten es wohl, aber sie konnten nicht vollbringen was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, sie mußten niederknien, und das Haupt ward ihnen abgeschlagen. Ein Königssohn der hatte auch von der großen Schönheit der Jungfrau gehört und sprach zu seinem Vater „laß mich hinziehen, ich will um sie werben.“ — „Nimmermehr,“ antwortete der König, „gehst du fort, so gehst du in deinen Tod.“ Da legte der Sohn sich nieder und ward sterbenskrank, und lag sieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater sah daß keine Hoffnung mehr war, sprach er voll Herzensthaufens zu ihm „ieh hin und versuche dein Glück, ich weiß dir sonst nicht zu helfen.“ Als der Sohn das hörte, stand er auf von einem Lager, ward gesund und machte sich fröhlich auf den Weg.

Es trug sich zu, als er über eine Halde zu reiten kam, daß er von weitem auf der Erde etwas liegen sah wie einen großen Steinhaufen, und wie er sich näherte, konnte er unterscheiden daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahingestreckt hatte; der Bauch aber sah aus wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie er den Weissenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach „wenn Ihr jemand braucht, so nehmt mich in Eure Dienste.“ Der Königssohn antwortete „was soll ich mit einem so ungesillgen Mann anfangen?“ — „O,“ sprach der Dicke, „das will nichts sagen, wenn ich mich recht auseinander thue, bin ich noch dreitausendmal so dick.“ — „Wenn

das ist," sagte der Königssohn, „so kann ich dich brauchen mit mir.“ Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Weile fanden sie einen andern, der lag auf der Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. Er der Königssohn „was machst du da?“ — „Ich horche,“ antwortete der Mann. „Wonach horchst du so aufmerksam?“ — „Ich horche nach dem was eben in der Welt sich zuträgt, meinen Ohren entgeht nichts, das Gras sogar hör ich wachsen.“ Fragte der Königssohn „sage mir, was hörst du am Hof der alten Königin, welche die schöne Tochter hat?“ Da antwortete er „ich höre das Schwert sausen, das einem Freier den Kopf abschlägt.“ Der Königssohn sprach „ich kann dich brauchen, komm mit mir.“ Da zogen sie weiter und sahen mal ein paar Fische da liegen und auch etwas von den Tieren, aber das Ende konnten sie nicht sehen. Als sie eine Strecke fortgegangen waren, kamen sie zu dem Leib und auch zu dem Kopf. „Hi,“ sprach der Königssohn, „bist du nicht ein langer Strick!“ — „O,“ antwortete der Mann, „das ist noch gar nichts, wenn ich meine Gliedmaßen erst ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang, und bin größer als der höchste Berg auf Erden. Ich will Euch gerne dienen wenn Ihr mich annehmen wollt.“ — „Komm mit,“ sagte der Königssohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen, der hatte die Augen verbunden. Sprach der Königssohn zu ihm „hast du nicht gesehen daß du nicht in das Licht sehen kannst?“ — „Nein,“ antwortete der Mann, „ich darf die Binde nicht abnehmen, was ich mit meinen Augen ansehe, das springt auseinander gewaltig ist mein Blick. Kann Euch das nützen, so will ich Euch gern dienen.“ — „Komm mit,“ antwortete der Königssohn, „ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenschein zitterte und froh am ganzen Leibe, so daß ihm kein Witz stand. „Wie kannst du frieren?“ sprach der Königssohn, „die Sonne scheint so warm.“ — „Ach,“ antwortete der Mann,

„meine Natur ist ganz anderer Art, je heißer es ist, desto mehr friert ich, und der Frost bringt mir durch alle Knochen: und je kälter es ist, desto heißer wird mir: mitten im Eis kann ich's vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.“ — „Du bist ein wunderlicher Kerl,“ sprach der Königssohn, „aber wenn du mir dienen willst, so komm mit.“ Nun zogen sie weiter und sahen einen Mann stehen, der machte einen langen Hals, schaute sich um und schaute über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn „wonach siehst du so eifrig?“ Der Mann antwortete „ich habe so helle Augen, daß ich über alle Wälder und Felder, Thäler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann.“ Der Königssohn sprach „willst du, so komm mit mir, denn so einer sehst mir noch.“

Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die alte Königin lebte. Er sagte nicht wer er wäre, aber er sprach „wollt Ihr mir Eure schöne Tochter geben, so will ich vollbringen, was Ihr mir auferlegt.“ Die Bauerin freute sich daß ein so schöner Abgesandter wieder in ihre Nähe stiel und sprach „dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du ihn jedesmal, so sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden.“ — „Was soll das erste sein?“ fragte er. „Daß du mir einen Ring herbei bringst, den ich ins rote Meer habe fallen lassen.“ Da ging der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach „der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring soll aus dem roten Meer geholt werden, nun schafft Mat.“ Da sprach der mit hellen Augen „ich will sehen wo er liegt,“ schaute in das Meer hinab und sagte „dort hängt er an einem spitzen Steu.“ Der Ringe trug sie hin und sprach „ich wollte ihn wohl heraus holen, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ — „Wenn's weiter nichts ist,“ rief der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund aus Wasser: da stiegen die Wellen hinein wie in einen Abgrund, und er trauf das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Der Ringe blickte sich ein wenig und holte den Ring mit der Sand heraus. Da ward der Königssohn froh als er den Ring hatte,

und brachte ihn der Alten. Sie erstaunte und sprach „ja, es ist der rechte Ring: den ersten Bund hast du glücklich gelöst, aber nun kommt der zweite. Stehst du dort auf der Wiese vor meinem Schlosse, da weiden dreihundert fetten Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren; und unten im Keller liegen dreihundert Fässer Wein, die mußt du dazu austrinken; und bleibst von den Ochsen ein Haar und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen.“ Sprach der Königssohn „darf ich mir keine Gäste dazu laden? ohne Gesellschaft schmeckt keine Mahlzeit.“ Die Alte lachte boshaft und antwortete „einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast, aber weiter keinen.“

Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Diener „du sollst heute mein Gast sein und dich einmal satt essen.“ Da that sich der Diener voneinander und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb, und fragte ob weiter nichts als das Grillhähnchen da wäre: den Wein trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas nötig hatte, und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende war, ging der Königssohn zur Alten und sagte ihr der zweite Bund wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sprach „so weit hat's noch keiner gebracht, aber es ist noch ein Bund übrig,“ und dachte „du sollst mir nicht entgehen und wirst deinen Kopf nicht oben behalten.“ — „Heut Abend,“ sprach sie, „bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und du sollst sie mit deinem Arm umschlingen: und wenn ihr da beisammen sitzt, so hilte dich daß du nicht einschliffst: ich komme Schlag zwölf Uhr, und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren.“ Der Königssohn dachte, „der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten,“ doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, wie die Alte gesagt hatte und sprach „wer weiß, was ihr eine List dahinter steckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt.“ Als die Nacht einbrach, kam die Alte mit ihrer Tochter und führte sie in die

Arme des Königssohns, und dann schlang sich der Lange um sie beide in einen Kreis, und der Dicke stellte sich vor die Thüre, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide, und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er that nichts als sie anschauen, war voll Freude und Liebe, und es kam keine Mildigkeit in seine Augen. Das dauerte bis elf Uhr, da warf die Alte einen Zauber über alle, daß sie einschliefen, und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entzückt.

Nun schloßen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da war der Zauber kraftlos, und sie erwachten alle wieder. „O Jammer und Unglück!“ rief der Königssohn, „nun bin ich verloren!“ Die treuen Diener fingen auch an zu klagen, aber der Hórcher sprach „seid still, ich will hórchen,“ da hórchte er einen Augenblick und dann sprach er „sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier, und bekümmert ihr Schicksal. Du allein kannst helfen, Langer, wenn du dich ansiehst, so bist du mit ein paar Schritten dort.“ — „Ja,“ antwortete der Lange, „aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen wegschaffen.“ Da huckte der Lange den mit verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vor dem verwirrhsten Felsen. Als bald nahm der Lange dem andern die Blinde von den Augen, der sich nur umschaute, so zersprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück, holte eben so schnell auch noch seinen Kameraden, und eh es zwölf schlug, saßen sie alle wieder wie vorher und waren munter und guter Dinge. Als es zwölf schlug, kam die alte Zauberin herbei geschlichen, machte ein höhnisches Gesicht, als wollte sie sagen „nun ist er mein,“ und glaubte ihre Tochter säße dreihundert Stunden weit im Felsen. Als sie aber ihre Tochter in den Armen des Königssohns erblickte, erschrak sie und sprach „da ist einer, der kann mehr als ich.“ Aber sie durfte nichts einwenden und mußte

ihm die Jungfrau zusetzen. Da sprach sie ihr ins Ohr „Schaude für dich, daß du gemeinem Volk gehorchen sollst und dir einen Gemahl nicht nach deinem Gefallen wählen darfst.“

Da ward das stolze Herz der Jungfrau mit Zorn erfüllt und sann auf Rache. Sie ließ am andern Morgen dreihundert Master Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Blinde wären gelöst, sie würde nicht eher seine Gemahlin werden, bis einer bereit wäre, sich mitten in das Holz zu setzen und das Feuer auszuhalten. Sie dacht keiner seiner Diener würde sich für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich hinein setzen, und dann wäre sie frei. Die Diener aber sprachen „wir haben alle etwas gethan, nur der Frosstige noch nicht, der muß auch daran,“ setzten ihn mitten auf den Holzstoß und steckten ihn an. Da begann das Feuer zu brennen und braunte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als die Flammen sich legten, stand der Frosstige mitten in der Asche, zitterte wie ein Espenlaub und sprach „einen solchen Frost hab ich mehr Lebtag nicht ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt.“

Nun war keine Aussicht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte den unbekannten Fingling zum Gemahl nehmen. Als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte „ich kann die Schande nicht ertragen“ und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niederbrechen, was ihm vorkäme, und ihr die Tochter zurück bringen. Der Horchher aber hatte die Ohren gespitzt und die heimlichen Reden der Alten vernommen. „Was fangen wir an?“ sprach er zu dem Diener, aber der wußte Rat, spielte einmal oder zweimal hinter dem Wagen einen Teil von dem Meereswasser aus, das er getrunken hatte, da entstand ein großer See, worin die Kriegsvölker stecken blieben und ertranken. Als die Zauberin das vernahm, schickte sie ihre geharnischten Ketter, aber der Horchher hörte das Rasseln ihrer Rüstung und band dem einen die Augen auf, der guckte die Felnde ein bißchen scharf an, da sprangen sie aneinander

wie Glas. Nun fuhren sie ungestört weiter, und als die beiden in der Kirche eingeseget waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied, und sprachen zu ihrem Herrn „Eure Wünsche sind erfüllt, Ihr habt uns nicht mehr nötig, wir wollen weiter gehen und unser Glück versuchen.“

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Herde: wie sie dahin kamen, sprach er zu seiner Frau „weißt du auch recht wer ich bin? ich bin kein Königssohn, sondern ein Schweinehirt, und der mit der Herde dort, das ist mein Vater: wir zwei müssen auch daran und ihm helfen hüten.“ Dann stieg er mit ihr in das Wirthshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirthsleuten in der Nacht sollten sie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzuthun, und die Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein paar alte wolene Strümpfe, dabel that sie noch als wär's ein großes Geschenk und sprach „wenn nicht Euer Mann wäre, hätt ich's Euch gar nicht gegeben.“ Da glaubte sie er wäre wirklich ein Schweinehirt und hütete mit ihm die Herde und dachte „ich habe es verdient mit meinem Übermut und Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Fische waren ihr wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten ob sie wüßte wer ihr Mann wäre. „Ja,“ antwortete sie, „er ist ein Schweinehirt, und ist eben ausgegangen mit Bändern und Schürren einen kleinen Handel zu treiben.“ Sie sprachen aber „kommt einmal mit, wir wollen Euch zu ihm hinführen,“ und brachten sie ins Schloß hinauf; und wie sie in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals stiel, sie küßte und sprach „ich habe so viel für dich gestitten, da hast du auch für mich leiden sollen.“ Nun ward erst die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte er wäre auch dabel gewesen.

Die weiße und die schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte „wo fñhrt der Weg ins Dorf?“ — „Wenn Ihr ihn wissen wollt,“ sprach die Mutter, „so sucht ihn selber,“ und die Tochter setzte hinzu „habt Ihr Sorge daß Ihr ihn nicht findet, so nehmt Euch einen Begleiter mit.“ Die Stieftochter aber sprach „armer Mann, ich will dich fñhren, komm mit mir.“ Da zürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Blicken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Glinde. Der armen Stieftochter aber war Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nahe am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte „wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen „ich möchte gern so schön und rein werden wie die Sonne;“ alsbald war sie weiß und schön wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde;“ den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber „vergiss das Beste nicht.“ Sagte sie „ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.“ Das ward ihr auch gewährt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Als die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, so fleg die Bosheit in ihrem Herzen noch höher, und sie hatte nichts anders im Sinn als wie sie ihr ein Feld anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder Namens Megner, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach Megner einmal zu ihr „liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer anblicken möchte.“ Da antwortete sie „aber ich bitte dich laß niemand das Bild sehen.“

Er malte nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf; er wohnte aber in des Königs Schloß, weil er bei ihm Kutscher war. Alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, und die so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gleiche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener bemerkten aber daß der Kutscher täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgünstigens ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und als er sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau gleich, nur noch schöner war, so verliebte er sich sterblich hinein. Er ließ den Kutscher vor sich kommen und fragte wen das Bild vorstellte. Der Kutscher sagte es wäre seine Schwester, so entschloß sich der König keine andere als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die Schwarze war eifersüchtig über das Glück, ärgerte sich über alle Maßen und sprach zu ihrer Mutter „was helfen nun all Eure Künste, da Ihr mir ein solches Glück doch nicht verschaffen könnt.“ — „Sei still,“ sagte die Alte, „ich will dir's schon zuwenden.“ Und durch ihre Hexenkünste triebte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Welken verstopfte sie die Ohren, daß sie halb taub war. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Vord, um zu fahren. Wie sie eine Meile unterwegs waren, rief der Kutscher

„Deß dich zu, mein Schwesterlein,
 Daß Regen dich nicht näßt,
 Daß Wind dich nicht bestäußt,
 Daß du sein schön zum König kommst.“

Die Braut fragte „was sagt mein lieber Bruder?“ — „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt du sollst dein gliden Kleid aus-

ziehen und es deiner Schwester geben.“ Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter: über ein Weisichen rief der Bruder abermals

„Ded bich zu, mein Schwesterlein,
Dass Regen dich nicht näßt,
Dass Wind dich nicht bestäubt,
Und du sein schön zum König kommst.“

Die Braut fragte „was sagt mein lieber Bruder?“ — „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt, du solltest deine goldene Haube abthun und deiner Schwester geben.“ Da that sie die Haube ab und that sie der Schwarzen auf und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter: wiederum über ein Weisichen rief der Bruder

„Ded bich zu, mein Schwesterlein,
Dass Regen dich nicht näßt,
Dass Wind dich nicht bestäubt,
Und du sein schön zum König kommst.“

Die Braut fragte „was sagt mein lieber Bruder?“ — „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt du müchtest einmal aus dem Wagen sehen.“ Sie fuhren aber gerade auf einer Brücke über ein tiefes Wasser. Wie nun die Braut aufstand und aus dem Wagen sich heraus blickte, da stießen sie die beiden hinans, daß sie mitten ins Wasser stürzte. Als sie versunken war, in demselben Augenblick, stieg eine schneeweiße Ente aus den Wasserspiegel hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen. Da brachte er dem König die Schwarze als seine Schwester und meinte sie wär's wirklich weil es ihm trübe vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der König, wie er die grundlose Gäßlichkeit an seiner vermeinten Braut erblickte, ward sehr böse und befahl den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern und Schlangengezick war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu besircken und durch ihre Künste ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter befehlt, zu

daß sie ihm ganz selbstlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal abends, während die schwarze Braut dem König auf dem Schoße saß, kam eine weiße Ente zum Gossenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Mädchenjungen

„Züngelchen, mach Feuer an,
Daß ich meine Federn wärmen kann.“

Das that der Mädchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd; da kam die Ente und setzte sich daneben, schüttelte sich und streich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohlthat, fragte sie

„Was macht mein Bruder Regner?“

Der Mädchenjunge antwortete

„Liegt in der Grube gefangen
Bei Ottern und bei Schlangen.“

Frage sie weiter

„Was macht die schwarze Hexe im Haus?“

Der Mädchenjunge antwortete

„Die sitzt warm
Im Königs Arm.“

Sagte die Ente

„Daß Gott erbarm!“

und schwamm den Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und that dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Mädchenjunge nicht länger lbers Herz belügen, ging zu dem König und entdeckte ihm alles. Der König aber wollte es selbst sehen, ging den andern Abend hin, und wie die Ente den Kopf durch den Gossenstein hereinstreckte, nahm er sein Schwert, und hieb ihr den Hals durch, da ward sie auf einmal zum schönsten Mädchen und gleich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König war voll Freuden; und weil sie ganz naß dastand, ließ er kostliche Kleider bringen und ließ sie damit bekleiden. Dann erzählte sie ihm

wie sie durch List und Falschheit wäre betrogen und zuletzt in den Fluß hinabgeworfen worden; und ihre erste Bitte war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle heraus geholt würde. Und als der König diese Bitte erfüllt hatte, ging er in die Kammer, wo die alte Hexe saß und fragte „was verdient die, welche das und das thut?“ und erzählte was geschehen war. Da war sie so verblendet, daß sie nichts merkte und sprach „die verdient daß man sie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt, und daß man vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Das geschah alles an ihr und ihrer schwarzen Tochter. Der König aber heiratete die weiße und schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.

136.

Der Eisenhans.

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lies Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen,“ sagte der König, und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn auffuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach „streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab bis ihr sie alle drei gefunden habt.“ Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der vierten Stunde die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hin fliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte sein Einwilligung nicht geben und sprach „es ist nicht geheuer darin

Ich fürchte es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus. Der Jäger antwortete „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts.“

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herab hingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe die Thüre des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte ehnmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach „Gieb mir meinen Ball heraus.“ — „Nicht eher,“ antwortete der Mann, „als bis du mir die Thüre aufgemacht hast.“ — „Nein,“ sagte der Knabe, das thue ich nicht, das hat der König verboten,“ und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball: der wilde Mann sagte „öffne meine Thüre,“ aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte „wenn ich auch wollte, ich kann die Thüre nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht.“ Da sprach der wilde Mann „er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen.“ Der Knabe, der seinen Ball wie-

der haben wollte, schlug alles Bedenken in dem Wind und brachte den Schlüssel herbei. Die Thüre ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihn nach „ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge.“ Der wilde Mann lehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heim kam, bemerkte er den leeren Kistig und fragte die Königin wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Felde suchen sollten, aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geschehen war, und es herrschte große Trauer an dem küniglichen Hof.

Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm „Vater und Mutter siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles thust, was ich dir sage, so sollst du's gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt.“ Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnenn und sprach „siehst du der Goldbrunnen ist hell und klar wie Krystall: du sollst dabel sitzen und acht haben, daß nichts hinein fällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe ob du mein Gebot befolgst hast.“ Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah wie manchmal ein goldner Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin zeigte, und hatte acht daß nichts hinein fiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig daß er ihn unwillkürlich in das Wasser steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab, das

Gold wieder abzutolschen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach „was ist mit dem Brummen geschehen?“ — „Nichts, nichts“ antwortete er und hielt den Finger auf den Mücken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte „du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen, aber hüte dich daß du nicht wieder etwas hinein fallen läßt.“ Am frühsten Morgen saß er schon bei dem Brummen und bewachte ihn. Der Finger that ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicherweise ein Haar herab in den Brummen. Er nahm es schnell heraus, aber es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brummen fallen lassen,“ sagte er, „ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenn's zum drittenmal geschieht, so ist der Brummen eutehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben.“ Am dritten Tag saß der Knabe am Brummen, und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh that. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr bogen, und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach „binde das Tuch auf.“ Da quollen die goldenen Haare hervor und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut thut. Aber weil du sein böses Herz hast und ich's gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Not geräthst, so geh zu dem Wald und rufe ‚Eisenhans‘, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht

ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überflusß.“

Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immer zu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte fortbessern können. Endlich ging er in das Schloß und fragte ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wollten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte er könnte Holz und Wasser tragen und die Küche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, ließ ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so beklebte er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach „wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut abziehen.“ — „Ach Herr,“ antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Grund auf dem Kopf.“ Da ließ der König den Koch herbetrufen, schall ihn und fragte wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mittelweiden mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben, und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blinkte es daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königs-Tochter fielen und sie aussprang um zu sehen was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an „Junge bring mir einen Blumenstrauß.“ Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinauf stieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach „wie kannst du der Königs-“

tochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? geschwind hole andere, und suche die schönsten und seltensten aus.“ — „Ach nein,“ antwortete der Junge, „die würden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen.“ Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter „nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht daß du ihn vor mir auf behältst.“ Er antwortete wieder „ich darf nicht, ich habe einen gründigen Kopf.“ Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schuftern herab, daß es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern brachte es dem Gärtner und sprach „ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen.“ Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu er sollte ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eutrat, grapsie sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag ging's nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge „ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd.“ Die andern lachten und sprachen „wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklassen.“ Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahmer und hickelte hunkemus, hunkemus. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut daß es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde

Mann und sprach „was verlangst du?“ — „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.“ — „Das sollst du haben und noch mehr als du verlangst.“ Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern, und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvoll, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blühten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Theil von des Königs Leuten gefallen und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Felnde und schlug alles nieder was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurück zu kehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhaus heraus. „Was verlangst du?“ fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.“ Es geschah alles, was er verlangte, und ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davon getragen hat,“ sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam.“ Die Tochter wollte wissen wer der fremde Ritter wäre, aber der König wußte es nicht und sagte „er hat die Felnde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ Sie erkundigte sich bei dem Wärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach „eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heim gekommen, und die andern haben gespottet und gerufen ‚da kommt unser Hunkelbuns wieder an.‘“ Sie fragten auch „hinter welcher Herde hast du derweil gelegen und geschlafen?“ Er sprach

aber „Ich habe das Beste gethan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.“ Da ward er noch mehr ausgelacht.“

Der König sprach zu seiner Tochter „Ich will ein großes Fest aussetzen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei.“ Als das Fest verfludet war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhaus. „Was verlangst du?“ fragte er. „Dass ich den goldenen Apfel der Königstochter fange.“ — „Es ist so gut als hättest du ihn schon,“ sagte Eisenhaus, „du sollst auch eine rote Missethat dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.“ Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, sagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhaus als weissen Ritter ausgetrisst und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward böse und sprach „das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.“ Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davon machte, so sollte man ihn nachsehen und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhaus eine schwarze Missethat und einen Klappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig daß der Hahn ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten: der wunderliche Ranz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wieder

genommen: er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat.“ Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hiltchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da flossen seine goldenen Haare über die Schultern, und es war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Mittler gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer andern Farbe und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?“ fragte der König. „Ja,“ antwortete er, „und da sind die Äpfel,“ holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Mittler, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat.“ — „Wenn du solche Thaten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge: sage mir, wer ist dein Vater?“ — „Mein Vater ist ein mächtiger König und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich mir verlange.“ — „Ich sehe wohl,“ sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu gefallen thun?“ — „Ja,“ antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau.“ Da lachte die Jungfrau und sprach „der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen daß er kein Gärtnerjunge ist:“ ging dann hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung ausgegeben ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Thüren gingen auf und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach „ich bin der Eisenhaus, und war in einen wilden Mann verwandelt, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.“

137.

De drei schwatten Prinzessinnen.

Ostindien was von den Fiend besagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull ersten seshundert Dagher hebben. Do seilen se dat ut trummen, well de schaffen kömme, de soll Börgemeister weren. Do was der en armeu Fister, de fislde up de See mit sinen Sohn, do kam de Fiend in nam den Sohn gefangen in gav en dosse seshundert Dagher. Do gent de Vader hen in gav dat de Heerens in de Stadt, in de Fiend trock ab in de Fister wurde Börgemeister. Do word utropen wer nig „Heer Börgemeister“ segde, de soll an de Galge richlet weren.

De Sohn de kam de Fiend wter ut de Hände nu kam in en grauten Wold up en hansen Berg. De Berg de del siel up, do kam he in en graut verlostet Schloß, wohn Stohle, Diste in Wänke alle schwatt behangen wören. Do queimen drei Prinzessinnen, de ganz schwatt antrocken wören, de men en lild (wenig) wilt in't Gesicht hadden, de segden to en he soll men nig bange sien, se wullen en nig dohn, he könn eer erlösen. Do seg he se dat wull he gern dohn, wann he men wilste wo he dat machen soll. Do segget se he soll en ganz Johr nig met en Mhren (sprechen), in soll se auch nig ansehen; wat he gern hebben wull, dat soll he men seggen, wann se Antwort gleden drösten (geben dürsten), wullen se et dohn. Als he 'ne Lied sang der west was, jede he he wull asse gern noch sin Vader gohn, da segget se dat soll he men dohn, disse Vuel (Wentel) met Geld soll he met ulernen, disse Klöder soll he antrecken, in in acht Dage möst he der wter sien.

Do werd he uprurmen (aufgehoben), in is gild in Ostindien. Do kann he sin Vader in de Fislhille nig mer finden in frög de Lude wo doh de arme Fister blexwen wäre, do segget se dat möst he nig seggen, dann queim he an de Galge. Do kinnut he bi sin Vader, do seg he „Fister, wo sin il do

to kinnen?" Do seg de „dat mßt ji nig seggen, wann dat de Heereus van de Stadt gewahr weeret, kinnne ji an de Walge.“ He wilkt ober gar nig loten, he werd no de Walge bracht. Es he do is, seg he „o mine Heereus, glerwet mie doch Verlov dat id noch de olle Ffisthutte gohn mag.“ Do ult he sinen ollen Kieck an, do kinnnet he wter noch de Heereus un seg „seih ji et nu wull, sin id ulg en armen Ffister sinen Sohn? In dilt Tuez hebe id minen Vader und Moder dat Brand gewonnen.“ Do erkennet se en un badden sin Vergleknis un nernit en met noch sin Fues, do verteld he alle wil et em gohn hev, dat he wbre in en Wold kinnen up en hansen Berg, do hadde sid de Berg updohn, do wbre he in en verlostet Schloß kinnen, wo alles schwatt west wbre, un drel Prinzessinnen wbre der an kinnen, de wbre schwatt west, men en kiet wlt lu't Gesicht. De hadden em segd he soll nig bange sien, he kann eer erlösen. Do seg sine Moder dat mßg wull ul guet sien, he soll 'ne gewichte Wassleesze met nernnen un drelppen (tropfen) eer gleinlg (glinhend) Wass lu't Gesicht.

He gelt wter hen, und do gruelte (graute) em so, un he drelppde er Wass lu't Gesicht, asse se slepen, un se wbre all halb wlt. Do sprukgen alle de drel Prinzessinnen up un segden „de verfluchte Sund, usse Bloet soll örfes die Wache schreien, nu is sin Menst up de Welt geboren un werd geboren, de us erlösen kann, wie hevet noch drel Bröders, de sind in stenen Ketten anschoeten, de sollt die terreten.“ Do gbt et en Getreest lu't ganze Schloß, un he sprant noch ut dat Fenster un terbrack dat Been, un dat Schloß sint wter in de Grunde, de Berg was wter to, un kinnnes wust wo et west was.

188.

Knoß un sine dre Silhne.

Zwischen Werrel un Golt, do wnhude 'n Mann, un de hede Knoß, de hadde dre Silhne, de cene was blind, de annere was lach un de drelde was splentermaet. Do glengen se

moſ ſiwer Feld, do ſehen ſe eenen Haſen. De ſkinnie de ſchöt en, de laſſie de ſleut en, de machede de ſtaf en in de Taſten. Do kinnen ſe ſlie en groot allindächtig Waater, do wurren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat anure dat ſant, dat dritde, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do gengen ſe olle dre inne. Do kinnen ſe an eenen allindächtig grooten Walle (Wald), do was en groot allindächtig Boom inne, in den Boom was eene allindächtig groote Kapelle, in de Kapelle was een hagebūden Kōſter un en buſ-boomen Paſtoer, de deelden dat Wiggewaater mit Kuppeln mit.

Slōſſig iſ de Mann,
De den Wiggewaater entlaupen kann.

189.

Dat Wäken von Brakel.

Et gien mal 'n Wäken von Brakel na de ſint Annen Kapellen nter de Sinnenborg, un well et glerne 'n Mann heben wulle un oſ melude et wāre ſiſ neimes in de Kapellen, ſan ſant et

„D hllge ſante Anne,
Gelp mie doch bald tom Manne,
Du kōmſt 'n ja wull:
Ge wūnt var'm Suttnerbore,
Geb gels Gore:
Du kōmſt 'n ja wull.“

De Kōſter ſtand awerſt hlinner de Altare un hōre dat, da rep he mit 'ner ganz ſchrōgerigen Stimme „du kōggſt 'n ulg, du kōggſt 'n ulg.“ Dat Wäken awerſt melude dat Wäkenſinneken, dat ble de Wudder Anne ſieht, hebde ſin dat to ropen, da wor et beuſe un reip „pepperſepp, dunne Wac, haſt de Schmin-
ten un lat de Wōhne Mhren (die Mutter reden).“

140.

Das Hausgesinde.

„Wo wußt du henne?“ — „Nah Waspe.“ — „Ist ual Waspe, du uah Waspe; sam, sam, goh wie dann.“

„Gäst du auch 'n Mann? wie hedd din Mann?“ — „Cham.“ — „Min Mann Cham, din Mann Cham; ist ual Waspe, du uah Waspe; sam, sam, goh wie dann.“

„Gäst du auch 'n Kind? wie hedd din Kind?“ — „Grind.“ — „Min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham din Mann Cham: ist uah Waspe, du uah Waspe; sam, sam goh wie dann.“

„Gäst du auch 'ne Welge? wie hedd dine Welge?“ — „Sippodelge.“ — „Mine Welge Sippodelge, dine Welge Sippodelge; min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham din Mann Cham: ist nah Waspe, du uah Waspe; sam, sam goh wie dann.“

„Gäst du auch 'n Knecht? wie hedd din Knecht?“ — „Machmirrecht.“ — „Min Knecht Machmirrecht, din Knecht Machmirrecht: mine Welge Sippodelge, dine Welge Sippodelge; min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ist uah Waspe, du uah Waspe sam, sam, goh wie dann.“

141.

Das Lämmchen und Fischchen.

Es war einmal ein Bräuerchen und Schwesterchen, die hatten sich herzlich lieb. Ihre rechte Mutter war aber tot und sie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug sich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wiese vor dem Haus spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten sich und spielten Abzählens:

„Gnede, Denede, lat mi lieven,
 Will bi ok mi Wilgessen giewen.
 Wägessen sall mi Strau sßen,
 Strau will ic den Rßfeten giewen,
 Rßfeten sall mie Well giewen,
 Well will ic den Wäder giewen,
 Wäder sall mie 'n Roden baden,
 Roden will ic den Råtten giewen,
 Råtten sall mie Wåse fangen,
 Wåse will ic in 'n Mund hangen
 Un will se anschulen.“

Dabei standen sie in einem Kreis, und auf welschen nun das Wort „anschulen“ fiel, der mußte fortlaufen und die anderen ließen ihn nach und singen ihn. Wie sie so fröhlich dahinsprangen, sah's die Stiehmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Hexenkünste verstand, so verwünschte sie beide, das Bräuberchen in einen Fisk und das Schwesterchen in ein Laun. Da schwamm das Fiskchen im Teld hin und her, und war tranrig, das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her, und war tranrig und fraß nicht und rührte kein Gätmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen freunde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiehmutter dachte „heut ist die Gelegenheit gut,“ rief den Koch, und sprach zu ihm „geh und hol das Laun von der Wiese und schlacht's, wir haben sonst nichts für die Gäste.“ Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche und band ihm die Fiskchen; das litt es alles geduldig. Wie er nun sein Messer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wogte, um es abzustechen, sah es, wie ein Fisklein in dem Wasser vor dem Gossenstein hin und her schwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Bräuberchen, denn als das Fiskchen gesehen hatte wie der Koch das Lämmchen forsführte, war es im Teld mitgeschwommen bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinaus

„Ach Bräuberchen im tiefen See,
 Wie thut mir doch mein Herz so weh!
 Der Koch der weht das Messer,
 Will mir mein Herz durchstechen.“

Das Fischehen antwortete

„Ach Schwesterchen in der Höl,
Wie thut mir doch mein Herz so weh!
In dieser tiefen See!“

Wie der Koch hörte daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischehen hinabrief, erschrak er und dachte es mußte kein natürliches Lämmchen sein, sondern wäre von der bösen Frau im Haus verwünscht. Da sprach er „sel ruhig, ich will dich nicht schlachten“ nahm ein anderes Tier und bereitete das für die Gäste, und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Aunne von dem Schwesterchen gewesen, vermutete gleich wer's sein würde und ging mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischehen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen, und darauf führte sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie ehelich, aber zufrieden und glücklich lebten.

142.

Stuelberg.

Es waren zwei Bräder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts, und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brod hatte. Ehnmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen hohen Berg, und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde große Männer daher kommen; weil er nun glaubte das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum und wartete was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen „Berg Semsi, Berg Semsi, thu dich auf.“ Alsobald that sich der hohe Berg in der Mitte voneinander, und die zwölf gingen hinein, und

wie sie drin waren, schloß er sich zu. Über eine kleine Weile aber that er sich wieder auf, und die Männer kamen heraus und trugen schwere Säcke auf den Rücken, und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie „Berg Genssi, Berg Genssi, thu dich zu.“ Da fuhr der Berg zusammen, und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Böhse gingen fort. Als sie ihn nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter, und war neugierig was wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach „Berg Genssi, Berg Genssi, thu dich auf,“ und der Berg that sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blinkende Edelsteine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht was er ansaugen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder heraustrat, sprach er gleichfalls „Berg Genssi, Berg Genssi, thu dich zu,“ da schloß sich der Berg, und er fuhr mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und that jedermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende war, ging er zu seinem Bruder, ließ einen Scheffel und holte sich von neuem; doch rihrte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder abermals den Scheffel. Der Reiche aber war schon lange neidisch über sein Vermögen und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen woher der Neichthum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfinge. Da dachte er eine List aus und bestrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß zurückbelam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Als bald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn „was hast du mit dem Scheffel gemessen?“ — „Korn und Gerste“ sagte

der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihn wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wolle er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war. Der Reiche aber ließ gleich einen Wagen aufspannen, fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit besser benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er „Berg Gemst, Berg Gemst, thu dich auf.“ Der Berg that sich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichthümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf so viel er tragen konnte. Er wollte seine Last hinausbringen, weil aber Geist und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergessen und rief „Berg Simell, Berg Simell, thu dich auf.“ Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, und halfen ihm all Schätze nichts mehr. Am Abend that sich der Berg auf und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, lachten sie und riefen „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten's nicht gemerkt daß du zweimal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus.“ Da rief er „ich war's nicht, mei Bruder war's,“ aber er mochte bitten um sein Leben und sagte was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

148.

Hilf Reisen gehn.

Es was emol ne arme Frau, de hadde enen Sohn, t wull so gerne reisen, do seg de Moher „won kannst du reisen wi hebt je gar kein Geld, dat du mitnehmen kannst.“ D seg de Sohn „ich will mi gut behelpen, ich will allted segge „nig viel, nig viel, nig viel.“

Do gent he ene gude Tied un jede allted „nig viel, nig viel, nig viel.“ Kam do bi en Trop Fister un seg „Gott heh

„Ist nix viel, nix viel, nix viel.“ — „Wat segst du, Kerl, nix viel?“ In asse dat Gören (Garn) uttrocken, kregen se and nix viel Fiske. So met enen Stock up de Jungen, in „hest du mi nix dresken (dreschen) selhn?“ — „Wat sall ick denn seggen?“ seg de Junge. „Du sallst seggen ‚sant buß, sant buß.‘“

Do geht he wter ene ganze Tied in seg „sant buß, sant buß,“ bis he künmt an enen Walgen, do heft se en armen Schinder, den wilst se richten. Do seg he „guden Morgen, sant buß, sant buß.“ — „Wat segst du, Kerl, sant buß? sällt der noch mehr selge (seidige, böse) Elde in de West sien? is dilt noch nix genug?“ He krig wter wat up den Buckel. „Wat sall ick denn seggen?“ — „Du sallst seggen ‚Gott tröst de arme Seele.‘“

De Junge geht wter ene ganze Tied in seg „Gott tröst de arme Seele!“ Da künmt he an en Graven, do steit en Filler (Schinder), de tilt en Perd af. De Junge seg „guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!“ — „Wat segst du, selge Kerl?“ in schleit en met sinen Fiskacken lin de Ohren, dat he ut den Augen nix seihen kann. „Wu sall ick denn seggen?“ — „Du sallst seggen ‚do ligge du Nas in en Graven.‘“

Do geht he in seg alltied „do ligge du Nas in en Graven! do ligge du Nas in en Graven!“ Nu künmt he bi enen Wagen buß Elde, do seg he „guden Morgen, do ligge du Nas in en Graven!“ Do fößt de Wagen lin in en Graven, de Knecht kreg de Pletste in knapt den Jungen, dat he wter to sine Moher kumpen moße. In he is sien Leven nix wter up detsen gohn.

144.

Das Eselen.

Es lebe einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach „ich bin wie ein Aker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott

ihre Wünsche: als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Gesele. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt als ein Gesele, und sagte man sollt ihn ins Wasser werfen, damit ihn die Fische fressen. Der König aber sprach „nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe sein, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen.“ Also ward das Gesele aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchsen ihm auch sehr hoch und gerundt hinaus. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann gieng und sprach „lehre mich deine Kunst, daß ich so gut die Pante schlagen kann als du.“ — „Ach, liebes Herrlein,“ antwortete der Spielmann, „das sollt Euch schwer fallen, Eure Finger sind nicht alle dazu gemacht und gar zu groß; ich Sorge die Saiten halten's nicht aus.“ Es half keine Ansrede, das Gesele wollte und mußte die Pante schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut als sein Meister selber. Eines Tages gieng das junge Herrlein nachdenklich spazieren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Geseleinsgestalt. Darüber war es so betrübt, daß es in die weite Welt gieng und um einen treuen Gefellen nachsuchte. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige aber wunderschöne Tochter hatte. Das Gesele sagte „hier wollen wir wohnen,“ klopfte ans Thor und rief „es ist ein Gast hauser macht auf, damit er eingehehen kann.“ Als aber nicht aufgethan ward, setzte er sich hin, nahm seine Pante und schlug mit seinen zwei Vorderfüßen aufs lieblichste. Da sperrte der Thürhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach „da draußen sitzt ein junges Gesele vor dem Thor, das schlägt die Pante so gut als ein gelernter Meister.“ — „So laß mich den Musikant hereinkommen“ sprach der König. Wie aber er

Eselein hereintrat, hing alles an über den Lautenschläger zu lachen. Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es ward aber unwillig und sprach „ich bin kein gemeines Stalleseselein, ich bin ein vornehmer.“ Da sagten sie „wenn du das bist, so setze dich zu dem Kriegerstisch.“ — „Nein,“ sprach es, „ich will beim König sitzen.“ Der König lachte und sprach in gutem Mut „ja, es soll so sein, wie du verlangst, Eselein, komm her zu mir.“ Danach fragte er „Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?“ Das Eselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach „aus der Thaten wohl, sie ist so schön wie ich noch keine gesehen habe.“ — „Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen“ sagte der König. „Das ist mir eben recht“ sprach das Eselein und setzte sich an ihre Seite, aß und trank und wußte sich sehr und sauberlich zu betragen. Als das edle Tierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es „was hilft das alles, du mußt wieder heim,“ ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber lieb gewonnen und sprach „Eselein, was ist dir? du schaust ja sauer, wie ein Essigkrug: bleib bei mir, ich will dir geben, was du verlangst. Willst du Gold?“ — „Nein“ sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf. „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?“ — „Nein.“ — „Willst du mein halbes Reich?“ — „Nein.“ Da sprach der König „wenn ich nur wüßte was dich vergnügt machen könnte: willst du meine schöne Tochter zur Frau?“ — „Ach ja,“ sagte das Eselein, „die möchte ich wohl haben,“ war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das war's gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, als Braut und Bräutigam in ihr Schlafkammerlein geführt wurden, wollte der König wissen ob sich das Eselein auch sehr artig und manierlich betheile, und ließ einem Diener sich dort verstecken. Als sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Kiebel vor die Thüre, blickte sich um, und wie er glaubte daß sie ganz allein wären,

da warf er auf einmal seine Eselshaut ab und stand da ein schöner königlicher Jüngling. „Nun siehst du,“ sprach „wer ich bin, und siehst auch daß ich deiner nicht unwerth war.“ Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Her-
 lieb. Als aber der Morgen heraufkam, sprang er auf, zog seine
 Tierhaut wieder über, und hätte kein Mensch gedacht was
 einer dahinter steckte. Bald kam auch der alte König gegangen
 „ei,“ rief er, „ist das Eselchen schon munter! Du bist w-
 recht traurig,“ sagte er zu seiner Tochter, „daß du kein
 ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?“ — „Nein,
 lieber Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn er der all-
 schönste wäre, und will ihn mein Lebtag behalten.“ Der Kö-
 nig wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam
 und offenbarte ihm alles. Der König sprach „das ist unmög-
 lich,“ — „So wacht selber die folgende Nacht, und
 werdet's mit eigenen Augen sehen, und wißt Ihr was, O
 König, nehmt ihm die Haut weg und werft sie ins Feuer,
 muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen.“ — „Das
 Rath ist gut“ sprach der König, und abends als sie schliefen
 schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er
 Mondschein einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut
 lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg und
 draußen ein gewaltiges Feuer anzumachen und die Haut hinein
 werfen, und blieb selber dabel, bis sie ganz zu Asche verbrannt
 war. Weil er aber sehen wollte wie sich der Verführte
 stellen würde, blieb er die Nacht über wach und lauschte.
 Der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgenscheine
 stand er auf und wollte die Eselshaut anziehen, aber sie
 nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und
 Angst „nun muß ich sehen daß ich entfliehe.“ Wie er hinaus-
 eilte, stand aber der König da und sprach „mein Sohn
 wohln so eilig, was hast du im Sinn? Bleib hier, du
 ein so schöner Mann, du sollst nicht wieder von mir. Ich
 dir jetzt mein Reich haß, und nach meinem Tod bekom-
 du es ganz.“ — „So wünsch ich daß der gute Ausgang a-

ein gutes Ende nehme" sprach der Jüngling, „ich bleibe bei Euch.“ Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahr starb, hatte er das ganze, und nach dem Tod seines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

145.

Der undaukbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Hausthür, und sie hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen und wollten das zusammen verzehren. Da sah der Mann wie sein alter Vater daher kam, geschwind nahm er das Huhn und versteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht und saß da, und ging nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegstehn wollte, sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Gesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undaukbare Sohn alle Tage stillern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht; und also ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

146.

Die Milbe.

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Not helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hactte er sein Stückerl Acker und säte Milbsamen. Der Same ging auf, und es wuchs da eine Milbe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fährstirn aller Milben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen, und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer

wußte nicht was er damit anfangen sollte und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. Endlich dachte er „verkaufst du sie was wirst du großes dafür bekommen, und willst du sie selbst essen, so thun die kleinen Mäusen denselben Dienst: am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit.“ Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Was ist das für ein seltsam Ding?“ sagte der König, „mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungeheuer noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen sein? oder dir gerät's allein und du bist ein Glückskind.“ — „Ach nein,“ sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er sich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich, und Euch, Herr König auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen.“ Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach „deiner Armut sollst du überhoben und von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst.“ Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Kühe, Wiesen und Herden, und machte ihn sehr reich, so daß des andern Bruders Neid ihm gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte was sein Bruder mit ein einziger Mäuse erworben hatte, beneidete er ihn und sann und her wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könne. Er wollt's aber noch viel gescheiter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König und meinte nicht anders der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, der hätte sein Bruder soviel für eine Mäuse bekommen, was wohl es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte er wollte ihm nichts wieder geben, das seltener und besser wäre als die große Mäuse. Er mußte der Reiche seines Bruders Mäuse auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Dabei wußte er nicht an wie er seinen Zorn und Ärger austassen sollte, bis ihm böse &

danken kamen und er beschloß seinen Bruder zu tölen. Er
 gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen,
 und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach „lieber Br-
 uder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir mit ein-
 ander heben und theilen.“ Der andere ließ sich's auch gefallen
 und ging ohne Arg mit. Als sie aber hinaus kamen, stürzten
 die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an
 einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl
 aus der Ferne lauter Gesang und Fußschlag, daß ihnen der
 Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren
 Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinauswanden und
 die Flucht ergriffen. Er aber arbeitete oben bis er ein Loch
 im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Wer aber
 des Wegs kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein
 junger Geselle, der frühlich sein Kleid singend durch den Wald
 auf der Straße daher ritt. Wie der oben nun merkte daß
 einer unter ihm vorbeilief, rief er „sei mir gegrüßt, zu guter
 Stunde.“ Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht,
 wo die Stimme her schallte, endlich sprach er „wer ruft mir?“
 Da antwortete er aus dem Wipfel „erhebe deine Augen, ich
 sitze hier oben im Sack der Weisheit: in kurzer Zeit habe ich
 große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Nichts:
 nun ein Weniges, so werde ich angelernt haben, herabsteigen
 und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne
 und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im
 Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel
 und Steine. Wärs du einmal darin, du wüdestst wissen was
 für Herrlichkeit aus dem Sack der Weisheit fließt.“ Der Sch-
 ller, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach „gesegnet sei
 die Stunde, wo ich dich gefunden habe, könnt ich nicht auch
 ein wenig in den Sack kommen?“ Oben der antwortete, als
 thät er's nicht gerne, „eine kleine Welle will ich dich wohl
 hinein lassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch
 noch eine Stunde warten, es ist ein Stück übrig, das ich erst
 lernen muß.“ Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war

Ihm die Zelt zu lang und er bat daß er doch möchte hinein-
gelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß.
Da stellte sich der oben als gäbe er endlich nach und sprach
„damit ich aus dem Hans der Weisheit heraus kann, mußt
du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du eingehen.“
Also ließ der Schiller ihn herunter, band den Sack auf und
befreite ihn, dann rief er selber „nun zieh mich recht geschwind
hinauf,“ und wollt geradstehend in den Sack einschreiten.
„Salt!“ sagte der andere, „so geht's nicht an,“ packte ihn beim
Kopf, steckte ihn umgekehrt in den Sack, schnürte zu, und zog
den Flinger der Weisheit am Strick baumwärts, dann schwen-
gelte er ihn in der Luft und sprach „wie steht's, mein lieber
Gefelle? siehe, schon stichst du daß dir die Weisheit kommt
und machst gute Erfahrung, sitze also fein ruhig, bis du Al-
ger wirst.“ Damit stieg er auf des Schillers Pferd, ritt fort,
schickte aber nach einer Stunde jemand, der ihn wieder herab-
lassen mußte.

147.

Das junggeglühte Wännlein.

Zur Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, lehrte er
eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied
ein und bekam willig Herberge. Nun geschah's, daß ein armer
Bettelmann von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses
Hans kam und vom Schmied Almosen forderte. Des erbarmte
sich Petrus und sprach „Herr und Welsier, so dir's gefällt,
heil ihm doch seine Plage, daß er sich selbst kein Brot möge
gewinnen.“ Sanftmüthig sprach der Herr, „Schmied, leih mir
deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken
Wann zu dieser Zeit versorgen.“ Der Schmied war ganz
bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlen-
feuer aufstakete, groß und hoch, nahm unser Herr das alte
Wännlein, schob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es
denn glühte wie ein Rosenstolz, und Gott lobte mit lauter
Stimme. Nachdem trat der Herr zum Eschtrug, zog das

glühende Münnlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenflog, und nachdem er's sehr stillig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, zuhand sprang das Münnlein heraus, zart, gerade, gesund, und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugeesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde bräutliche Schwieger die machte sich zum Jungling hin und forschte ernstlich ob ihn das Feuer hart gebrannt habe. Wie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Wut gefressen wie in einem kühlen Thau.

Was der Jungling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er sehr ordentlich alles mit angesehen habe, und es in seine Kunst schlage. Nies sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdelein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach „von ganzem Herzen,“ weil es dem Jungling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Wut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte. „Steh still, was schreiest und hilffst du, ich will erst weidlich zulassen.“ Zog damit die Wälge von neuem bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Rucke, und der Schmied dachte „Kunst geht nicht recht zu,“ nahm sie heraus und warf sie in den Eßstrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schur hörten: die kiesen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte hinstend und maukend ganz zusammengeschnürt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefallen und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern glugen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Tunge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, kiesen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

Des Herrn und des Teufels Getier.

Gott der Herr hatte alle Tiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden ansehnähet: bloß der Gelf hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen und machte die Gelfe mit sehr langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weibe gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihre Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknipsen. Das verdross ihn zulezt, war her und biß jeder Gelf den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stillupsen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, da Gott der Herr zusah wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Aeben beschädigten, bald andere zar Pflanzen verderbten. Das jamuerte ihn, so daß er aus Güt und Gnaden seine Wölfe drau hegte, welche die Gelfe, die gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat vor den Herrn und sprach „dein Geschöpf hat mir das mein zerrissen.“ Der Herr antwortete „was haltest du es zu Schanden erschaffen!“ Der Teufel sagte „ich mußte das: gleichwohl selbst mein Elim auf Schaden geht, konnte was ich erschaffen keine andere Natur haben, und muß mir's teuer zahlen.“ - „Ich zahl dir's sobald das Eichenlaub abfällt, dann kommt dein Geld ist schon gezahlt.“ Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach „in der Kirche zu Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub.“ Mit Loben und Fluch entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte jed Monate in der Wüste, ehe er sie befand, und als er wol der kam, waren bereits wieder alle andere Eichen voll grün Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach in Zorn allen übrigen Gelfen die Augen aus und setzte ihm seine eigenen ein.

Darum haben alle Gelfe Teufelsaugen und abgebisse Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.

149.

Der Hahnenkassen.

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte seine Wunderdinge. Da ließ er auch einen Hahn einherschreiten, der hob einen schweren Kasten und trug ihn als wäre er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gesunden und war dadurch klug geworden, so daß kein Blendwerk vor ihm bestehen konnte, und sah daß der Kasten nichts war als ein Strohhalm. Da rief es „Ihr Leute, seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalm und kein Kasten, was der Hahn da trägt.“ Als bald verschwand der Zauber, und die Leute sahen was es war und jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort. Er aber, voll innerlichen Jornes, sprach „Ich will mich schon rächen.“ Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war gepuht und glug in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg, darüber zu gehen. Da war die Braut stuhl, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, und das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch „et! wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst?“ Da gingen ihr die Augen auf, und sie sah daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfeld stand. Da sahen es die Leute auch allesamt und jagten sie mit Schimpf und Gelächter fort.

150.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du hast wohl ehe eine alte Frau sein betteln gehn? diese Frau bettelte auch, und wann sie etwas bekam, dann sagte sie „Gott lohn Euch.“ Die Bettelfrau kam an die Thüre, da stand ein freundlicher Schelm

von Jungen am Feuer und wärmte sich. Der Junge saß freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Thür stand und zitterte, „kommt, Kimmiter, und erwärmt Euch. Sie kam herzu, ging aber zu nahe ans Feuer stehn, daß sie die alten Lumpen ausstiegen zu brennen, und sie ward's nicht wahr. Der Junge stand und sah das, er hält's doch löschs sollen? Nicht wahr, er hätte löschs sollen? Und wenn kein Wasser gehabt hätte, dann hätte er alles Wasser in seinem Felbe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte zwei hübsche Bächlein gegeben zu löschs.

151.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach „Liebe Kinder, habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen: welcher von euch der faulste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der älteste „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlafe.“ Der zweite sprach „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, eh ich die Beine zurük zöge.“ Der dritte sprach „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt ich ausgehenkt werden, und hätte der Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick schneiden dürfte, so ließ ich mich eher aufhängen, eh ich mich Hand erhalte zum Strick.“ Wie der Vater das hörte sprach er „du hast es am weitesten gebracht und sollst der König sein.“

151*.

Die zwölf faulen Knechte.

Zwölf Knechte, die den ganzen Tag nichts gethan hatten, wollten sich am Abend nicht noch anstrengen, sondern legten sich ins Gras und rühten sich ihrer Faulheit. Der erste sprach „was geht mich eure Faulheit an, ich habe mit meiner eigenen zu thun. Die Sorge für den Leib ist meine Hauptarbeit: ich esse nicht wenig und trinke desto mehr. Wenn ich vier Mahlzeiten gehalten habe, so faste ich eine kurze Zeit bis ich wieder Hunger empfinde, das bekommt mir am besten. Frisch aufstehn ist nicht meine Sache, wenn es gegen Mittag geht, so suche ich mir schon einen Ruheplatz aus. Ruft der Herr, so thue ich als hätte ich es nicht gehört, und ruft er zum zweitenmal, so warte ich noch eine Weile bis ich mich erhebe und gehe auch dann recht langsam. So läßt sich das Leben ertragen.“ Der zweite sprach „ich habe ein Pferd zu besorgen, aber ich lasse ihm das Geiß im Maul, und wenn ich nicht will, so gebe ich ihm kein Futter und sage es habe schon gefressen. Dasselbe lege ich mich in den Sacktaschen und schlafe vier Stunden. Hernach strecke ich wohl einen Fuß heraus und lasse damit dem Pferd ein paarimal über den Leib, so ist es gestriegelt und gepulzt; wer wird da viel Unstände machen? Aber der Dienst ist mir doch noch zu beschwerlich.“ Der dritte sprach „wozu sich mit Arbeit plagen? dabel kommt nichts heraus. Ich lege mich in die Sonne und schlief. Es fing an zu tröpfeln, aber weshalb aufstehen? ich ließ es in Gottes Namen fortregnen. Zuletzt kam ein Nachregen und zwar so heftig, daß er mir die Haare vom Kopfe ausriß und wegschweinnete, und ich ein Loch in den Schädel bekam. Ich legte ein Pflaster darauf und damit war's gut. Schaden der Art habe ich schon mehr gehabt.“ Der vierte sprach „soll ich eine Arbeit angreifen, so dünne ich erst eine Stunde herum, damit ich meine Kräfte spare. Hernach sauge ich ganz gemächlich an und frage ob nicht andere da wären, die mir helfen

könnten. Die lasse ich dann die Hauptarbeit thun, und sehe eigentlich nur zu: aber das ist mir auch noch zu viel." Der fluchte sprach „was soll das sagen! denkt euch, ich soll den Mist aus dem Pferdestall fortschaffen und auf den Wagen laden. Ich lasse es langsam angehen, und habe ich etwas auf die Gabel genommen, so hebe ich es nur halb in die Höhe und ruhe erst eine Viertelstunde bis ich es vollends hinaufwerfe. Es ist übrig genug, wenn ich des Tags ein Fuder hinausfahre. Ich habe keine Lust mich tot zu arbeiten." Der sechste sprach „schämt euch, ich erschrecke vor keiner Arbeit, aber ich lege mich drei Wochen hin und ziehe nicht einmal meine Kleider aus. Wozu Schnallen an die Schuhe? die Können mir immerhin von den Füßen abfallen, es schadet nichts. Will ich eine Treppe ersteigen, so ziehe ich einen Fuß nach dem andern langsam auf die erste Stufe heraus, dann zähle ich die übrigen, damit ich weiß wo ich ruhen muß." Der siebente sprach „bei mir geht das nicht: mein Herr steht auf meine Arbeit, mir ist er den ganzen Tag nicht zu Haus. Doch verjäume ich nichts, ich laufe so viel das möglich ist, wenn man schleicht. Soll ich fortkommen, so mußten mich vier stämmige Männer mit allen Kräften fortziehen. Ich kam dahin, wo auf einer Bank sechs nebeneinander lagen und schliefen: ich legte mich zu ihnen und schlief auch. Ich war nicht wieder zu wecken, und wollten sie mich heim haben, so mußten sie mich wegtragen." Der achte sprach „ich sehe wohl daß ich allein ein munterer Kerl bin, liegt ein Stein vor mir, so gebe ich mir nicht die Mühe meine Beine aufzuheben und darüber hinweg zu schreiten, ich lege mich auf die Erde nieder, und bin ich naß, voll Kot und Schmutz, so bleibe ich liegen bis mich die Sonne wieder ausgetrocknet hat: höchstens drehe ich mich so, daß sie auf mich scheinen kann." Der neunte sprach „das ist was rechts! heute lag das Brot vor mir, aber ich war zu faul danach zu greifen, und wäre fast Hungers gestorben. Auch ein Krug stand dabel, aber so groß und schwer daß ich ihn nicht in die Höhe heben mochte und lieber Durst

litt. Mich nur umzudrehen, war mir zu viel, ich blieb den ganzen Tag liegen wie ein Stock.“ Der zehnte sprach „mir hat die Faulheit Schaden gebracht, ein gebrochenes Bein und geschwollene Waden. Unser drei lagen auf einem Fahrweg und ich hatte die Beine ausgestreckt. Da kam jemand mit einem Wagen und die Räder gingen mir darüber. Ich hätte die Beine freilich zurückziehen können, aber ich hörte den Wagen nicht kommen: die Mücken summten mir um die Ohren, trocknen mir zu der Nase herein und zu dem Mund wieder heraus; wer will sich die Mühe geben das Geschmeiß weg zu jagen.“ Der erste sprach „gestern habe ich meinen Dienst aufgesagt. Ich hatte keine Lust meinem Herrn die schweren Wäcker noch länger herbei zu holen und wieder weg zu tragen: das nahm den ganzen Tag kein Ende. Aber die Wahrheit zu sagen, er gab mir den Abschied und wollte mich auch nicht länger behalten, denn seine Kleider, die ich im Staub liegen ließ, waren von den Motten zerfressen; und das war recht.“ Der zwölfte sprach „heute mußte ich mit dem Wagen über Feld fahren, ich machte mir ein Lager von Stroh darauf und schlief richtig ein. Die Riegel rutschten mir aus der Hand, und als ich erwachte, hatte sich das Pferd beinahe los gerissen, das Geschloß war weg, das Wildenseil, Krummet, Baum und Geblß. Es war einer vorbei gekommen, der hatte alles fortgetragen. Dazu war der Wagen in eine Pfütze geraten und stand fest. Ich ließ ihn stehen und streckte mich wieder aufs Stroh. Der Herr kam endlich selbst und schob den Wagen heraus, und wäre er nicht gekommen, so läge ich nicht hier, sondern dort und schliefte in guter Ruh.“

152.

Das Hirtenblüblein.

Es war einmal ein Hirtenblüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Blüblein kommen. Da sprach er zu ihm

„Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Bilslein „wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte „die erste lautet wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Stretenbilslein antwortete „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpfchen mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt hab, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König „die andere Frage lautet wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Stretenbilslein sagte „gebt mir eine großen Bogen weiß Papier,“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es „so viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier zählt sie nur.“ Aber niemand war dazu imstand. Sprach der König „die dritte Frage lautet wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Stretenbilslein „in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; daß kommt alle hundert Jahr ein Vögelchen und wecht sein Schindeln daran, und wenn der ganze Berg abgeweht ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König „du hast die drei Fragen aufgelöst und bist ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schloße wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigen Kind.“

153.

Die Sternthalen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen und kein Bettchen mehr darin zu schlafen und endlich gar nichts mehr als die Kleidung.

auf dem Fels und ein Stüchchen Brod in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, glug es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach „ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungerig.“ Es reichte ihm das ganze Stüchchen Brod und sagte „Gott segne dir's“ und ging weiter. Da kam ein Kind das jammerte und sprach „es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Felschen an und fror: da gab es ihm seine: und noch weiter, da bat eins um ein Mößlein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte „es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weg geben,“ und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Thaler: und ob es gleich sein Hemdlein weg gegeben, so hatte es ein neues an und das war vom allerfeinsten Flumen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und war reich für sein Lebtag.

154.

Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern mittags am Tisch, und ein guter Freund, der zum Besuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen, und es zwölf Uhr schlug, da sah der Freunde die Thüre aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blaßes Kindlein hereinkommen. Es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück und ging eben so still wieder zur Thüre

hinaus. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf diese Weise. Da fragte endlich der Fremde den Vater, ob das schöne Kind gehörte das alle Mittag in die Kammer geht. „Ich habe es nicht gesehen,“ antwortete er, „und wollte nicht wenn es gehören könnte.“ Am andern Tage, wo er wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es nicht, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nicht. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind der Erde sitzen und einsig mit den Fingern in den Diefen graben und wühlten; wie es aber den Fremden bemerkt verschwand es. Nun erzählte er was er gesehen hatte, beschrieb das Kind genau, da erkannte es die Mutter und sprach, „ach, das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen verloren ist.“ Sie brachen die Diefen auf und fanden zwei Fingerringe, die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um einem armen Manne zu geben, es hatte aber gedacht, „du kannst du dir einen Broteback kaufen,“ die Fingerringe in die Diefenrücken versteckt; und da hatte es im Grabe Ruhe gehabt, und war alle Mittage gekommen um nach den Fingerringen zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld den Armen, und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

155.

Die Brantschan.

Es war ein hunger Strt, der wollte gern hebraten. Er kannte drei Schwestern, davon war eine so schön wie die andere, daß ihm die Wahl schwer wurde und er sich nicht entscheiden konnte einer davon den Vorzug zu geben. Da fuhr er seine Mutter um Rat, die sprach „laß alle drei ein wenig von dir vor und hab acht wie sie ihn anschmecken.“ Das that der Hungerling, die erste aber verschlang den Käs der Bratsche: die zweite schritt in der Hast die Bratsche vom Feuer ab, weil sie aber so hastig war, ließ sie noch viel Gutes dran und warf das mit weg. die dritte schälte ordentlich die Bratsche.

ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles seiner Mutter, da sprach sie „nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das that er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

156.

Die Schilderlinge.

Es war einmal ein Mädchen, das war schön, aber faul und nachlässig. Wenn es spinnen sollte, so war es so verbiesslich daß wenn ein kleiner Knoten im Fachs war, es gleich einen ganzen Haufen mit herausriß und neben sich zur Erde schickerte. Nun hatte es ein Dienstmädchen, das war arbeitssam, suchte den weggeworfenen Fachs zusammen, reknigte ihn, spann ihn fein und ließ sich ein hübsches Kleid daraus weben. Ein junger Mann hatte nun das faule Mädchen geworben, und die Hochzeit sollte gehalten werden. Auf dem Polsterabend tanzte das fleißige in seinem schönen Kleide lustig herum, da sprach die Braut

„Ach, wat kann dat Mäken springen
Zu mnen Schilderlingen!“

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut was sie damit sagen wollte. Da erzählte sie ihm daß das Mädchen ein Kleid von dem Fachs trüge, den sie weggeworfen hätte. Wie der Bräutigam das hörte und ihre Faulheit bemerkte und den Fleiß des armen Mädchens, so ließ er sie stehen, ging zu jener und wählte sie zu seiner Frau.

157.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest. Wie sie nun fluk sind, stoßen böse Vögel das Nest ein, sie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Altenfeld, well seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet, und ihnen gute Lehren sitrge sagt habe.

Aufn Herbst kommen in einem Welzenacker viel Sperlinge

zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, beschließt er voll Freuden mit sich heim. „Ach, meine lieben Söhne! was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, blende ich ohne meine Lehre in Winde lauter; höret meine Worte und folget euren Vätern und sehet euch wohl vor: kleine Vögelchen haben große Gefährlichkeit anzusehen!“ darauf fragte den Ältern wo er sich den Sommer über aufgehalten und wo er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Käuflerlein und Würmlerlein gesucht, bis die Mäusen wurden.“ — „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „die Schmeichelei ist nicht böse, aber es ist große Gefahr dabei, daru habe fortan deiner wohl acht, und sonderlich wenn Leute Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben.“ — „Ja, mein Vater, wenn dann ein gelbes Blättlein ans Löchlein und Wachs geklebt wäre?“ spricht der Sohn. „Wo hast du das gesehen?“ — „In eines Kaufmanns Garten“ sagt der Junge. „O mein Sohn,“ spricht der Vater, „Kaufleute, geschwinde Leute! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du viel geschmeichelei genug gelernt, siehe und brauch's nur recht wo und trau dir nicht zu viel.“

Darauf befragt er den andern „wo hast du dein Geld gehabt?“ — „Zu Hofe“ spricht der Sohn. „Sperlung ist altherne Vögelchen dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Katzen und Blauschlitz sind, halt dich zum Roßstall, da man den Hafer schwinde oder wo man drischtet, so kann dir's Glück mit gutem Willen auch dein täglich Körnlein bescheren.“ — „Ja, Vater,“ sagt dieser Sohn, „wenn aber die Stallungen Hebrigen machen und ihre Mäusen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibe auch mancher beuten.“ — „Wo hast du das gesehen?“ sagt der Alte. „Zu Hofe, beim Roßbuben.“ — „O, mein Sohn! Roßbuben, böse Buben! bist du zu Hofe und um die Herrschaften gewesen und hast keine Federn da gelassen, so hast du viel gelernt und wisset dich in der Welt wohl wissen aus;

reißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die geschelten Blindlein."

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich, wo hast du dein Heil versucht? — „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Äpfel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gränplein angetroffen.“ — „Dies ist ja,“ sagt der Vater, „eine seine Nahrung, aber merkt gleichwohl auf die Schanz und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer blicket und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben.“ — „Wahr ist's,“ sagt der Sohn, „wenn aber einer zu vor einem Wand- oder Handstein im Busen oder Tasche irrlge?“ — „Wo hast du dies gesehen?“ — „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ansfahren, führen sie gemeinlich Handsteine bei sich.“ — „Bergleut, Werkleut, anschlägige Leut! bist du um Bergburschen gewesen, so hast du etwas gesehen und erfahren."

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut acht,
Vergäuben haben manchen Sperling mit Klobob umbracht."

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn, „du mein liebes Backemessle, du warst allzeit der albertst und schwächst, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme Vögelin lauern und sie verschlucken: hast dich zu deinem gleichen und lies die Spinnlein und Känpfelein von den Äulen oder Hängleut, so bleibst du lang zufrieden.“ — „Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn andrer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Har oder Welch wird ihm nicht schaden, wenn er zumal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befehlt, welcher aller Wald- und Dorfvögelin Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Kräbfelein Geschrei und Gebet höret, denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneeklinglein auf die Erde.“ — „Wo hast du dies gelernt?“ Antwortet der Sohn „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den

Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab und hörte diese Sprüche predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und beschützt vor allem Unglück und grimmigen Vögeln." — „Traum! mein lieber Sohn, fluchst du in die Fliegen und hilfst Spinnen und die summenden Fliegen aufräumen und zirpst zu Gott wie die jungen Krähen und befehlst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben und wenn die ganze Welt voll widerwärtiger Vögel wäre.

Dem wer dem Herrn befehlt seine Sach,
Schwelgt, isst, wartet, betet, braucht Almosp, thut gemach,
Dewahrt Glaub und gut Gewissen rein,
Dem will Gott Schatz und Helfer sein."

158.

Das Märchen vom Schaurassenland.

In der Schaurassenzelt da ging ich, und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Blom und der Vateran, und ein fuszloser Mann der überließ ein schnelles Pferd und ein blitterscharfes Schwert das durchhieb eine Weide. Da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase, der jagte hinter zwei schnellen Hasen her, und eine Klode, die war breit, auf der wuchsen heiße Gladen. Da sah ich eine alte dicke Weib, trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und sechzig Fuder Salzes. Ist das nicht gelogen genug? Da sah ich zackern einen Pfling ohne Noß und Kluder, und ein jähriges Kind warf vier Mählensteine von Regensburg bis nach Trer und von Trer hielten in Straßburg, und ein Papst schwamm über den Rhein: das that er mit vollem Recht. Da hört ich Fische miteinander Lärm ansagen, daß es in den Himmel hinauf scholl, und ein flüßiger Honig stieß wie Wasser von einem kleinen Thal auf einen hohen Berg; das waren seltsame Geschichten. Da waren zwei Krähen, wählten eine Weide, und ich sah zwei Mählen an einer Weide bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die warfen zwei Blut-

sein, aber zwei Krösche droffen mitelinander Getreid aus. Da sah ich zwei Wänse einen Bischof weihen, zwei Raken, die einem Bären die Zunge anstrakten. Da kam eine Schnecke gerannt und erschlug zwei wilde Löwen. Da stand ein Bart-scherer, schor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei säugende Kinder hießen ihre Mutter stillschweigen. Da sah ich zwei Blindhunde, brachten eine Milche aus dem Wasser getragen, und eine alte Schlundmähre stand dabel, die sprach es wäre recht. Und im Hof standen vier Drosse, die droffen Korn aus allen Kräften, und zwei Flegen, die den Ofen hielten, und eine rote Kuh schob das Brot in den Ofen. Da krächte ein Huhn „Merkl, das Märchen ist ausgerzählt, Merkl.“

159.

Das Dietmarssche Vilgenmärchen.

Ich will euch etwas erzählen. Ich sah zwei gebratene Pfluer fliegen, flogen schnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die fliegen nach der Hölle, und ein Amboss und ein Wilsstein schwammen über den Rhein, sehr langsam und leise, und ein Frosch saß und fraß eine Pflugschar zu Pflingsten auf dem Eis. Da waren drei Kerle, wollten einen Hasen fangen, gingen auf Stricken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte stumm und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wissen, wie das geschah? Der Blinde der sah zuerst den Hasen über Feld traben, der Stumme rief dem Lahmen zu, und der Lahme sagte ihn beim Fragen. Erstliche die wollten zu Land segeln und spannten die Segel im Wind und schifften über große Meere hin: da segelten sie über einen hohen Berg, da narkten sie elendig ersaufen. Ein Krebs jagte einen Hasen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinant gestiegen. In dem Lande sind die Fliegen so groß als hier die Flegen. Mache das Fenster auf, damit die Vilgen hinaus fliegen.

160.

Näselmännchen.

Drei Frauen waren verwandt in Murnen, die auf Feldern standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Isehn. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als der Tag nahte und sie wiederum zu ihren Gespielen auf Feld gehen und eine Murne werden mußte, „so du heute mittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und bei dir Isehn;“ als dann auch geschah. Nun ist die Isehn wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Murnen ganz und ohne Unterschied waren? Antwort, „dieweil sie die in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, stiel der nicht auf sie, als auf die andern zwei, dabel sie der Isehn.“

161.

Schneeweißchen und Rosenrot.

Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Isehn und vor dem Isehn war ein Garten, darin stande Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere Rosen: und sie hatte zwei Kinder, die gleichen den Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt Isehn: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern her, suchte Murnen und sing Sommervögel: Schneeweißchen aber saß dabeln bei der Mutter, half ihr im Hauswesen und ihr vor, wenn nichts zu thun war. Die beiden hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Isehn saßen, so oft sie zusammen ausglugen: und wenn Schneeweißchen sagte „wir wollen uns nicht verlassen,“ so Isehn Rosenrot „so lange wir leben nicht,“ und die Mutter Isehn „was das eine hat soll's mit dem andern Isehn.“

ließen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier that ihnen etwas zuleid, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Hässchen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen was sie mir wußten. Kein Unfall traf sie: wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihrentwegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen, und wären gewiß hinein gefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen das mißte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Sittchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hinein zu schauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er geschauert. Abends, wenn die Kladen stelen, sagte die Mutter „geh, Schneeweißchen, und schleb den Kegel vor,“ und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Kämmlchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen,

Klopfte jemand an die Thüre, als wollte er eingelassen. Die Mutter sprach „geschwind, Rosenrot, mach auf, es ein Wanderer sein, der Obdach sucht.“ Rosenrot ging schob den Kiesel weg und dachte es wäre ein armer Mann aber der war es nicht, es war ein Wär, der seinen schwarzen Kopf zur Thüre herein streckte. Rosenrot schrie und sprang zurück: das Lämmchen blölte, das Läubchen terte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Wand. Der Wär aber fing an zu sprechen und sagte „st euch nicht, ich thue euch nichts zuleid, ich bin halb er und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.“ — armer Wär,“ sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer gleich nur acht daß dir dein Feiz nicht brennt.“ Dann „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Wär th nichts, er meint's ehrlich.“ Da kamen sie beide heran nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und chen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Wär sprach Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelz und sie holten den Besen und lehrten dem Wär das Fei er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz ve und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertra trieben Muthwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen a nen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie r eine Gasse rante und schlugen auf ihn los, und wenn er bei so lachten sie. Der Wär ließ sich's aber gerne gefallen wenn sie's gar zu arg machten, rief er „laßt mich am ihr Kinder:

Schneeweißchen, Rosenrot,
Schläfst dir den Feiler tot.“

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen die Mutter zu dem Wär „du kannst in Gottes Namen Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und der Wetter geschützt.“ Sobald der Tag graute, ließen ihn di Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in der

hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern Kurzweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Thüre nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gefell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen, „nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen.“ — „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?“ fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten: im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgethaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen heraus, suchen und stehlen; was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und als es ihm die Thüre aufriegelte, und der Bär sich hinaus drängte, blieb er an dem Thürrahmen hängen und ein Stuhl seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen: aber es war seiner Sache nicht gewiß. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Heilig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie „was steht ihr da! könnt ihr nicht herbei gehen und mir Beifaud leisten?“ —

„Was hast du aufgefangen, kleines Männchen?“ fragte der rot. „Dumme neugierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in Ritze zu haben; bei den dicken Ästen verbrannt gleich bißchen Speise, das unsernler braucht, der nicht so hinunter schlägt als ihr grobes, gloriges Volk. Ich den Reil schon glücklich hinein getrieben, und es wäre nach Wunsch gegangen, aber das verwilligte Holz war glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und kann nicht fort. Da lachen die albernsten glatten Mäuler! psst, was seid ihr garstig!“ Die Kinder gaben sich Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er zu fest. Ich will laufen und Leute herbei holen,“ sagte seinrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe,“ schnarrte der Zwerg, „werd gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir schon um zu viel; fällt euch nichts besseres ein?“ — „Sei nur nicht duldig,“ sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen.“ Er holte sein Säckchen aus der Tasche und schüttete das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte, mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brannnte vorhin „ungehobenes Volk, schneidet mir ein Stiel von meinem stolzen Barte ab! lohn's euch der Stuch!“ damit schwa seinen Sack auf den Rücken und ging fort ohne die Kinder noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Dorothea ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hinein springen. Sie liefen und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?“ sagte der rot, „du willst doch nicht ins Wasser?“ — „Solch ein Fische bin ich nicht,“ schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwilligte Fische will mich hineinziehen?“ Der kleine hatte da ge-

und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten: als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, schloßen dem schwachen Geschöpf die Kräfte ihn herauszuziehen: der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerger zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Salmen und Blusen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen, und war in beständiger Gefahr ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verflochten. Es blieb nichts übrig als das Scherchen hervor zu holen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Theil desselben verloren ging. Als der Zwerger das sah, schrie er sie an, „Ist das Mantel, ihr Torche, einem das Gesicht zu schänden? nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Theil davon ab: ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schnhsohlen verloren hättet!“ Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schiffe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Halde, auf der hier und da mächtige Felsenstücke zerstreut lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herab senkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darnach hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerger, gepackt hatte und ihn fortkragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Mäunchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerger sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme „Kommet ihr

nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt ihr an dem dünnen Mädchen daß es überall zerlegt und durchli ist, unbeholfenes und läppisches Gesindel, das ihr seid!" S nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an f Rudaut schon gewöhnt, sahen ihren Weg fort und verricht ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder die Halde kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgelegt und nicht gedacht hatte daß so spät noch jemand daher men würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden S ste schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was ste da und habt Maulaffen sel!" schrie der Zwerg, und sein graues Gesicht ward zimmerrot vor Horn. Er wollte seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brum hören ließ und ein schwarzer Wär aus dem Walde h trabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Wär war in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst „Lieber Herr verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, die schönen Edelsteine, die da liegen. Scheut mir das! was habt Ihr an mir kleinen schwächtigen Kerl? Ihr mich nicht zwischen den Bähnen: da, die beiden gottlosen chen packt, das sind für Euch zarte Bissen, seit wie Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Der Wär kni sich um seine Worte nicht, gab dem böshafsten Geschöpf einzigen Schlag mit der Tasse, und es regte sich nicht.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Wä ihnen nach „Schneeweißchen und Rosenrot, ihrchtet euch wartet ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine S und blieben stehen, und als der Wär bei ihnen war, fiel sich die Wärenhaut ab, und er stand da als ein schöner J und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines J Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg

nur meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm verinäht und Rosenrot mit seinem Bruder und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

162.

Der kluge Knecht.

Wie glücklich ist der Herr, und wie wohl steht es mit seinem Hause, wenn er einen klugen Knecht hat, der auf seine Worte zwar hört, aber nicht danach thut und lieber seiner eigenen Weisheit folgt. Ein solcher kluger Hans ward einmal von seinem Herrn ausgesandt, eine verlorene Kuh zu suchen. Er blieb lange aus, und der Herr dachte „der treue Hans, er läßt sich in meinem Dienste doch keine Mühe verdrößen.“ Als er aber gar nicht wiederkommen wollte, besorgte der Herr es möchte ihm etwas zugestoßen sein, machte sich selbst auf und wollte sich nach ihm umsehen. Er mußte lange suchen, endlich erblickte er den Knecht, der im weiten Feld auf und ab lief. „Nun lieber Hans,“ sagte der Herr, als er ihn eingeholt hatte, „hast du die Kuh gefunden, nach der ich dich ausgesandt habe?“ — „Nein Herr,“ antwortete er, „die Kuh habe ich nicht gefunden, aber auch nicht gesucht.“ — „Was hast du denn gesucht, Hans?“ — „Etwas Besseres und das habe ich auch glücklich gefunden.“ — „Was ist das, Hans?“ — „Drei Anseln“ antwortete der Knecht. „Und wo sind sie?“ fragte der Herr. „Eine sehe ich, die andere höre ich und die dritte jage ich“ antwortete der kluge Knecht.

Nehmt euch daran ein Beispiel, beklümmert euch nicht um

euern Herrn und seine Befehle, thut lieber was euch eh und wozu ihr Lust habt, dann werdet ihr eben so weise sein, wie der kluge Hans.

163.

Der gläserne Sarg.

Sage niemand daß ein armer Schneider es nicht weit gen und nicht zu hohen Ehren gelangen könne, es ist i gar nichts nützlich als daß er an die rechte Schmiede f und, was die Hauptsache ist, daß es ihm glückt. Ein f artiges und behendes Schneiderburschchen ging einmal Wanderschaft nach und kam in einen großen Wald, un es den Weg nicht wußte, verirrte es sich. Die Nacht ein, und es blieb ihm nichts übrig als in dieser schauer Einsamkeit ein Lager zu suchen. Auf dem weichen Moose er freilich ein gutes Bett gefunden, allein die Furcht v wilden Thieren ließ ihm da keine Ruhe, und er mußte sic lich entschließen auf einem Baume zu übernachten. Er eine hohe Eiche, stieg bis in den Gipfel hinauf und Gott daß er sein Bilgekreuz bei sich trug, weil ihn der Wind, der über die Gipfel der Bäume wehete, i fihrt hätte.

Nachdem er einige Stunden in der Finsternis, nich Bittern und Jagen, zugebracht hatte, erblickte er in g Entfernung den Schein eines Lichtes; und weil er dar da eine menschliche Wohnung sein möchte, wo er sich befinden würde als auf den Ästen eines Baums, so vorsichtig herab und glug dem Lichte nach. Es leuchtete einem kleinen Häuschen, das aus Rohr und Winsen ge war. Er klopfte muthig an, die Thüre öffnete sich, i dem Scheine des herausfallenden Lichtes sah er ein al graues Männchen, das ein von buntfarbigem Tappu mengesetztes Kleid an hatte. „Wer seid Ihr, und wa Ihr?“ fragte es mit einer schnarrenden Stimme. „: ein armer Schneider,“ antwortete er, „den die Nacht

der Wildnis überfallen hat, und bitte Euch inständig mich bis morgen in Eurer Hütte aufzunehmen.“ — „Geh deiner Wege,“ erwiderte der Alte mit mißrathlichem Tone, mit Landstreicherin will ich nichts zu schaffen haben; suche dir anderwärts ein Unterkommen.“ Nach diesen Worten wollte er wieder in sein Haus schlüpfen, aber der Schneider hielt ihn am Rockzipfel fest und bat so beweglich, daß der Alte, der so böse nicht war als er sich anstellte, endlich erweicht ward und ihn mit in seine Hütte nahm, wo er ihm zu essen gab und dann in einem Winkel ein ganz gutes Nachtlager anwies.

Der milde Schneider brauchte keines Einwiegens, sondern schlief sanft bis an den Morgen, würde auch noch nicht an das Aufstehen gedacht haben, wenn er nicht von einem lauten Lärm wäre aufgeschreckt worden. Ein heftiges Schreien und Brüllen drang durch die dünnen Wände des Hauses. Der Schneider, den ein unerwarteter Mut überkam, sprang auf, zog in der Hast seine Kleider an und eilte hinaus. Da erblickte er nahe bei dem Häuschen einen großen schwarzen Stier und einen schönen Hirsch, die in dem heftigsten Kampfe begriffen waren. Sie gingen mit so großer Wut aufeinander los, daß von ihrem Getrampel der Boden erzitterte, und die Luft von ihrem Geschrei erdröhnte. Es war lange ungewiß, welcher von beiden den Sieg davon tragen würde: endlich stieß der Hirsch seinem Gegner das Geweih in den Leib, worauf der Stier mit entsetzlichem Brüllen zur Erde sank, und durch einige Schläge des Hirsches völlig getödtet ward.

Der Schneider, welcher dem Kampfe mit Erstaunen zugeesehen hatte, stand noch unbeweglich da, als der Hirsch in vollen Sprüngen auf ihn zu eilte und ihn, ehe er entstehen konnte, mit seinem großen Geweihe geradezu aufgabete. Er konnte sich nicht lange bestimmen, denn es gieng schnellen Laufes fort über Stock und Stein, Berg und Thal, Wiese und Wald. Er hielt sich mit beiden Händen an die Enden des Geweihes fest und überließ sich seinem Schicksal. Es kam ihm aber nicht anders vor als flöge er davon. Endlich hielt der Hirsch vor

einer Felsenwand stieß und ließ den Schneider sanft herabfallen. Der Schneider, mehr tot als lebendig, bedurfte längerer Zeit, um wieder zur Besinnung zu kommen. Als er sich einigermaßen erholt hatte, stieß der Hirsch, der neben ihm stehen geblieben war, sehr Gewaltig mit solcher Gewalt gegen eine in dem Felsen befindliche Thüre, daß sie aufsprang. Feuerflammen schlugen heraus, auf welche ein großer Dampf folgte, der den Hirsch seinen Augen entzog. Der Schneider wußte nicht, was er thun und wohin er sich wenden sollte, um aus dieser Einöde wieder unter Menschen zu gelangen. Zudem er als unerschrocken stand, tönte eine Stimme aus dem Felsen, die ihn zurief „tritt ohne Furcht herein, dir soll kein Leid widerfahren.“ Er zauderte zwar, doch, von einer heimlichen Gewalt angetrieben, gehorchte er der Stimme und gelangte durch die eiserne Thüre in einen großen geräumigen Saal, dessen Decke, Wände und Boden aus glänzend geschliffenen Quadratsteinen bestanden, auf deren jedem ihn unbekannte Zeichen eingehauen waren. Er betrachtete alles voll Bewunderung und war eben in Begriff wieder hinaus zu gehen, als er abermals die Stimme vernahm, welche ihn sagte „tritt auf den Stein, der in der Mitte des Saales liegt, und dein wartet großes Glück.“

Sein Mut war schon so weit gewachsen, daß er dem Befehl Folge leistete. Der Stein begann unter seinen Füßen nachzugeben und sank langsam in die Tiefe hinab. Als er wieder feststand, und der Schneider sich umsah, befand er sich in einem Saale, der an Umfang dem vorigen gleich war. Hier aber gab es mehr zu betrachten und zu bewundern. An die Wände waren Vertiefungen eingehauen, in welchen Gefäße von durchsichtigem Glase standen, die mit farbigem Spiritus oder mit einem künstlichen Mische angefüllt waren. Auf dem Boden des Saales standen, einander gegenüber, zwei große gläserne Kasten, die sogleich seine Neugierde reizten. Zudem er zu den einen trat, erblickte er darin ein schönes Gebäude, einem Schloß ähnlich, von Wirtschaftsgebäuden, Ställen und Scheuern um einer Menge anderer artigen Sachen umgeben. Alles wa-

keln, aber überaus sorgfältig und zierlich gearbeitet, und schien von einer kunstreichen Hand mit der höchsten Genauigkeit ausgeführt zu sein.

Er würde seine Augen von der Betrachtung dieser Seltsamkeiten noch nicht abgewendet haben, wenn sich nicht die Stimme abermals hätte hören lassen. Sie forderte ihn auf sich umzukehren und den gegenüberstehenden Glaskasten zu beschauen. Wie stieg seine Verwunderung als er darin ein Mädchen von größter Schönheit erblickte. Es lag wie im Schlafe, und war in lange blonde Haare wie in einen kostbaren Mantel eingehüllt. Die Augen waren fest geschlossen, doch die lebhaftes Gesichtsfarbe und ein Band, das der Atem hin und her bewegte, ließen keinen Zweifel an ihrem Leben. Der Schneider betrachtete die Schöne mit klopfendem Herzen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und bei seinem Anblick in freudigem Schrecken zusammenfuhr. „Gerechter Himmel,“ rief sie, „meine Befreiung naht! geschwind, geschwind, hilf mir aus meinem Gefängnis: wenn du den Kiesel an diesem gläsernen Sarg wegschlebst, so bin ich erlöst.“ Der Schneider gehorchte ohne Zaudern, alsbald hob sie den Glasdeckel in die Höhe, stieg heraus und eilte in die Ecke des Saals, wo sie sich in einen weiten Mantel verhüllte. Dann setzte sie sich auf einen Stein nieder, hieß den jungen Mann heran gehen, und nachdem sie einen freundlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt hatte, sprach sie „mein lang ersehnter Befreier, der gütige Himmel hat mich zu dir geführt und meinen Velden ein Ziel gesetzt. An demselben Tage, wo sie endigen, soll dein Glück beginnen. Du bist der vom Himmel bestimmte Gemahl, und sollst, von mir geliebt und mit allen irdischen Gütern überhäuft, in ungestörter Freud dein Leben zubringen. Sitze nieder und höre die Erzählung meines Schicksals.“

„Ich bin die Tochter eines reichen Grafen. Meine Eltern starben als ich noch in zarter Jugend war und empfahlen mich in ihrem letzten Willen meinem ältern Bruder, bei dem ich aufgezogen wurde. Wir lebten uns so zärtlich und waren

so liberelustnehmend in unserer Denkungsart und unsern Neigungen, daß wir beide den Entschluß faßten uns niemals zu verheirathen, sondern bis an das Ende unseres Lebens beisammen zu bleiben. In unserm Hause war an Gesellschaft kein Mangel: Nachbarn und Freunde besuchten uns häufig, und wir übten gegen alle die Gastfreundschaft in vollem Maße. So geschah es auch eines Abends, daß ein Fremder in unser Schloß geritten kam und, unter dem Vorgeben den nächsten Ort nicht mehr erreichen zu können, um ein Nachtlager bat. Wir gewährten seine Bitte mit zuvorkommender Höflichkeit und er unterhielt uns während des Abendessens mit seinen Gesprächen und eingemischten Erzählungen auf das anmutigste. Mein Bruder hatte ein so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bat ein paar Tage bei uns zu verweilen, wozu er nach einiger Weigerung einwilligte. Wir standen erst spät in der Nacht vom Tische auf, dem Fremden wurde ein Zimmer angewiesen, und ich eilte, ermüdet wie ich war, meine Kiste in die weichen Federn zu senken. Kaum war ich ein wenig eingeschlummert, so weckten mich die Töne einer zarten und lieblichen Musik. Da ich nicht begreifen konnte woher sie kamen, so wollte ich mein im Nebenzimmer schlafendes Kammermädchen rufen, allein zu meinem Erstaunen fand ich dort mir, als lagerte ein Alp auf meiner Brust, von einer unbekannten Gewalt die Sprache benommen und ich unvernünftig war den geringsten Laut von mir zu geben. Indem sah ich bei dem Schein der Nachtlampe den Fremden in mein durch zwei Thüren fest verschlossenes Zimmer eintreten. Er näherte sich mir und sagte daß er durch Zauberkräfte, die ihm zu Gebote ständen, die liebliche Musik habe ertönen lassen um mich aufzuwecken, und bringe jetzt selbst durch alle Schlösser in der Absicht, mir Herz und Hand anzubieten. Mein Widerwill aber gegen seine Zauberkräfte war so groß, daß ich ihn keine Antwort erwiderte. Er blieb eine Zeitlang unbeweglich stehen wahrscheinlich in der Absicht einen günstigen Entschluß zu erwarten, als ich aber fortluhr zu schweigen, erklärte er zum

daß er sich rächen und Mittel finden werde meinen Hochmuth zu bestrafen, worauf er das Zimmer wieder verließ. Ich brachte die Nacht in höchster Unruhe zu und schlummerte erst gegen Morgen ein. Als ich erwacht war, eilte ich zu meinem Bruder, um ihn von dem was vorgefallen war zu benachrichtigen, allein ich fand ihn nicht auf seinem Zimmer, und der Bediente sagte mir daß er bei aufbrechendem Tage mit dem Freunde auf die Jagd geritten sei.

Wir ahnete gleich nichts gutes. Ich kleidete mich schnell an, ließ meinen Pelzbekter satteln und ritt, nur von einem Diener begleitet, in vollem Jagden nach dem Walde. Der Diener stürzte mit dem Pferde und konnte mir, da das Pferd den Fuß gebrochen hatte, nicht folgen. Ich setzte, ohne mich aufzuhalten, meinen Weg fort, und in wenigen Minuten sah ich den Fremden mit einem schönen Hirsch, den er an der Leine führte, auf mich zukommen. Ich fragte ihn wo er meinen Bruder gelassen habe und wie er zu diesem Hirsche gelangt sei, aus dessen großen Augen ich Thränen fließen sah. Anstatt mir zu antworten stieg er an laut anzulachen. Ich geriet darüber in höchsten Zorn, zog eine Pistole und drückte sie gegen das Ungeheuer ab, aber die Kugel prallte von seiner Brust zurück und fuhr in den Kopf meines Pferdes. Ich stürzte zur Erde, und der Fremde murmelte einige Worte, die mir das Bewußtsein raubten.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in dieser unterirdischen Gruft in einem gläsernen Sarge. Der Schwarzkünstler erschien nochmals, sagte daß er meinen Bruder in einen Hirsch verwandelt, mein Schloß, mit allem Zubehör, verkleinert in den andern Glaslasten eingeschlossen, und mich in Rauch verwandelten Leute in Glasflaschen gebannt hätte. Wollte ich mich jetzt seinem Wunsche fügen, so sei ihm ein leichtes alles wieder in den vorigen Stand zu setzen: er brauche nur die Gefäße zu öffnen, so werde alles wieder in die natürliche Gestalt zurückkehren. Ich antwortete ihm so wenig als das erste Mal. Er verschwand und ließ mich in meinem Ge-

sängnißte liegen, in welchem mich ein tiefer Schlaf besiet. In den Bildern, welche an meiner Seele vorüberzogen, war es das tröstliche, daß ein junger Mann kam und mich besiet und als ich heute die Augen öffne, so erblicke ich dich: ich sehe meinen Traum erfüllt. Hilf mir vollbringen, was jenem Gesichte noch weiter geschah. Das erste ist daß wir in Glasfasien, in welchem mein Schloß sich befindet, auf den breiten Steh heben."

Der Stein, sobald er beschwert war, hob sich mit dem Fräulein und dem Rüngling in die Höhe, und stieg durch die Lüngung der Decke in den obern Saal, wo sie dann leicht Freie gelangen konnten. Hier öffnete das Fräulein den Deck und es war wunderbar anzusehen, wie Schloß, Häuser und Gäßte sich ausdehnten und in größter Schnelligkeit zu natlicher Größe herannahen. Sie lehrten darauf in die irdische Höhle zurück und ließen die mit Rauch gefüllten Gäß vor dem Steine heraustragen. Dann hatte das Fräulein Flaschen geöffnet, so drauß der blaue Rauch heraus und wandelte sich in lebendige Menschen, in welchen das Fräulein ihre Diener und Leute erkannte. Ihre Freude ward noch mehr als ihr Bruder, der den Rüberer in dem Siler tötet hatte, in menschlicher Gestalt aus dem Walde heran und noch denselben Tag reichte das Fräulein, ihrem Verspre gemäß, dem glücklichen Schneider die Hand am Altare.

164.

Der faule Heinz.

Heinz war faul, und obgleich er weiter nichts zu hatte, als seine Ziege täglich auf die Weide zu treiben, seufzte er dennoch, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk ab nach Hause kam. „Es ist in Wahrheit eine schwere V sagte er, „und ein unthätiges Geschäft, so eine Ziege aus jahrein bis in den späten Herbst ins Feld zu treiben und wenn man sich noch dabei hinlegen und schlafen können, da muß man die Augen auf haben, damit sie

jungen Bäume nicht beschädigt, durch die Hecke in einen Garten dringt oder gar davon läuft. Wie soll da einer zur Ruhe kommen, und seines Lebens froh werden!" Er setzte sich, sammelte seine Gedanken und überlegte wie er seine Schwestern von dieser Erde frei machen könnte. Lange war alles Nachsinnen vergeblich, plötzlich fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. „Ich weiß was ich thue," rief er aus, „ich heirate die dicke Erine, die hat auch eine Plege, und kann meine mit austreiben, so brauche ich mich nicht länger zu quälen."

Heinz erhob sich also, setzte seine milden Glieder in Bewegung, ging quer über die Straße, denn weiter war der Weg nicht, wo die Eltern der dicken Erine wohnten, und hielt nun ihre arbeitsame und tugendreiche Tochter an. Die Eltern besannen sich nicht lange, „gleich und gleich gesellt sich gern" meinten sie und willigten ein. Nun ward die dicke Erine Heinzens Frau und trieb die beiden Plegen aus. Heinz hatte gute Tage und brauchte sich von keiner andern Arbeit zu erholen, als von seiner eigenen Faulheit. Nur dann und wann ging er mit hinaus und sagte „es geschieht bloß damit mir die Ruhe hernach desto besser schmeckt: man verliert sonst alles Gefäßt dafür."

Aber die dicke Erine war nicht minder faul. „Lieber Heinz," sprach sie eines Tages, „warum sollen wir uns das Leben ohne Not sauer machen und unsere beste Jugendzeit verflummern? Ist es nicht besser, wir geben die beiden Plegen, die jeden Morgen einen mit ihrem Weckern in besten Schlaf führen, unserm Nachbar und der lebt uns einen Kleinstock dafür? den Kleinstock stellen wir an einen sonntigen Platz hinter das Haus und bestummern uns weiter nicht darum. Die Kleinen brauchen nicht gekittet und nicht ins Feld getrieben zu werden; sie fliegen aus, finden den Weg nach Haus von selbst wieder und sammeln Honig ohne daß es uns die geringste Mühe macht." — „Du hast wie eine verständige Frau gesprochen" antwortete Heinz, „deinen Vorschlag wollen wir ohne Zaudern ausführen: außerdem schmeckt und nährt

der Hontg besser als die Ziegenmilch und läßt sich auch länger aufbewahren."

Der Nachbar gab ihr die beiden Ziegen gerne einen neuen Stock. Die Bienen flogen unermüdetlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend aus und ein, und füllten den Stock mit dem schönsten Hontg, so daß Heinz im Herbst einen ganzen Krug voll heraus nehmen konnte.

Sie stellten den Krug auf ein Brett, das oben an der Wand in ihrer Schlafkammer befestigt war, und weil sie fürchteten er könnte ihnen gestohlen werden oder die Mäuse könnten darüber geraten, so holte Ernie einen starken Haselzweig herbei und legte ihn neben ihr Bett, damit sie ihn, ohne unnöthigerweise aufzustehen, mit der Hand erreichen und die ungetreuen Gäste von dem Bette aus verjagen könnte.

Der faule Heinz verließ das Bett nicht gerne vor Mittag. „Wer früh aufsteht," sprach er, „sein Gut verzehrt." Eines Morgens als er so am hellen Tage noch in den Federn lag und von dem langen Schlaf ausruhte, sprach er zu seiner Frau: „die Weiber lieben die Süßigkeit, und du nuschelst von dem Hontg, es ist besser, ehe er von dir allein ausgegessen wird, daß wir dafür eine Gans mit einem jungen Gänselein erhandeln." — „Aber nicht eher," erwiderte Ernie, „als bis wir ein Kuck haben, das sie hütet. Soll ich mich etwa mit den jungen Gänsen plagen und meine Kräfte dabei unnöthigerweise aufgeben?" — „Wehst du," sagte Heinz, „der Junge wird die Gänse hüten? heutzutage gehorchen die Kinder nicht mehr, sie thun nach ihrem eigenen Willen, weil sie sich klüger dünken als die Eltern, gerade wie jener Knecht, der die Kuh suchen sollte, und drei Anseln nachjagte." — „O," antwortete Ernie, „dem soll es schlecht bekommen, wenn er nicht thut, was ich sage. Einen Stock will ich nehmen und mit ungezähnten Schlägen ihm die Haut gerben. Siehst du, Heinz," rief sie in ihrem Elser und faßte den Stock, mit dem sie die Mäuse verjagen wollte, „siehst du, so will ich auf ihn losschlagen." Sie holte aus, traf aber unglücklicherweise den Hontgkrug an

dem Bette. Der Krug sprang wider die Wand und fiel in Scherben herab, und der schöne Hönig floß auf den Boden. „Da liegt nun die Gans mit dem jungen Gänselein,“ sagte Felix, „und braucht nicht gehütet zu werden. Aber ein Wille ist es, daß mit der Krug nicht auf den Kopf gefallen ist, wir haben alle Ursache mit unserm Schicksal zufrieden zu sein.“ Und da er in einer Scherbe noch etwas Hönig bemerkte, so langte er danach und sprach ganz vergnügt „das Dörschen, Frau, wollen wir uns noch schmecken lassen und dann nach dem gehalten Schrecken ein wenig ausruhen, was thut's wenn wir etwas später als gewöhnlich aufstehen, der Tag ist doch noch lang genug.“ — „Ja,“ antwortete Erine, „man kommt immer noch zu rechter Zeit. Welst du, die Schnecke war einmal zur Hochzeit eingeladen, machte sich auf den Weg, kam aber zur Kindtaufe an. Vor dem Haus stillte sie noch über den Baum und sagte, eslen thut nicht gut.“

166.

Der Vogel Greif.

Es isch einisch e Chönig gsi, woner gregler hat und wiener gheisse hat weiß i nimmie. De het sei Sohn gha, nummene einzige Tochter, die isch immer chranf gsi, und sei Dolter het se chönne heile. Do isch ein Chönig proffzeit worde si Tochter werd se an Opfle gfund esse. Do lot er dur sis ganz Rand behaut mache wer siuer Tochter Opfel bringe, daß se se gfund dar chün esse, de mileffe zur Frau ha und Chönig wärde. Das het an ne Fur veruo, de drei Eßhu gha het. Do fällt er zum erste „gang uss Bade use, nimm e Ehratte (Sandkorb) voll vo dene schdure Opfle mit rote Wagge und träg se a Hof; villicht cha se d' Chönigstochter gfund dra esse und de darische hiltrote und wirtsch Chönig.“ De Kärle hets e so gmacht und der Weg under d' Felleß guo. Woner e Rittlang gange gsi isch, begegnet es chlis isigs Manndle, das frogte ne was er do e dem Ehratte häig, do felt der Mle, denn so het er gheisse, „Gröschebäl“. Das Manndle fällt druf

„no es sölle si und blibe“ und lisch witer gange. Andle chunt der Ille slires Schloß un lot se anmeldet, er hob Öpfel, die d' Tochter gfund mache, wenn so dervo ässe thue. Das het der Chönig grilsele gfreut und lot der Ille vor se cho, aber, o häiel woner usdeckt, so heter anstatt Öpfel Kröschebäl e dem Ehratte, die no zapled händ. Drob lisch der Chönig böös worde, und lot ne zum Hns us sage. Woner häll cho lisch, so verzelter dem Ätte wies em gange lisch. Do schlatt der Ätte der noest Son, de Säme gheisse het; aber dem lisch es ganz glisch gange wie im Ille. Es lisch em halt an es chlis kligs Wamndle begegnet und das het ne gfragt was er do e dem Ehratte häll, der Säme säit „Seilborst,“ und das kligs Wamndle säit „no es soll si und blibe.“ Woner do vor es Chönigschloß cho lisch, und säit er heb Öpfel, a देने se d' Chönigslochter gfund chöim esse, so händ se ne ild welle lne so, und händ gsäit es sig scho eine do gft und heb se slires Mare gha. Der Säme het aber gghalte, er heb gwillk dere Öpfel, se solle ne nime lne so. Andle händ sem glaubt, un slires ne vor der Chönig. Aber woner er si Ehratte usdeckt, so het er halt Seilborst. Das het der Chönig gar schreckele erzürnt, so daß er der Säme us em Hns het so peltsche. Woner häll cho lisch, so het er gsäit wies em gange lisch. Do chunt der klingst Bueb, dem händse nime der dumm Hans gsäit, und fragt der Ätte ob er au mit Öpfel goh dörs. „Jo,“ säit do der Ätte, „du wärst der rächt Merle derzue, wenn die gschlitz nilt usrichte, was wettest denn du usrichte.“ Der Bueb het aber nilt no glo: „e woll, Ätte, i woll au goh.“ — „Gang mer doch ewäg, du dumme Merle, du unnest waric bles gschitzer wirsch“ säit druf der Ätte und chert em der Älligge. Der Hans aber zupst ne hinde am Ehittel, „e woll, Ätte, i woll au goh.“ — „No miuetwäge, so gang, de wirsch woll wleder ome cho“ glitt der Ätte zur Antwort enue ildige Ton. Der Bueb hat se aber grilsele gfreut und lisch usgumpet. „Jo, thue jeh no wlene Mar, du wirsch do ähin Tag zum andere no dummer“ säit der Ätte wleder. Dat het aber im Hans nilt gemacht und het se

e finer Freund nid so süß. Wils aber gfi Nacht gfi isch, so het er dänkt er well warte bis am Morge, er mücht hilt doch ulinne na Hof gho. Z' Nacht im Bett het er nid chüme schlosse, und wenn er au ne isst ischlummert isch, so het's em traunt vo schöne Junpfere, vo Schloßern, Gold und Silber und allerhand dere Sache meh. Am Morge selte macht er se up der Wäg, und gfi druse schmitem es chills unguigs Wanndle, eme isige Chhaidle, un fragt ne was er do e dem Chratte häng. Der Hans gitt em zur Antwort er heb Äpfel, a bene d' Chhönigstochter se gfund äße sött. „No,“ säit das Wanndle, „es sölle söttige (solche) si und blibe.“ Aber am Hof händ se der Hans partu nit welle ine so, denn es siße scho zwere do gfi und hebe gfi se bringe Äpfel und do heb ähne Fröschebäl und der ander Sellborst gha. Der Hans het aber gar grilsele aghalte, er heb gmöß jene Fröschebäl, sondern von de schönste Äpfle, die im ganze Chhönigreich wachse. Woner de so ordese grebt het, so dänke d' Chhörhileter de chönn nid siße und lönde ine, und se händ au rächt gha, denn wo der Hans si Chratte vor em Chhönig abdeckt, so sind goldgäse Äpfel süre cho. De Chhönig het se gfreut und lot gfi der Tochter dervo bringe, und wartet jeh e banger Erwartig bis meinem der Bericht bringt, was se siir Wirtlig tho hebe. Aber nid lange Zit vergot, so bringt em öpper Bericht: aber was meineder wer isch das gfi? d' Tochter selber isch es gfi. So bald se vo bene Äpfle ggäße gha het, isch e gfund us em Bett gspringe. Wie der Chhönig e Freund gha het, chame nid beschribe. Aber jeh het er d' Tochter dem Hans nid welle zur Frau ge un säit er mles em zersl neue Wäidlig (Machen) mache, de usen drochne Land wäidliger neu as im Wasser. Der Hans nimmt de Vethugig a und got häi und verzelt's wie's eme gangen selg. Do schickt der Ätte der Ätte is Holz um e söttige Waldlig z' mache. Er hat stikig gwohret (gearbeitet) und derzue gpilffe. Z' Wilttag, wo d' Sonne am höchsten stande isch, chunt es chills isigs Wanndle und fragt was er do mach. Der Ätte gitt em zur Antwort „Chelle (höl-

zernes Gerät)." Das ißg Maundle säit „no es sölle si
 blibe." Z' Obe meinte der Ise er heb jeh e Wäldli gn
 aber wonev het welle ißhe, so sind's alles Ehelle gsi.
 amter Tag got der Säme e Wald, aber s' ißch em ganz
 gange wie im Ise. Am dritte Tag got der dunni s'
 Er schafft rächt ißlig, daß es im ganze Wald tönt ve
 chräftige Schläge, dergue singt er und pfißt er rächt i
 Da chunt wieder das chl Maundle z' Mittag, wos am
 beste gsi ißch, und frogt was er do mach. „E Wäldli
 uf em brochne Land wäldliher got as uf ein Wasser,"
 wenn er damit fertlg seig, so chom er d' Chönigstochter
 Frau lber. „No," säit das Maundle, „es söll e so ai
 und blibe." Z' Obe, wo d' Sunne aber z' Wolf gang
 ißch der Hans au fertlg gsi mit sin Wäldli und Schl
 Gscher. Er flht i und niederet der Iseidenz zu. Der W
 ißch aber so gschwind gange wie der Wind. Der Chönig
 von witen gsch, will aber im Hans si Tochter non
 und säit er müss zers no hundert Haase hilete vom y
 frtlich bis z' Obe spot, und wenn em äine surt chönn
 chönn er d' Tochter nit lber. Der Hans ißch e des z'
 gfi, und gfi am andre Tag got er mit siuer Herd uf d'
 und paßt verwündt uf daß em keine derbo laufe. Nid i
 Stund ißch vergange, so chunt e Wagd vom Schloß u
 zum Hans er söll ere gschwind e Haas ge, so hebe Wissi
 cho. Der Hans hett aber woll gmerkt wo das use wi
 säit er gäh e leine, der Chönig chöu denn morn siuer
 mit Haasepfässer uhwarte. D' Wagd het aber nid i
 und am Iud tot so no a resniere. Do säit der Hans n
 Chönigstochter selber chönn, so woll er eue Haas ge.
 het d' Wagd im Schloß gfi, und d' Tochter ißch selber
 Underbesse ißch aber zum Hans das chl Maundle wtel
 und frogt der Hans was er do ihlei. „Se, do müss e
 dert Haase hilete, daß em äine derbo lauf, und deun
 d' Chönigstochter hirothe und wäre Chönig." — „Gue
 das Maundle, „do hesh efl Pfiße, und wenn der äin

lanft, so pflf nume, denn chunt er wieder umc.“ Wo do d' Tochter cho isch, so glitt ere der Hans e Haas is Filtelichse. Aber wo se öppe hundert Schritt wlt gfi isch, so pflft der Hans, und der Haas springt ere us em Schänbele use und, was gisch was hesch, wieder zu der Herd. Wo's Obe gfi isch, so pflft de Haaschlet no emol und liegt ob alle do siqe und treibt se do zum Schloß. Der Chönig het se verwunderet wie an der Hans linstand gfi seig hundert Haase z' hliete, daß em käine derwo glose isch; er will em aber d' Tochter käine weg nontig ge, und fällt er miß em no ne Fädere us d' Vogelgrife Stehl brhige. Der Hans macht se grad uf der Wäg und marschliert rächt handte vorwärts. Z' Obe chunt er zu neime Schloß, do frogt er umenes Nachtlager, denn salsbesinol het me in käine Wirtshlser gha, das fällt em der Herr vom Schloß mit vese Frende zue und frogt ne woner he well. Der Hans git druf zur Antwort „zum Vogelgrif.“ — „So, zum Vogelgrif, me fällt amc er wuß alles, und i haue Schloßfel zue nere isige Wäldchiste verlore: chr chöntet doch so guet sie und ne froge woner seig.“ — „No frise,“ fällt der Hans, „das will scho thue.“ Am Morgen frise isch er do witer gange, und chunt untewägs zue mene andere Schloß, i dem er wieder libernacht blibt. Wo d' Eilt drus verno händ daß er zum Vogelgrif well, so säge se es sig im Hus ne Tochter chwant, und se hebe scho alle Mittel brucht, aber es well lais aschlo, er söll doch so guet si und der Vogelgrif froge was die Tochter wieder chön gsund mache. Der Hans säit das weller gäru thue und goht witer. Do chunt er zue emne Wasser, und anstalt eme Fecr isch e große große Wa do gfi, de all Eilt het unlesse libere träge. De Wa het der Hans gfragt wo sie Käls amc gen. „Zum Vogelgrif“ säit der Hans. „Wo, wenn er zue mine chönt,“ fällt do de Wa, „sö froget ne an worum i all Eilt unlesse libere das Wasser träge.“ Do säit der Hans „jo, min Gott jo, das will scho thue.“ De Wa het ne do uf d' Achse quo und libere trätt. Unde chunt do der Hans zum Hus vom Vogelgrif, aber do isch nume d' Frau behäime gfi und

der Vogelgrif selber nid. Do fragt ne d' Frau was
 Do het ere der Hans alles verzelt, daß ere Hädere söt
 s' Vogelgrife Stehl, und denn hebe se enene Schloß der
 zue nere Gädchiste verlore, und er söt der Vogelgrif i
 der Schlüssel seig; denn seig eine andere Schloß e
 chranf, und er söt wisse was die Tochter chönt gsund
 denn seig nix wold vo do es Wasser und e Ma derb
 Eit mlesß libere träge, und er möchl an gern wisse vo
 Ma all Eit mlesß libere träge. Do säit die Frau „i
 mi guete Fründ, s' cha lät Christ mit em Vogelgrif
 sechst se all; wenn er aber wähd, so chön neder under
 undere lisse, und z' Nacht, wenn er rächt fest schloß,
 neder denn use länge und em e Hädere usem Stehl r
 wäge deme Sache, die ner wisse sötlet, will i ne säts
 Der Hans lisch e das alles z' siede gfi und lit und
 undere. Z' Obe chunt der Vogelgrif hät, und wi
 Stube chunt, so säit er „Frau, i schmöte ne Christ.“
 säit do d' Frau, „s' lisch hilt äline do gfi, aber er lisch
 furt;“ und mit dem het der Vogelgrif nit me gfiät.
 e der Nacht, wo der Vogelgrif rächt geschmarçlet het,
 der Hans use und rcht em e Hädere usem Stehl.
 der Vogelgrif pläzle usguckt und säit „Frau, i sch
 Christ, und s' lisch mer s' heb me öpper am Stehl zel
 säit d' Frau „de heisch gwilßi trannet, und i ho der ic
 gfiät, s' lisch e Christ do gfi, aber lisch wieder furt.
 mer allerhand Sache verzelt. St hebe ime Schloß der
 zue nere Gädchiste verlore und chömmene minne fl
 „D die Mare“, säit der Vogelgrif, „de Schlüssel lit
 hus hinter der Thür undere Holzbiß.“ - „Und dei
 an gfiät imene Schloß seig e Tochter chranf und se i
 Mittel ltre se gsund z' mache.“ - „D die Mare,“
 Vogelgrif, „under der Chäckerfläße het e Chrot es Kläse
 von ere Hoore, und wenn se die Hoore wieder het, si
 gsund.“ - „Und denn het er an no gfiät s' sig an
 es Wasser un e Ma derb, der mlesß all Eit drüber

— „O de Mar,“ säit de Vogelgrif, „täter nome enol äine z' mikt drei stelle, er misset denn käine me libere träge.“ Am Morge frue isch der Vogelgrif uf gestande und isch firt gange. Do chunt der Hans underem Belt sitre und het e schöne Fädere gha; an het er ghört was der Vogelgrif gsäit he wäge dem Schlüssel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogelgrif het em do alles no nemol verzeilt, daß er nit vergässe, und denn isch er wieder häi zue gange. Zerst chunt er zum Ma bin Wasser, de frogt ne gfi was der Vogelgrif gsäit heb, do säit der Hans er soll ne zersü libere träge, es well em's denn däne säge. Do trät ne der Ma libere. Woner däne gfi isch, so salt em der Hans er sollt nume äinisch äine z' mikt drei stelle, er misset denn käine me libere träge. Do het se de Ma griffese gfrent und säit zum Hans er well ne zum Dank none mol umme und äine trage. Do säit der Hans nüt, er well em die Milch erspare, er seig sust mit em z'riede, und isch witer gange. Do chunt er zue dem Schloß, wo die Tochter chrank gfi isch, die nimmt er do uf d' Achse, denn se het nit chönne laufe, und trät se d' Chellerstäge ab und nimmt das Chrotenäsi under dem underste Tritt sitre und gits der Tochter i d' Händ, und die springt em ab der Achse abe und vor in d' Stäge uf, und isch ganz gsund gfi. Zet händ der Vater und d' Mutter e griffliche Freund gha und händ dem Hans Gschulte gemacht vo Gold und Silber: und was er nume het welle, das händ sem gge. Wo do der Hans is an der Schloß cho isch, isch er gfi is Holzhus gange, und het hinter der Thör under der Holzbiige de Schlüssel richtig. gfunde, und het ne do dem Herr brocht. De het se an nid wenig gfrent und het dem Hans zur Belohnig vill vo dem Gold gge, das e der Chise gfi isch, und sust no aller derhand sile Sache, so Chle und Schoof und Wäße. Wo der Hans zum Chönig cho isch mit denne Sache alle, mit dem Wäld und dem Gold und Silber und देने Chlene, Schoose und Wäße, so frogt ne der Chönig, woner an das alles liberecho heb. Do säit der Hans der Vogelgrif gab äin so vill me well. Do dänkt der Chönig er chönt

das au bruche und macht se au uf der Weg zum Vogel
 aber woner zue dem Wasser cho lisch, so lisch er halt der
 gfi, der sid em Hans cho lisch, und de Wa stellt e z' miß
 und goht furt, und der Chönig lisch extrunkte. Der Hans
 do d' Tochter ghlrotet und lisch Chbülz worde.

166.

Der starke Hans.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten
 ein einziges Kind, und lebten in einem abseits gelegenen D
 ganz allein. Es trug sich zu, daß die Mutter einmal
 Holz ging, Tanneureiser zu lesen, und den kleinen Hans,
 erst zwei Jahr alt war, mitnahm. Da es gerade in der H
 lingszeit war und das Kind seine Freude an den bunten Blu
 hatte, so ging sie immer weiter mit ihm in den Wald hin
 Plötzlich sprangen aus dem Gebüsch zwei Mäuler her
 packten die Mutter und das Kind und führten sie tief in
 schwarzen Wald, wo jahraus jahrein kein Mensch hink
 Die arme Frau bat die Mäuler inständig sie mit ihrem M
 frei zu lassen, aber das Herz der Mäuler war von Stein
 hörten nicht auf ihr Bitten und Flehen und trieben sie
 Gewalt an weiter zu gehen. Nachdem sie etwa zwei S
 den durch Stauden und Dörner sich hatten durcharbeiten miß
 kamen sie zu einem Felsen, wo eine Thüre war, an w
 die Mäuler klopfen, und die sich alsbald öffnete. Sie mu
 durch einen langen dunklen Gang und kamen endlich in
 große Höhle, die von einem Feuer, das auf dem Herd bran
 erleuchtet war. An der Wand hingen Schwerter, Säbel
 andere Mordgewehre, die in dem Lichte blinkten, und in
 Mitte stand ein schwarzer Tisch, an dem vier andere M
 saßen und spielten, und oben an saß der Hauptmann. D
 kam, als er die Frau sah, herbei, redete sie an und sag
 sollte nur ruhig und ohne Angst sein, sie thäten ihr n
 zuleid, aber sie mußte das Hauswesen besorgen, und
 sie alles in Ordnung hielte, so sollte sie es nicht schlin

ihnen haben. Darauf gaben sie ihr etwas zu essen und zeigten ihr ein Bett, wo sie mit ihrem Kinde schlafen könnte.

Die Frau blieb viele Jahre bei den Räubern, und Hans ward groß und stark. Die Mutter erzählte ihm Geschichten und lehrte ihn in einem alten Mitterbuch, das sie in der Höhle fand, lesen. Als Hans neun Jahr alt war, machte er sich aus einem Tannenaast einen starken Knüttel und versteckte ihn hinter das Bett; dann ging er zu seiner Mutter und sprach „Liebe Mutter, sage mir jetzt einmal wer mein Vater ist, ich will und muß es wissen.“ Die Mutter schwieg still und wollte es ihm nicht sagen, damit er nicht das Geheimniß bekäme: sie wollte auch daß die gottlosen Räuber den Hans doch nicht fortlaffen würden; aber es hätte ihr fast das Herz zersprengt, daß Hans nicht sollte zu seinem Vater kommen. In der Nacht, als die Räuber von ihrem Raubzug heimkehrten, holte Hans seinen Knüttel hervor, stellte sich vor den Hauptmann und sagte „Jetzt will ich wissen wer mein Vater ist, und wenn du mir's nicht gleich sagst, so schlag ich dich nieder.“ Da lachte der Hauptmann und gab dem Hans eine Ohrfeige, daß er unter den Tisch kugelte. Hans machte sich wieder auf, schwieg und dachte „ich will noch ein Jahr warten und es dann noch einmal versuchen, vielleicht geht's besser.“ Als das Jahr herum war, holte er seinen Knüttel wieder hervor, wuschte den Staub ab, betrachtete ihn und sprach „es ist ein thörichter wackerer Knüttel.“ Nachts kamen die Räuber heim, tranken Wein, einen Krug nach dem anderen, und sungen an die Köpfe zu hängen. Da holte der Hans seinen Knüttel herbei, stellt sich wieder vor den Hauptmann und fragte ihn wer sein Vater wäre. Der Hauptmann gab ihm abermals eine so kräftige Ohrfeige, daß Hans unter den Tisch rollte, aber es dauerte nicht lange, so war er wieder oben und schlug mit seinem Knüttel auf den Hauptmann und die Räuber, daß sie Urine und Blut nicht mehr regien konnten. Die Mutter stand in einer Ecke und war voll Verwunderung über seine Tapferkeit und Stärke. Als Hans mit seiner Arbeit fertig war, ging er zu seiner Mut-

ter und sagte „Jetzt ist mir's Ernst gewesen, aber jetzt auch wissen wer mein Vater ist.“ -- „Lieber Hans, wartete die Mutter, „komm wir wollen gehen und ihn bis wir ihn finden.“ Sie nahm dem Hauptmann den Schlüssel zu der Eingangstheür ab, und Hans holte einen großen sack, packte Gold, Silber und was er sonst noch für Sachen fand, zusammen, bis er voll war, und nahm ihn auf den Rücken. Sie verließen die Höhle, aber was that die Augen auf, als er aus der Finsternis heraus in das Licht kam, und den grünen Wald, Blumen und Vögel und Morgensonne am Himmel erblickte. Er stand da und alles an, als wenn er nicht recht gesund wäre. Die suchte den Weg nach Hans, und als sie ein paar Stunden gegangen waren, so kamen sie glücklich in ihr elmsames und zu ihrem Häuschen. Der Vater sah unter der er weinte vor Freude als er seine Frau erkannte und daß Hans sein Sohn war, die er beide längst für tot ten hatte. Aber Hans, obgleich erst zwölf Jahr alt, w einen Kopf größer als sein Vater. Sie gingen zusammen das Stübchen, aber kaum hatte Hans seinen Sack auf die bank gesetzt, so stug das ganze Hans an zu krachen, de brach ein und dann auch der Fußboden, und der schwer sank in den Keller hinab. „Gott behüte uns,“ rief der „was ist das? Jetzt hast du unser Häuschen zerbrochen.“ „Laßt Euch keine grauen Haare darüber wachsen, lieber antwortete Hans, „da in dem Sack steht mehr als neues Hans nötig ist.“ Der Vater und Hans gingen gleich an ein neues Hans zu bauen, Vieh zu erhandeln Land zu kaufen und zu wirtschaften. Hans aucterte die und wenn er hinter dem Pflug ging und ihn in die harte schob, so hatten die Silere fast nicht nötig zu Den nächsten Frühling sagte Hans „Vater, behaltet alle und laßt mir einen eckuerschweren Spazierstab mache mit ich in die Fremde gehen kann.“ Als der verlangt fertigt war, verließ er felmes Vaters Hans, zog fort in

in einen tiefen und finstern Wald. Da hörte er etwas kistern und knastern, schaute um sich und sah eine Lärche, die von unten bis oben wie ein Seil gewunden war: und wie er die Augen in die Höhe richtete, so erblickte er einen großen Kerl, der den Baum gepackt hatte und ihn wie eine Weidenrute umdrehte. „Hel“ rief Hans, „was machst du da droben?“ Der Kerl antwortete „ich habe gestern Reiswollen zusammen getragen und will mir ein Seil dazu drehen.“ — „Das laß ich mir gefallen,“ dachte Hans, „der hat Kräfte,“ und rief ihm zu, „laß du das gut sein und komm mit mir.“ Der Kerl kletterte von oben herab, und war einen ganzen Kopf größer als Hans, und der war doch auch nicht klein. „Du heißest jetzt Lärchendreher“ sagte Hans zu ihm. Sie gingen darauf weiter und hörten etwas klopfen und hämmern, so stark daß bei jedem Schlag der Erdboden zitterte. Bald darauf kamen sie zu einem mächtigen Felsen, vor dem stand ein Riese und schlug mit der Faust große Stücke davon ab. Als Hans fragte was er da vor hätte, antwortete er „wenn ich nachts schlafen will, so kommen Bären, Wölfe und anderes Ungezieher der Art, die schnuppern und schnuffeln an mir herum und lassen mich nicht schlafen, da will ich mir ein Haus bauen und mich hineinlegen, damit ich Ruhe habe.“ — „Et jawohl,“ dachte Hans, „den kannst du auch noch brauchen“ und sprach zu ihm „laß das Hausbauen gut sein und geh mit mir, du sollst der Felsenklipperer heißen.“ Er willigte ein, und sie strichen alle drei durch den Wald hin und wo sie hinkamen, da wurden die wilden Tiere aufgeschreckt und liefen vor ihnen weg. Abends kamen sie in ein altes verlassenes Schloß, stiegen hinauf und legten sich in den Saal schlafen. Am andern Morgen ging Hans hinauf in den Garten, der war ganz verwildert und stand voll Dörner und Gebüsch. Und wie er so herum ging, sprang ein Wildschwein auf ihn los: er gab ihm aber mit seinem Stab einen Schlag daß es gleich niedersiel. Dann nahm er es auf die Schulter und brachte es hinauf; da steckten sie es an einen Spieß, machten sich einen Braten zurecht und waren

guter Dinge. Nun verabredeten sie daß jeden Tag, der noch zwei auf die Jagd gehen sollten und einer daheim bleiben sollte, für jeden neun Pfund Fleisch. Den ersten blieb der Tannendreher daheim und Hans und der Steinflüpperer gingen auf die Jagd. Als der Tannendreher Kochen beschäftigt war, kam ein kleines altes zusammengekrüppeltes Männchen zu ihm auf das Schloß, und forderte Fleisch. „Paß dich, Du dummkopf!“ antwortete er, „du bist kein Fleisch.“ Aber wie verwunderte sich der Tannendreher als das kleine unschelmische Männchen an ihm hinauf sprang und mit Häuten so auf ihn loschlug, daß er sich nicht halten konnte, zur Erde fiel und nach Atem schnappte. Das Männchen ging nicht eher fort, als bis es seinen Horn vom ihm ausgelassen hatte. Als die zwei andern von der Jagd kamen, sagte ihnen der Tannendreher nichts von dem Männchen und den Schlägen, die er bekommen hatte, dachte „wenn sie daheim bleiben, so können sie's auch e mit der kleinen Ströbblöcke versuchen,“ und der bloße Schreck machte ihm schon Vergnügen. Den folgenden Tag blieb der Steinflüpperer daheim, und dem ging es gerade so wie dem Tannendreher, er ward von dem Männchen selbst zugerichtet weil er ihm kein Fleisch hatte geben wollen. Als die beiden abends nach Hans kamen, sah es ihm der Tannendreher an was er erfahren hatte, aber beide schwiegen still und dachten „der Hans muß auch von der Suppe kosten.“ Der dritte den nächsten Tag daheim bleiben mußte, that sehr in der Küche, wie sich's gebührte, und als er oben stand den Kessel abschäumte, kam das Männchen und forderte weiteres ein Stück Fleisch. Da dachte Hans „es ist ein Nichts, ich will ihm von meinem Anteil geben, damit der nicht zu kurz kommt“ und reichte ihm ein Stück Fleisch. Als es der Zwerg verzehrt hatte, verlangte er nochmals und der gutmüthige Hans gab es ihm und sagte da wäre ein schönes Stück, damit sollte er zufrieden sein. Der dritte forderte aber zum drittenmal. „Du wirst unverschämte!“

Hans und gab ihm nichts. Da wollte der boshafte Zwerg an ihm hinausspringen und ihn wie den Tannendreher, und Felsenklipperer behandeln, aber er kam an den unrechten. Hans gab ihm, ohne sich anzustrengen, ein paar Glöbe, daß er die Schloßstreppe hinabsprang. Hans wollte ihn nachlaufen, fiel aber, so lang er war, über ihn hin. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war ihm der Zwerg voraus. Hans eilte ihm bis in den Wald nach und sah wie er in eine Felsenhöhle schlüpfte. Hans lehrte nun hehn, hatte sich aber die Stelle gemerkt. Die beiden andern, als sie nach Hans kamen, wunderten sich daß Hans so wohl auf war. Er erzählte ihnen was sich zugetragen hatte, und da verschwiegen sie nicht länger wie es ihnen ergangen war. Hans lachte und sagte „es ist euch ganz recht, warum seid ihr so geizig mit euerm Fleisch gewesen, aber es ist eine Schande, ihr seid so groß und habt euch von dem Zwerge Schläge geben lassen.“ Sie nahmen darauf Korb und Seil und gingen alle drei in der Felsenhöhle, in welche der Zwerg geschlüpft war, und ließen den Hans mit seinem Stab im Korb hinab. Als Hans auf dem Grund angelangt war, fand er eine Thüre, und als er sie öffnete, sah da eine bilschöne Jungfrau, nein so schön, daß es nicht zu sagen ist, und neben ihr saß der Zwerg und grinste den Hans an wie eine Mierlake. Sie aber war mit Ketten gebunden und blickte ihn so traurig an, daß Hans großes Mitleid empfand und dachte „du mußt sie aus der Gewalt des bösen Zwerges erlösen, und gab ihm einen Streich mit seinem Stab, daß er tot niederfiel. Alsbald felen die Ketten von der Jungfrau ab, und Hans war wie verzückt über ihre Schönheit. Sie erzählte ihm sie wäre eine Bühlstochter, die ein wilder Graf aus ihrer Heimat geraubt und hier in den Felsen eingesperrt hätte, weil sie nichts von ihm hätte wissen wollen: den Zwerg aber hätte der Graf zum Wächter gesetzt und er hätte ihr Leid und Druagsal genug angelhan. Darauf setzte Hans die Jungfrau in den Korb und ließ sie hinausziehen. Der Korb kam wieder herab, aber Hans traute den

beiden Gefellen nicht und dachte „sie haben sich schon gezeigt und dir nichts von dem Zwerg gesagt, wer wie sie gegen dich im Schind silhren.“ Da legte er seinen in den Korb, und das war sein Will, denn als der Korb in der Höhe war, ließen sie ihn fallen, und hätte Hans sich darin gefessen, so wäre es sein Tod gewesen. Aber wußte er nicht wie er sich aus der Tiefe herausarbeitete und wie er hin und her dachte, er fand keinen Rat. „doch traurig,“ sagte er „daß du da unten verschmachten.“ Und als er so auf und abging, kam er wieder zu dem merchen, wo die Jungfrau gefessen hatte, und sah d Zwerg einen Ring am Finger hatte, der glänzte und merkte. Da zog er ihn ab und steckte ihn an, und als am Finger umdrehte, so hörte er plötzlich etwas über Kopf rauschen. Er blickte in die Höhe und sah da Pustschweben, die sagten er wäre ihr Herr und fragten in Begehren wäre. Hans war anfangs ganz verstummt aber sagte er sie sollten ihn hinauf tragen. Augenblicklich horchten sie, und es war nicht anders als obge er hinauf er aber oben war, so war kein Mensch mehr zu sehen als er in das Schloß ging, so fand er auch dort n. Der Lammendreher und der Fesselschneider waren fortger hatten die schöne Jungfrau mit geführt. Aber Hans den Ring, da kamen die Lustgeister und sagten ihm d wären auf dem Meer. Hans lief und lief in einem si er zu dem Meeresstrand kam, da erblickte er weit weit a Wasser ein Schiffchen, in welchem seine treulosen Ge saßen. Und in heftigen Zorn sprang er, ohne sich zu nen, mit samt seinem Stab ins Wasser und slug an zu fimen, aber der eunterschwere Stab zog ihn tief hinab, fast ertrunken wäre. Da drehte er noch zu rechter Z Ding, alsbald kamen die Pustgeister und trugen ihn, so wie der Stab, in das Schiffchen. Da schwang er seinen und gab den bösen Gefellen den verdienten Lohn in ste hinab ins Wasser; dann aber ruderte er mit der

Jungfrau, die in den größten Angsten gewesen war, und die er zum zweitenmale besetzt hatte, hehn zu ihrem Vater und ihrer Mutter, und ward mit ihr verheiratet, und haben alle sich gewollig gefrent.

107.

Das Vlrse im Himmel.

Es isch emol es arms fromms Vlrse gestorbe, und chunt do vor d' Himmelsporte. Zur glische Zit isch an e riche riche Herr do gsi und het an i Himmel welle. Do chunt der heilige Petrus mitem Schlüssel und macht uf und lot der Herr lue; das Vlrse het er aber, wies schint, nid gseh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het, das Vlrse vorusse ghört wie de Herr mit alle Freude im Himmel uf quo worde isch, und wie se drit nuszert und gsunge händ. Andle isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunt, macht d' Himmelsporte uf un lot das Vlrse an lue. S Vlrse het do gmeint s werd jekt an nuszert und gsunge, wenn es chün, aber do isch alles still gsi; me hets frise mit aller Liebe usgno, und d' Angele sind em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do frogt das Vlrse der heilig Petrus worum das me be im nid sunge wie be dem riche Herr, s gen, schints, do im Himmel an partellsch zue wie uf der Erde. Do säit der heilig Petrus „nai wäger, du bisch is so leb wie alle andere und innesch alle himmlische Freude gulesse wie de rich Herr, aber lueg, so arme Vlrse, wie du äls bisch, chünne alle Tag e Himmel, so ne riche Herr aber chunt minne alle hundert Vohr öppe älu.“

108.

Die hagere Piese.

Ganz anders als der faule Heinz und die dicke Trine, die sich von nichts aus ihrer Ruhe bringen ließen, dachte die hagere Piese. Sie äscherte sich ab von Morgen bis Abend und lud ihrem Mann, dem langen Leuz, so viel Arbeit auf, daß er schwerer zu tragen hatte als ein Esel an drel Säcken. Es war

aber alles umsonst, sie hatten nichts und kamen zu nichts. Eines Abends, als sie im Bette lag und vor Müdigkeit ein Nickerchen regeln konnte, stiegen sie die Gedanken doch nicht schlafen. Sie stieß ihren Mann mit dem Ellenbogen an die Seite und sprach „hörst du, Feinz, was ich gedacht habe? Ich einen Gulden fände, und einer mir geschenkt würde, so würde ich einen dazu borgen, und du solltest mir auch noch geben: sobald ich dann die vier Gulden beisammen hätte, wollte ich eine junge Kuh kaufen.“ Dem Mann gefiel das recht gut, „ich weiß zwar nicht,“ sprach er, „woher ich einen Gulden nehmen soll, den du von mir willst geschenkt haben, aber wenn du deimoch das Geld zusammenbringst, und ich kannst dafür eine Kuh kaufen, so thust du wohl, wenn du dein Vorhaben ausführst.“ — „Ich freue mich,“ flügelte er ihm zu, „wenn die Kuh ein Kälbchen bringt, so werde ich doch einmal zu meiner Erquickung einen Trunk Milch erhalten.“ „Die Milch ist nicht für dich,“ sagte die Frau, „wir lassen sie kalb saugen, damit es groß und fett wird, und wir es verkaufen können.“ — „Freilich,“ antwortete der Mann, „ein wenig Milch nehmen wir doch, das schadet nichts.“ „Wer hat dich gelehrt mit Kühen umzugehen?“ sprach die Frau, „es mag schaden oder nicht, ich will es nicht haben: und wenn du dich auf den Kopf stellst, du kriegst keinen Tropfen Milch.“ Du langer Feinz, weißt du nicht zu ersättigen bist, mein Mann, du wolltest verzehren was ich mit Mühe erwerbe.“ — „Freilich,“ sagte der Mann, „sei still, oder ich hänge dir eine Mantel an.“ — „Was,“ rief sie, „du willst mir drohen, du willst mich fesseln, du Strick, du hauer Heinz.“ Sie wollte ihm die Haare fassen, aber der lange Feinz richtete sich auf, packte mit der einen Hand die linke Arme der hageren Piese zusammen, mit der andern drückte er ihr den Kopf auf das Kissen, so daß sie schliefen und hielt sie so lange bis sie vor großer Müdigkeit eingeschlafen war. Ob sie am andern Morgen beim Wachen fortfuhr zu zanken, oder ob sie ausging den Gulden zu suchen, den sie finden wollte, das weiß ich nicht.

169.

Das Waldhaus.

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau, „laß mir mein Mittagsbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig. Und damit es sich nicht verliert,“ setzte er hinzu, „so will ich einen Beutel mit Hirsen mitnehmen und die Körner auf den Weg streuen.“ Als nun die Sonne mitten über dem Walde stand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldsperrlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Felsige hatten den Hirsen schon längst angepöckelt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da glug es auf gut Glück immer fort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauschten in der Dunkelheit, die Eulen schwarrten, und es fing an ihm angst zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. „Dort sollten wohl Leute wohnen,“ dachte es, „die mich über Nacht behalten,“ und glug auf das Licht zu. Nicht lange so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine rauhe Stimme rief von innen „herein“. Das Mädchen trat auf die dunkle Diele, und pochte an der Stubenthür. „Nur herein“ rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein weißer Bart floß über den Tisch herab fast bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Föhrchen, ein Föhrchen und eine buntgescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann sprach

„Schön Föhrchen,
Schön Föhrchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

„Dafs!“ antworteten die Tiere: und das mußte wohl
 „wir sind es zufrieden,“ denn der Alte sprach weiter „h
 Stille und Fülle, geh hinaus an den Herd und loch un
 Abendessen.“ Das Mädchen fand in der Küche überflü
 allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tiere
 sie nicht. Es trug die volle Schlüssel auf den Tisch, setz
 zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. I
 satt war, sprach es „aber jetzt bin ich müde, wo ist ein
 in das ich mich legen und schlafen kann?“ Die Tiere
 worteten

„Du hast mit ihm gegessen,
 Du hast mit ihm getrunken,
 Du hast an uns gar nicht gedacht,
 Nun steh auch wo du bleibst die Nacht.“

Da sprach der Alte „steig nur die Treppe hinaus, so wi
 eine Kammer mit zwei Betten finden, schlitze sie auf mit
 sie mit weifsem Linnen, so will ich auch kommen und
 schlafen legen.“ Das Mädchen stieg hinauf, und als
 Betten geschlittet und felfch gedeckt hatte, legte es sich i
 eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger
 aber kam der graue Mann, befruchtete das Mädchen mit
 Licht und schlittete mit dem Kopf. Und als er sah, d
 fest eingeschlafen war, öffnete er eine Fallthür und li
 in den Keller sinken.

Der Holzbauer kam am späten Abend nach Haus
 machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen
 habe hungern lassen. „Ich habe keine Schuld,“ antworte
 „das Mädchen ist mit dem Willagessen hinausgegangen,
 muß sich verirrt haben: morgen wird es schon wiederkom
 Vor Tag aber stand der Holzbauer auf, wollte in den
 und verlangte die zweite Tochter sollte ihn diesmal das
 bringen. „Ich will einenbeutel mit Pfenzen mitnehmen,“
 er, „die Brüder sind größer als Firsen, das Mädchen in
 besser sehen und kann den Weg nicht verschlen.“ Zur
 tagszeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, ab

Einseu waren verschwunden: die Wasdvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Hause des Alten, ward hereingerufen, und bat um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weissen Barte fragte wieder die Tiere

„Schön Hühnchen,
Schön Hühnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten abermals „duh,“ und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie

„Du hast mit ihm gegessen,
Du hast mit ihm getrunken,
Du hast an uns gar nicht gedacht,
Nun steh auch wo du bleibst die Nacht.“

Nach es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Stoppfisteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Holzhacker zu seiner Frau „schicke mir heute unser liebstes Kind mit dem Essen hinaus, das ist immer gut und gehorsam gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, herum schwärmen.“ Die Mutter wollte nicht und sprach „soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?“ — „Sel ohne Sorge,“ antwortete er, „das Mädchen verliert sich nicht, es ist zu klug und verständig; zum Überflus will ich Erbsen mitnehmen und austreuen, die sind noch größer als Einseu und werden ihm den Weg zeigen.“ Aber als das Mädchen mit dem Korb am Arm hinaus kam, so hatten die Waldtauben die Erbsen schon im Kropf, es wußte nicht wohin es sich wenden sollte. Es war voll Sorgen und dachte beständig daran wie der arme Vater hungern und die gute

Mutter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich
flüster ward, erblickte es das Fledchen und kam an das
haus. Es bat ganz freundlich sie möchten es über
herbergen, und der Mann mit dem weißen Bart fragte
seine Tiere

„Schön Hühnchen,
Schön Hühnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

„dafs“ sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen,
die Tiere sahen, und leblos Hühnchen und Hühnchen,
es mit der Hand über die glatten Federn hinstrich, und
bunte Kuh traute es zwischen den Stämmen. Und als
Gehetz des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und
Schüssel auf dem Tisch stand, so sprach es „soll ich
gehen und die guten Tiere sollen nichts haben? Drauf
die Hühner und Hühner, erst will ich für sie sorgen.“
Dann holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und
vor, brachte der Kuh wohlriechendes Heu einen ganzen
voll. „Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere,“ sagte es
wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen frischen
haben.“ Dann trug es einen Eimer voll Wasser herbei.
Hühnchen und Hühnchen sprangen auf den Stand, steckten
Schnabel hinein und hielten den Kopf dann in die Höhe,
die Vögel trinken, und die bunte Kuh that auch einen
haften Zug. Als die Tiere gesättigt waren, setzte sich
Mädchen zu dem Alten an den Tisch und aß was
übrig gelassen hatte. Nicht lange so flug Hühnchen und
chen an das Küppchen zwischen die Füllgel zu stecken, und
bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen
„sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?“

Schön Hühnchen,
Schön Hühnchen,
Und du schöne bunte Kuh,
Was sagst du dazu?“

Die Tiere antworteten „duß,

Du hast mit uns gegessen,
Du hast mit uns getrunken,
Du hast uns alle wohl bedacht,
Wir wünschen dir eine gute Nacht.“

Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen und deckte frisches Plüsch auf, und als es fertig war, kam der Alte und legte sich in das eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Knie. Das Mädchen legte sich in das andere, that sein Gebet und schlief ein.

Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es so unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da flug es an in den Ecken zu kluttern und zu knattern und die Thüre sprang auf und schlug an die Wand: die Balken dröhnten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war als wenn die Treppe herab stürzte, und endlich krachte es als wenn das ganze Dach zusammen fiel. Da es aber wieder still ward und dem Mädchen nichts zuleid geschah, so blieb es ruhig liegen und schlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenschein aufwachte, was erblickten seine Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grün seidenem Grund goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Eisenbelen und die Decke darauf von rotem Sammet, und auf einem Stuhl daneben standen ein Paar mit Perlen gestickte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es zu befehlen hätte. „Geht nur,“ antwortete das Mädchen, „ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen und dann auch schön Hühner, schön Hähnchen und die schöne bunte Kuh schlachten.“ Es dachte der Alte wäre schon aufgestanden und sah sich nach seinem Bette um, aber er lag nicht darin, sondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete und sah daß er jung und schön war, erwachte er, richtete sich auf und sprach „ich bin ein Königssohn, und war von einer

bösen Geze verflucht worden als ein alter eisgrauer W
 in dem Wald zu leben: niemand durfte um mich sein
 meine drei Diener in der Gestalt eines Hühnchens, eines G
 chens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte die
 villnischung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme
 gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen allein,
 dern auch gegen die Tiere sich liebevoll bezeugte, und das
 du gewesen, und heute um Wiltternacht sind wir durch
 erlöst und das alte Waldhans ist wieder in meinen königl
 Palast verwandelt worden.“ Und als sie aufgestanden wa
 sagte der Königssohn den drei Dienern sie sollten hina
 und Vater und Mutter des Mädchens zur Hochzeitfeier
 bei holen. „Aber wo sind meine zwei Schwestern?“ fr
 das Mädchen. „Die habe ich in den Keller gesperrt, und
 gen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bei e
 Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich gebessert h
 und auch die armen Tiere nicht hungern lassen.“

170.

Lieb und Leid teilen.

Es war einmal ein Schmied, der war ein zähnscher We
 und seine Frau, die gut, fleißig und fromm war, konnte
 ihm niemals recht machen. Was sie that, er war ungn
 den, brummte, schalt, ranste und schlug sie. Als die O
 teilt endlich davon hörte, ließ sie ihn vorfordern und ins
 säugnis setzen, damit er sich bessern sollte. Er sah eine Zeit
 bei Wasser und Brot, dann wurde er wieder freigelassen, m
 aber geloben seine Frau nicht mehr zu schlagen, sondern
 sich mit ihr zu leben, Lieb und Leid zu teilen, wie sich's n
 Eheleuten gebührt. Eine Zeitlang ging es gut, dann
 geriet er wieder in seine alte Weise, war mißrathsch und
 lisch. Und weil er sie nicht schlagen durfte, wollte er sie
 den Haaren packen und ranzen. Die Frau entwischte
 und sprang auf den Hof hinaus, er lief aber mit der
 und Schere hinter ihr her, jagte sie herum und warf ihr

Elle und Schere, und was ihm sonst zur Hand war, nach. Wenn er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so tobte und wetterte er. Er trieb es so lange bis die Nachbarn der Frau zu Hilfe kamen. Der Schneider ward wieder vor die Obrigkeit gerufen und an sein Versprechen erinnert. „Liebe Herren,“ antwortete er, „ich habe gehalten was ich gelobt habe, ich habe sie nicht geschlagen, sondern Lieb und Leid mit ihr geteilt.“ — „Wie kann das sein,“ sprach der Richter, „da sie abermals so große Klage über Euch führt?“ — „Ich habe sie nicht geschlagen, sondern ihr nur, weil sie so wunderbarlich aussah, die Haare mit der Hand kämmen wollen: sie ist mir aber entwichen und hat mich hässlich verlassen. Da bin ich ihr nachgeeeilt und habe, damit sie zu ihrer Pflicht zurücklehre, als eine gutgemelte Erinnerung nachgeworfen was mir eben zur Hand war. Ich habe auch Lieb und Leid mit ihr geteilt, denn so oft ich sie getroffen habe, ist es mir Lieb gewesen und ihr Leid: habe ich sie aber geeehrt, so ist es ihr Lieb gewesen, mir aber Leid.“ Die Richter waren mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern ließen ihm seinen verdienten Lohn auszahlen.

171.

Der Baumkönig.

In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds erkörnte, so rief er „smiet mi tol smiet mi tol!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarzte, so sprach er „dor häßt dor, dor häßt!“ Kling das Kläderwerk der Wäsche an zu klappern, so sprach es „help, Herr Gott! help, Herr Gott!“ und war der Wäscher ein Helfer, und ließ die Wäsche an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam „wer ist da? wer ist da?“ dann antwortete sie schnell „der Wäscher! der Wäscher!“ und endlich ganz geschwind „stehst tapfer, stehst tapfer, vom Ahtel drei Sechter.“

Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand, jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern,

Krellchen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne $\&$ Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König sein. Nur einer von ihnen, der Kibitz, war dagegen; sie er gelebt und frei wollte er sterben, und angstvoll hi- her fliegend rief er „wo bleib ich? wo bleib ich?“ e- sich zurück in einsame und unbefuchte Sumpfe und zeh- nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besin- und an einem schönen Morgen kamen sie alle aus- dern und Feldern zusammen, Adler und Buchfink, Ent- Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nei- selbst der Kuckuck kam und der Auehops, sein Kibitz, helst, weil er sich immer ein paar Tage früher hören auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen- mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig- der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich die große Versammlung. „Wat, wat, wat is den dar to e- gaderte es, aber der Hahn vernichtete seine Liebe Henne- sagte „Inter viel Vild,“ erzählte ihr auch was sie vor h- Es ward aber beschlossen daß der König sein sollte, de- höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsch- rief, als er das hörte, waruend „natt, natt, natt! natt, natt!“ weil er meinte, es würden deshalb viel Thränen- gossen werden. Die Krähe aber sagte „Quack ol!“, es- alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem- nen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen k- „ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kan- konnte ich nicht mehr.“ Auf ein gegebenes Zeichen erh- also die ganze Schar in die Höhe. Der Staub fleg da- dem Felde auf, es war ein gewaltiges Gausen und W- und Fittichschlagen, und es sah aus als wenn eine sch- Wolke dahin zöge. Die kleineren Vögel aber blieben bald z- konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die

bern hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich thun, der stieg so hoch daß er der Sonne hätte die Augen anschauen können. Und als er sah daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er „was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König,“ und fing an sich wieder herab zu lassen. Die Vögel unter ihm riefen ihn alle gleich zu „du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.“ — „Ausgenommen ich,“ schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers vertrocknet hatte. Und da er nicht milde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Fittigel zusammen, sank herab und rief unten mit seiner durchdringender Stimme „König bist du! König bist du!“

„Du unser König?“ schrien die Vögel zornig, „durch Mänke und Listen hast du es dahin gebracht.“ Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie kaischte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Gans kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Kehle und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf „Brachetwer! Brachetwer!“ Der kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner scharfen Stimme heraus „König bist du! König bist du!“

„Du unser König?“ riefen die Vögel noch zorniger, meinst du deine Listen sollten gelten?“ Sie beschloßen ihn in seinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Gans ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht heraus lassen, so leb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Gans allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blinnte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch milde geworden und dachte „ein Auge launst du

wohl zu thun, du wachst ja noch mit dem an.
 kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus
 sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern
 Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem A
 wollte wegwitschen, aber die Gans trat gleich dav
 den Kopf wieder zurück. Dann that die Gans
 wieder auf und das andere zu, und wollte so d
 abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder
 gaß sie das andere aufzu thun, und sobald die
 zu waren, schloß sie ein. Der kleine merkte
 schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Gans nicht
 sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinten
 zehnmal ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nacht
 aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse
 Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne
 flüchtet es glunge ihm an den Krallen, wenn er
 Er schlüpft in den Häuten herum, und wenn
 ist, ruft er wohl zuweilen „König bin ich!“ und
 nen ihn die andern Vögel aus Spott Zank
 Niemand aber war soher als die Perche, daß
 König nicht zu gehorchen brauchte. Wie sich die
 läßt, steigt sie in die Riste und ruft „ach, wo
 schön is dat! schön! schön! ach, wo is dat schön

172.

Die Scholle.

Die Fische waren schon lange unzufrieden di
 nung in ihrem Reich herrschte. Keiner lehrte si
 dern, schwamm rechts und links, wie es ihm eluf
 schen denen durch, die zusammenbleiben wollten
 ihnen den Weg, und der stärkere gab dem schw
 Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr
 schlang ihn ohne weiteres. „Wie schön wäre es, w
 König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei m

ten sie, und vereinigten sich den zu ihrem Herrn zu wählen, der am schnellsten die Fluten durchstreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Fiecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen ausbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Fiecht dahin und mit ihm der Fering, der Grindling, der Barsch, die Storpfe, und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen.

Auf einmal ertönte der Ruf „der Fering ist vor! der Fering ist vor.“ — „Wen is vör?“ schrie verblüfflich die platte mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?“ — „Der Fering, der Fering,“ war die Antwort. „De nackte Fering?“ rief die neidische, „de nackte Fering?“ Seit der Zeit sieht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

173.

Mohrdommel und Bledhopf.

„Wo weidet ihr eure Herde am liebsten?“ fragte einer einen alten Kuhhirten. „Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett ist und nicht zu mager; es thut sonst kein gut.“ — „Warum nicht?“ fragte der Herr. „Hört ihr dort von der Wiese her den dumpfen Ruf?“ antwortete der Hirt, „das ist der Mohrdommel, der war sonst ein Hirt und der Bledhopf war es auch. Ich will euch die Geschichte erzählen.“

Der Mohrdommel hütete seine Herde auf fetten grünen Wiesen, wo Blumen im Überflus standen, davon wurden seine Kühe mütig und wild. Der Bledhopf aber trieb das Vieh auf hohe dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand spielt, und seine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Mohrdommel seine Kühe nicht zusammenbringen, sie waren übermütig und sprangen ihm davon. Er rief „bunt, herlin“ (bunte Kuh, herum), doch vergebens, sie hörten nicht auf seinen Ruf. Bledhopf aber konnte sein Vieh nicht auf die Weide bringen,

so matt und kraftlos war es geworden. „Up, up, up!“ er, aber es half nicht, sie blieben auf dem Sand liegen geht's wenn man kein Maß hält. Doch heute, wo ich Herde mehr hüten, schrei! Hochruhm! „bunt, bunt, bunt!“ der Wiedehopf „up, up, up!“

174.

Die Eule.

Vor ein paar hundert Jahren, als die Leute noch nicht so klug und verschmitzt waren, als sie heutzutage hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichtegetragen. Von Ungefähr war eine von den großen Eulen man Schuhn nennt, aus dem benachbarten Walde bei sicher Weise in die Scheuer eines Wärgers geraten und sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern die wenn sie sich blieben läßt, ein furchtbares Geschrei nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als u Hausfrucht morgens in die Scheuer kam um Stroh zu erschraf er bei dem Anblick der Eule, die da in einer so gewaltig, daß er fortstief und seinem Herrn anflucht. Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keine erblickt hat in der Scheuer, drehte die Augen im Kopf herum und einen ohne Umstände verschlingen. „Ich kenne dich“ sagte der Herr, „einer Ansel im Felde nachzujagen, da du Mut genug, aber wenn du ein totes Schuhn liegen so holst du dir erst einen Stock, ehe du ihm nahe bist.“ Ich muß nur selbst einmal nachsehen was das für ein heuer ist,“ setzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Eule und blinzelte ruhig. Als er aber das seltsame mitliche Tier mit eigenen Augen sah, so geriet er in noch größere Angst als der Knecht. Mit ein paar Schreien sprang hinaus, lief zu seinen Nachbarn und bat sie flehentlich gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Beistand zu schicken könnte die ganze Stadt in Gefahr kommen, wenn aus der Scheuer, wo es saß, herausbräche. Es entstand

Lärm und Geschrei in allen Straßen: die Bürger kamen mit Spießen Hengabeln Keulen und Äxten bewaffnet herbei als wollten sie gegen den Feind ausziehen: zuletzt erschienen auch die Herren des Raths mit dem Bürgermeister an der Spitze. Als sie sich auf dem Markt geordnet hatten, zogen sie zu der Scheuer und umringten sie von allen Seiten. Hierauf trat einer der beherztesten hervor und ging mit gefälltem Speiß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder heraus gelaufen, und konnte kein Wort hervorbringen. Noch zwei andere wagten sich hinein, es erging ihnen aber nicht besser. Endlich trat einer hervor, ein großer starker Mann, der wegen seiner Thaten berühmt war, und sprach „mit bloßem Ansehen werdet ihr das Ungeheuer nicht vertreiben, hier muß Ernst gebraucht werden, aber ich sehe daß ihr alle zu Weibern geworden seid und keiner den Fuchs belien will.“ Er ließ sich Harnisch, Schwert und Speiß bringen, und rüstete sich. Alle rühmten seinen Mut, obgleich viele um sein Leben besorgt waren. Die beiden Schenkerthore wurden aufgethan, und man erblickte die Gasse, die sich indessen in die Mitte auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie anlegte und sich bereite zu hinaufsteigen, so riefen ihm alle zu er solle sich männlich halten, und empfahlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getödtet hatte. Als er bald oben war, und die Gasse sah daß er an sie wollte, auch von der Menge und dem Geschrei des Volks verwirrt war und nicht wußte wohin aus, so verdrehte sie die Augen, stränkte die Federn, sperrte die Flügel auf, gruppelte mit dem Schnabel und ließ ihr schuhn, schuhn mit rauer Stimme hören. „Stoß zu, stoß zu!“ rief die Menge draußen dem tapfern Helden zu. „Wer hier stände, wo ich stehe,“ antwortete er, „der würde nicht stoß zu rufen.“ Er setzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher, dann aber fing er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. „Das Ungeheuer,“ sagten sie, „hat den stärk-

sein Mann, der unter uns zu finden war, durch sein Schnapp und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet, soll wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?" Er rathschlagen was zu thun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin," sprach er, „daß wir aus gemeinem Säckel diese Scheuer samt allem, was darin liegt, Getreide, Stroh und Heu, dem Eigenthümer bezahlen und ihn schadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das strotzliche Eder abbrennen, so braucht doch niemand sein Leben daran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Knauserei wäre selbst angewendet." Alle stimmten ihm bei. Also ward die Scheuer an vier Ecken angezündet, und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wer's nicht glauben will, der gehe hin und frage selbst nach.

175.

Der Mond.

Vorzeiten gab es ein Land, wo die Nacht immer dauerte und der Himmel wie ein schwarzes Tuch darüber gebreitet war, denn es ging dort niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finsternis. Bei Erschaffung der Welt hatte der mächtige Licht ausgereicht. Aus diesem Land gingen einmal vier Bursche auf die Wanderschaft und gelangten in ein anderes Reich, wo abends, wenn die Sonne hinter den Berg verschwunden war, auf einem Eichbaum eine leuchtende Stern stand, die weit und breit ein sanftes Licht ausgoß. Man konnte dabei alles wohl sehen und unterscheiden, wenn es auch nicht so glänzend wie die Sonne war. Die Wanderer standen still und fragten einen Mann, der da mit seinem Wagen vorbeifuhr, was das für ein Licht sei. „Das ist der Mond," antwortete dieser, „unser Schultheiß hat ihn für drei Thaler gekauft und an den Eichbaum befestigt. Er muß täglich

anzusehen und ihn ruhig erhalten, damit er immer hell brennt. Dafür erhält er von uns wöchentlich einen Thaler."

Als der Bauer weggefahren war, sagte der eine von ihnen „diese Lampe könnten wir brauchen, wir haben daheim einen Eichbaum, der eben so groß ist, daran können wir sie hängen. Was für eine Freude, wenn wir nachts nicht in der Finsternis herumtappen!" — „Wißt Ihr was?" sprach der zweite, „wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegschleppen. Sie können sich hier einen andern kaufen." — „Ich kann gut Klettern," sprach der dritte, „ich will ihn schon herunter holen." Der vierte brachte einen Wagen mit Pferden herbei, und der dritte stieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten sie ein Tuch darüber, damit niemand den Raub bemerken sollte. Sie brachten ihn glücklich in ihr Land und stellten ihn auf eine hohe Elche. Alte und junge freuten sich, als die neue Lampe ihr Licht über alle Felder leuchten ließ und Stuben und Kammern damit erfüllte. Die Hoverge kamen aus den Felsenhöhlen hervor, und die kleinen Wichtelmänner tanzten in ihren roten Mütchen auf den Wiesen den Klugestanz.

Die vier versorgten den Mond mit Öl, putzten den Dacht und erhielten wöchentlich ihren Thaler. Aber sie wurden alle Greise, und als der eine erkrankte und seinen Tod vorant sah, verordnete er daß der vierte Theil des Mondes als sein Eigenthum ihm mit in das Grab sollte gegeben werden. Als er gestorben war, stieg der Schutzhelfer auf den Baum und schnitt mit der Felleuschere ein Viertel ab, das in den Sarg gelegt ward. Das Licht des Mondes nahm ab, aber noch nicht merklich. Als der zweite starb, ward ihm das zweite Viertel mitgegeben und das Licht minderte sich. Noch schwächer ward es nach dem Tod des dritten, der gleichfalls seinen Theil mitnahm, und als der vierte ins Grab kam, trat die alte Finsternis wieder ein. Wenn die Leute abends ohne Laterne ausgingen, stießen sie mit den Köpfen zusammen.

Als aber die Teile des Mondes in der Unterwelt sich der vereinigten, so wurden dort, wo immer Dunkelheit herrscht hatte, die Toten unruhig und erwachten aus Schlaf. Sie erstaunten als sie wieder sehen konnten. Mondlicht war ihnen genug, denn ihre Augen waren so geworden, daß sie den Glanz der Sonne nicht ertragen konnten. Sie erhoben sich, wurden lustig und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an. Ein Teil ging zum Spiel und Tanz; andere ließen in die Wirthshäuser, wo sie Wein forderten, betranken, tobten und zankten, und endlich ihre Kräfte hoben und sich prellgerten. Der Lärm ward immer ärger, drang endlich bis in den Himmel hinauf.

Der heilige Petrus, der das Himmelssthor bewacht, sah, die Unterwelt wäre in Unruhe geraten und rief die himmlischen Heerscharen zusammen, die den bösen Feind, wie mit seinen Gefellen den Aufenthalt der Seligen stürmen und zurückjagen sollten. Da sie aber nicht kamen, so setzte er auf sein Pferd und ritt durch das Himmelssthor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, ließ sie wieder in ihre Gräber legen und nahm den Mond mit dem er oben am Himmel aufstieg.

176.

Die Lebenszeit.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Thieren ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und sprach: „Herr, wie lange soll ich leben?“ — „Dreißig Jahre,“ antwortete Gott, „ist dir das recht?“ — „Ach Herr,“ erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühsames Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten in Kornstädte in die Wildheide schleppen, damit andere das Brot mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntern ausgefrischet zu werden! erlaß mir einen Theil der langen!“ Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Esel ging getrübt weg und der Hund erschien. „Wie

„wollst du leben?“ sprach Gott zu ihm, „dein Esel sind dreißig Jahre zu viel, du aber wirst damit zufrieden sein.“ — „Herr,“ antwortete der Hund, „ist das dein Wille? bedenke was ich laufen muß, das halten meine Füße so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme zum Wollen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu hurren?“ Gott sah das er recht hatte und ersetzte ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du wollst wohl gerne dreißig Jahre leben?“ sprach der Herr zu ihm, „du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.“ — „Ach Herr,“ antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wein's Stiefelbret regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spas! Dreißig Jahre hatte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freundlich, gesund und frisch und bat Gott ihn seine Zeit zu bestimmen. „Dreißig Jahre sollst du leben,“ sprach der Herr, „ist dir das genug?“ — „Weshalb eine kurze Zeit!“ rief der Mensch, „wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt: wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, so soll ich sterben! o Herr, verlängere meine Zeit.“ — „Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen“ sagte Gott. „Das ist nicht genug“ erwiderte der Mensch. „Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben.“ — „Nimmer noch zu wenig.“ — „Wahlan,“ sagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht.“ Der Mensch ging fort, war aber nicht zufrieden gestellt.

Also lebt der Mensch siebenzig Jahre. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Da-

seins. Hieranf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wirt ihm eine Last nach der andern aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, harrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

177.

Die Voten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Miese auf der großen Landstraße, da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief „halt! keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ sprach der Miese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so leß reden darfst?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Miese aber weigerte sich und slug an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer heftiger Kampf, zuletzt behielt der Miese die Oberhand und schlang den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Stein zusammensank. Der Miese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Erde liegen bleibe? es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben nebeneinander zu stehen.“ Indem kam ein junger Mensch des Wegs, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den Habsbühnmächtigen erblickte, glug er mitleidig heran, richtete ihn auf, stößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ sagte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer

Ich bin, und wenn du wieder auf die Beine geschossen hast?" — „Nein,“ antwortete der Klingsing, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin der Tod,“ sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir daß ich dich nicht unversehens überfallen sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ — „Wohlan,“ sprach der Klingsing, „immer ein Gewinn, daß ich weiß wann du kommst und so lange wenigstens sicher vor dir bin.“ Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht,“ sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten, ich wollte nur die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber.“ Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tages jemand auf die Schulter: er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach „folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen.“ — „Wie,“ antwortete der Mensch, „wirst du dein Wort brechen? hast du mir nicht versprochen daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wollest? ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig,“ erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? zuckte dich nicht die Wicht in allen Gliedern? brauste dir's nicht in den Ohren? nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? ward dir's nicht dunkel vor den Augen? über das alles, hat nicht mein selblicher Brender, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? sagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben?“ Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

178.

Meister Psriem.

Meister Psriem war ein kleiner lagerer aber leb-
 Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht,
 dem nur die aufgeschluppte Nase vortragte, war posternartig
 leichenblau, sein Haar grau und struppig, seine Augen
 aber sie blickten unaufhörlich rechts und links hin. Er
 merkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatt
 allem Recht. Ging er auf der Straße, so rinderte er h
 mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen,
 Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er
 davon begossen ward. „Schafstopf,“ rief er ihr zu linden
 sich schlittete, „konntest du nicht sehen daß ich hinter dir
 kam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und w
 er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus,
 er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt,
 Faust in den Leib steß. Sein Geselle blieb länger als ei
 Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit in
 etwas anzusehen. Bald waren die Stiche nicht gleich, t
 war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der and
 bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „War
 sagte er zu dem Lehrlingen, „ich will dir schon zeigen
 man die Haut welch schlägt,“ holte den Kleinen und gab
 ein paar Glöbe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie
 Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er
 Viertelstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorg
 aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er
 dem Bett und stieß mit bloßen Füßen in die Stiche. „W
 ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Fei
 daß man einen Ochsen dabei braten könnte! oder kocht
 Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschl
 lachten und erzählten sich was sie wußten, so schalt er sie a
 „da stehen die Wäuse und schnattern und vergessen über d

Geschwäß ihre Arbeit. Und wozu die frische Selse? heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Stube überschwemmt ward. Nichtete man ein neues Haus auf, so stieß er aus Fenster und sah zu. „Da vernauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Alles muß hinein, nicht Sand. Ich erlese noch daß den Leuten das Haus über den Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich und that ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hatte sein Schurzseil los und rief „ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „Ihr hant ja nicht nach der Schnur. Nehmt ihr die Balken würden gerade stehen? es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen wie er hauen mußte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der neben her ging. „Ihr seid nicht recht bei Trost,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? die armen Tiere werden Euch am dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pselem stieß vor Ärger in seine Werstspalte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrlinge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihm an, „habe ich euch nicht gesagt ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? wer wird einen solchen Schuh laufen an dem fast nichts ist als die Sohle? ich verlange daß meine Befehle unumangelhaft befolgt werden.“ — „Meister,“ antwortete der Lehrlinge, „Ihr müßt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschickt und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und

ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber e vom Himmel nicht recht machen."

Meister Psriem träumte in einer Nacht er wäre und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „es wunder sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Thor habe klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus und wollte sehen wer so ungesittm Einlaß begehrte. „selb's, Meister Psriem,“ sagte er, „ich will Euch wohl aber ich warne Euch daß Ihr von Eurer Gewohnheit ab nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte E bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung spa uen,“ erwiderte Psriem, „ich weiß schon was sich ie hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts z wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in den Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um und links, schlittete aber zuweilen mit dem Kopf oder u etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, d Ballen wegstreuen. Es war der Ballen, den einer is gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den anderem suchte. Sie trugen aber den Ballen nicht de nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen ir gesehen?“ dachte Meister Psriem; doch schwieg er und zufrieden: „es ist im Grunde einerlei, wie man den trägt, gerade aus oder quer, wenn man nur damit durc und wahrhaftig ich sehe sie stoßen nirgend an.“ Bald erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brun ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß lchert war und das Wasser von allen Seiten heraustrte tränkten die Erde mit Regen. „Alle Gage!“ plägte er besann sich aber glücklicherweise und dachte „vielleicht ist's Beltvertreib; macht's einem Spaß, so kann man der umthige Dinge thun, zumal hier im Himmel, wo ma ich schon bemerkt habe, doch nur faulezt.“ Er ging und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch steht

stehen war. „Kein Wunder,“ sprach er zu dem Mann, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen? was habt Ihr da?“ — „Eronime Wünsche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraus geschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Psilem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn sondern hinten an. Das war dem Meister Psilem zu viel. „Taspatisch,“ brach er los, „was machst du da? hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? da meinen sie aber in ihrem dinkelhasten Übermut alles besser zu wissen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah wie er von vier Füllgepferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblick erwachte Meister Psilem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? freilich sie hatten Füllgel, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit Pferde, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Füllgel anzuhängen. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist mir ein Willk, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

179.

Die Wünschirtin am Brunnen.

Es war einmal ein schmales Mitterchen, das lebte mit seiner Herde Wänse in einer Einöde zwischen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen

Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Kr und wackelte in den Wald. Da war aber das Mitter ganz geschäftig, mehr als man ihm bei seinen hohen Jah zugetraut hatte, sammelte Gras für seine Gänse, brach sich wilde Obst ab, so weit es mit den Händen reichen konnte, trug alles auf seinem Ricken heim. Man hätte meinen sol die schwere Last müßte sie zu Boden drücken, aber sie bra sie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begeg so grüßte sie ganz freundlich, „guten Tag lieber Landsma heute ist schönes Wetter. Ja, Ihr wundert Euch daß ich t Gras schleppe, aber jeder muß seine Last auf den Ricken m men.“ Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahm lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit seinem Knat an ihr vorüberging, so sprach er leise zu ihm „nimm dich acht vor der Alten, die hat's tausendmal hinter den Ohren ist eine Hexe.“

Eines Morgens glug ein hilfscher junger Mann durch d Wald. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen, und e kühles Ristchen streich durch das Laub, und er war voll Freu und Lust. Noch war ihm kein Mensch begegnet, als er plö lich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien se und Gras mit einer Sichel abschneid. Eine ganze Last hat sie schon in ihr Tragtuch geschoben und daneben standen zw Körbe, die mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt warei „Aber Mitterchen,“ sprach er, „wie kannst du das alles for schaffen?“ — „Ich muß sie tragen, lieber Herr,“ antwortete sie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Bau heißt's

Schau dich nicht um,
Dein Buckel ist trumm

„Wollt Ihr mir helfen?“ sprach sie, als er bei ihr stehen blieb, „Ihr habt noch einen geraden Ricken und junge Beine es wird Euch ein leichtes sein. Auch ist mein Haus nicht so weit von hier: hinter dem Berge dort steht es auf einer Halde Wie bald seid Ihr da hinaufgesprungen.“ Der junge Mann

empfangt Mitleiden mit der Alte, „zwar ist mein Vater kein Bauer,“ antwortete er, „sondern ein reicher Graf, aber damit Ihr seht daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich Euer Bündel aufnehmen.“ — „Wollt Ihr's versuchen,“ sprach sie, „so soll mir's lieb sein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müssen, aber was macht Euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen.“ Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht,“ sagte sie. „Nein es geht nicht leicht“ antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, „der Bündel drückt ja so schwer, als wären hundert Wackerstühle darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen.“ Er hatte Lust alles wieder abzu legen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal,“ sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenn's Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was sieht Ihr da,“ fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Kehle auf. Es nimmt Euch niemand den Bündel wieder ab.“ So lange er auf ebener Erde ging, war's noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da ging's über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und kiesen ihm bald heiß bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen,“ sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen.“ — „Nichts da,“ antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts. Wer weiß wozu Euch das gut ist.“ — „Alte, du wirst unverschämmt,“ sagte der Graf und wollte das Tragtuch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich: es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wen-

dete sich, aber er konnte es nicht wieder los werden. Die
 lachte dazu und sprang ganz vergnügt auf ihrer sechste h.
 „Exilirent Euch, nicht, lieber Herr,“ sprach sie, „Ihr werdet
 so rot im Gesicht, wie ein Zinsbuhn. Tragt Eueru V
 mit Geduld, wenn wir zu Hause angelangt sind, so wi
 Euch schon ein gutes Trinkgeld geben.“ Was wollte er man
 er mußte sich in sein Schicksal fügen und geduldig hink
 Alten herhschleichen. Sie schien immer stinker zu werden
 ihm seine Last immer schwerer. Auf einmal that sie
 Satz, sprang auf das Tragtuch und setzte sich oben da
 wie zaudilire sie war, so hatte sie doch mehr Gewicht al
 dlaste Bauerndirne. Dem Jüngling zitterten die Knie,
 wenn er nicht fortging, so schlug ihn die Alte mit einer
 und mit Brennesseln auf die Wehre. Muter beständige
 stieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem
 der Alten an, als er eben niederstufen wollte. Als die
 die Alte erblickten, streckten sie die Fingel in die Höhe
 die Hülse voraus, ließen ihr entgegen und schreien ihr „N
 wulle.“ Hinter der Herde mit einer Mule in der Hand
 eine befahrte Trulle, stark und groß, aber häßlich wie
 Nacht. „Frau Mutter,“ sprach sie zur Alten, „Ist Euch en
 begegnet? Ihr seid so lange ausgeblieben.“ — „Wahre, n
 Töchterchen,“ erwiderte sie, „mir ist nichts Gutes begegnet,
 Gegenteil der liebe Herr da hat mir mehr Last getragen; i
 dir, als ich milde war, hat er mich selbst noch auf den M
 genommen. Der Weg ist uns auch gar nicht lang gewor
 wir sind lustig gewesen und haben immer Spaß mitman
 gemacht.“ Endlich rutschte die Alte herab, nahm dem jun
 Mann den Bündel vom Rücken und die Krücke vom Arm,
 ihn ganz freundlich an und sprach „nun setz Euch auf
 Bank vor die Thüre und ruht Euch aus. Ihr habt ei
 Lohn redlich verdient, der soll auch nicht ausbleiben.“ Da
 sprach sie zu der Wänschirkin „geh du ins Haus hinein, n
 Töchterchen, es schickt sich nicht daß du mit einem jungen He
 allein bist, man muß nicht Ol ins Feuer gleßen; er tön

sich in dich verleben.“ Der Graf wußte nicht ob er weinen oder lachen sollte. „Solch ein Schätzchen,“ dachte er, „und wenn es dreißig Jahre älter wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren.“ Indessen hätschelte und streichelte die Alte ihre Gänse wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter in das Haus. Der Jüngling streckte sich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Lust war laß und mild: rings umher breitete sich eine grüne Wiese aus, die mit Stimmelschilfseern, wildem Thymian und tausend andern Blumen übersät war: mitten durch rauschte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte: und die weißen Gänse gingen auf und ab spazieren oder pudelten sich im Wasser. „Es ist recht lieblich hier,“ sagte er, „aber ich bin so milde, daß ich die Augen nicht aufhealten mag: ich will ein wenig schlafen. Wenn mir kein Windstoß kommt und bläst mir meine Wulst vom Pels weg, denn sie sind mir wie Zunder.“

Als er ein Weilschen geschlafen hatte, kam die Alte, und schüttelte ihn wach. „Steh auf,“ sagte sie, „hier kannst du nicht bleiben. Freilich habe ich dir's sauer genug gemacht, aber das Leben hat's doch nicht gelöst. Jetzt will ich dir deinen Lohn geben, Geld und Gut brauchst du nicht, da hast du etwas anderes.“ Damit steckte sie ihm ein Wilschlein in die Hand, das aus einem einzigen Smaragd geschnitten war. „Verwahr's wohl,“ setzte sie hinzu, „es wird dir Glück bringen.“ Der Graf sprang auf, und da er sah daß er ganz frisch und wieder bei Kräften war, so dankte er der Alten für ihr Geschenk und machte sich auf den Weg ohne nach dem schönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er schon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das lustige Geschrei der Gänse.

Der Graf mußte drei Tage in der Wildnis herumirren, ehe er sich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und weil ihn niemand kannte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Thron saßen. Der Graf ließ sich auf ein Knie nieder, zog

das smaragdene Gefäß aus der Tasche und legte es der Königin zu Füßen. Sie hieß ihn aufstehen und er mußte ihr das Blickeseln hinaus reichen. Kaum aber hatte sie es geöffnet und hineingeblückt, so fiel sie wie tot zur Erde. Der König ward von den Dienern des Königs festgehalten und sollte das Gefängnis geführt werden, da schlug die Königin die Augen auf und rief sie sollten ihn frei lassen, und jedermann soll hinaus gehen, sie wollte insgeheim mit ihm reden.

Als die Königin allein war, flug sie bitterlich an zu weinen und sprach „was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben jeden Morgen erwache ich mit Sorgen und Kummer. Ich habe drei Töchter gehabt, davon war die jüngste so schön, daß die ganze Welt für ein Wunder hielt. Sie war so weiß wie Schnee so rot wie Apfelblüte, und ihr Haar so glänzend wie Sonnenstrahlen. Wenn sie weinte so fielen nicht Thränen aus ihren Augen, sondern lauter Perlen und Edelsteine. Als sie zehn Jahr alt war, da ließ der König alle drei Schwestern vor seinen Thron kommen. Da hätten Ihr sehen sollen wie die Leute für Augen machten, als die jüngste eintrat, es war als wenn die Sonne aufging. Der König sprach „meine Töchter ich weiß nicht wann mein letzter Tag kommt, ich will heut bestimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten soll Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das Beste haben.“ Jede sagte sie hätte ihn am liebsten. „Nimmt Ihr mir's nicht ausdrücken,“ erwiderte der König, „wie lieb Ihr mich habt? daran werde ich's sehen wie Ihr's meint.“ Die Älteste sprach, „ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker.“ Die zweite „ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid.“ Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater „und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, „und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.“ Aber der Vater bestand darauf, sie mußte etwas nennen. Da sagte sie endlich „du bestes Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz.“ Als der König das hörte, geriet er

in Zorn und sprach „wenn du mich so liebst als Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden.“ Da teilte er das Reich zwischen den beiden Ältesten, der Klügsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. „Wir haben alle für sie gefleht und gebeten,“ sagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie gewelut, als sie uns verlassen mußte! der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den Augen gestossen sind. Den König hat bald hernach seine große Gärte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Wald suchen lassen, aber niemand konnte sie finden. Wenn ich denke daß sie die wilden Tiere gefressen haben, so weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu fassen; manchmal tröste ich mich mit der Hoffnung, sie sei noch am Leben und habe sich in einer Höhle versteckt oder bei mitleidigen Menschen Schutz gefunden. Aber stellt Euch vor, als ich Euer Smaragdbüchlein anzwachte, so lag eine Perle darin, gerade der Art, wie sie meiner Tochter aus den Augen gestossen sind, und da könnt Ihr Euch vorstellen wie mir der Anblick das Herz bewegt hat. Ihr sollt mir sagen wie Ihr zu der Perle gekommen seid.“ Der Graf erzählte ihr daß er sie von der Älten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheimer vorgekommen wäre, und eine Perle sehr mißte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und gesehen. Der König und die Königin faßten den Entschluß die Älte aufzusuchen; sie dachten, wo die Perle gewesen wäre, da mißten sie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Die Älte saß draußen in der Glinde bei ihrem Sphinnrad und spann. Es war schon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein sparsames Licht. Auf einmal ward's draußen laut, die Gänse kamen heim von der Weide und ließen ihr heiseres Getreisch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Älte dankte ihr kaum und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter setzte sich nieder, nahm ihr Sphinnrad und drehte den Faden so flüß

wie ein junges Mädchen. So saßen beide zwei Stunden, und sprachen kein Wort miteinander. Endlich raschelte etwas am Fenster und zwei feurige Augen glöhten herein. Es war eine alte Nachtese, die dreimal ihn schrie. Die Alte schaute nur ein wenig in die Höhe, dann sprach sie „Jetzt ist's Zeit, Töchterchen, daß du hinaus gehst, thu deine Arbeit.“

Sie stand auf und ging hinaus. „Wo ist sie denn hingegangen?“ über die Wiesen immer weiter bis in das Thal. Endlich kam sie zu einem Brunn, bei dem drei alte Eichenbäume standen. Der Mond war indessen rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, blinnte sich dann zu dem Brunn und stieg an sich zu waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser, und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt Ihr nie gesehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blühten heraus so glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter Röthe wie die Apfelblüthe.

Aber das schöne Mädchen war traurig. Es setzte sich nieder und weinte bitterlich. Eine Thräne nach der andern drang aus seinen Augen und rollte zwischen den langen Haaren auf den Boden. So saß es da und wäre lange sitzen geblieben, wenn es nicht in den Ästen des nahestehenden Baumes geknittert und gerauscht hätte. Sie sprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer schwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft, und verschwand wie ein Pflüch, das der Wind ausbläst.

Zitternd wie ein Espenlaub stieg sie zu dem Haus zurück. Die Alte stand vor der Thüre, und das Mädchen wollte ihr erzählen was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freund-

Ich und sagte „ich weiß schon alles.“ Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber sie setzte sich nicht wieder zu dem Splurrad, sondern sie holte einen Besen, und fing an zu lehren und zu scheuern. „Es muß alles rein und sauber sein,“ sagte sie zu dem Mädchen. „Aber, Mutter,“ sprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in so später Stunde die Arbeit an? was habt Ihr?“ — „Weißt du denn welche Stunde es ist?“ fragte die Alte. „Noch nicht Mitternacht,“ antwortete das Mädchen, „aber schon elf Uhr vorbei?“ — „Denkst du nicht daran,“ fuhr die Alte fort, „daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen bist? Deine Zeit ist aus, wir können nicht länger beisammen bleiben.“ Das Mädchen erschrak und sagte „ach, liebe Mutter, wollt Ihr mich verstoßen? wo soll ich hin? ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles gethan was Ihr verlangt habt, und Ihr seid immer zufrieden mit mir gewesen: schickt mich nicht fort.“ Die Alte wollte dem Mädchen nicht sagen was ihm bevorstand. „Meines Lebens ist nicht länger hier,“ sprach sie zu ihm, „wenn ich aber ausziehe, muß Haus und Stube sauber sein: darum hast mich nicht auf in meiner Arbeit. Deswegen sei ohne Sorgen, du sollst ein Dach finden, unter dem du wohnen kannst, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirst du auch zufrieden sein.“ — „Aber sagt mir nur was ist vor?“ fragte das Mädchen weiter. „Ich sage dir nochmals störe mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Gesicht und zieh das seidene Kleid an, das du trugst als du zu mir kamst, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe.“

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Stube aufsuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgetrennt, und mußte allein weiter gehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er sich auf dem rechten Weg. Er ging immer fort, bis die Dunkel-

helt einbrach, da stieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war besorgt er möchte sich verirren. Als Mond die Gegend erhellte, so erblickte er eine Gestalt, die Berg herabwanderte. Sie hatte keine Rute in der Hand, er konnte doch sehen daß es die Gänsehirtin war, die er selbst bei dem Haus der Alten gesehen hatte. „Oho!“ rief er, kommt sie, und habe ich erst die eine Hexe, so soll mir andere auch nicht entgehen.“ Wie erstaunte er aber, als zu dem Brunnentrat, die Haut ablegte und sich wusch, die goldenen Haare über sie herabfielen, und sie so schön und wie er noch niemand auf der Welt gesehen hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen dem Rand so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unwandenden Blicken an. Ob er sich zu weit überbog, oder sonst schuld war, plötzlich krachte der Ast, und in demselben Augenblick schlüpfte das Mädchen in die Haut, sprang wie dieh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war sehen Blicken entzogen.

Kaum war sie verschwunden, so stieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit beider Seiten Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten über die Wiese wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren drauß zu gegangen. Der Graf erzählte ihnen was er für Wunderdinge bei dem Brunnentrat gesehen hätte, und sie zweifelten nicht daß das ihr verlorene Tochter gewesen wäre. Voll Freude gingen sie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an: die Gänse saßen rings herum, hatten den Kopf in die Fittigel gesteckt und schliefen, und keine regte sich nicht. Sie schauten zum Fenster hinaus, da saß die Alte ganz still und starr, nickte mit dem Kopf und sah sich nicht um. Es war ganz sanfter in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber sah sie nicht. Sie schauten das alles eine Zeitlang an, endlich

fasten sie ein Herz und Kopfen selbe aus Fenster. Die Alte schien sie erwartet zu haben, sie stand auf und rief ganz freundlich „nur herein, ich kenne euch schon.“ Als sie in die Stube eingetreten waren, sprach die Alte „den weiten Weg hättet ihr euch sparen können, wenn ihr euer Kind, das so gut und reichlich ist, nicht vor drei Jahren ungerechterweise verstoßen hättet. Ihr hat's nichts geschadet, sie hat drei Jahre lang die Gänse hüten müssen: sie hat nichts Böses dabel gelernt sondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber seid durch die Angst, in der ihr gelebt habt, hinlänglich gestraft.“ Dann ging sie an die Kammer und rief „komm heraus, mein Töchterchen.“ Da ging die Thüre auf, und die Königs-tochter trat heraus in ihrem seidenen Gewand mit ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war als ob ein Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie: es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie so rot im Gesicht wie eine Moosrose; sie wußte selbst nicht warum. Der König sprach „liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?“ — „Sie braucht nichts,“ sagte die Alte, „ich schenke ihr die Thränen, die sie nun euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als Euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen.“ Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her.

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden: sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer die schöne Königs-tochter ist mit dem Grafen verknüpft worden.

und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und hat da in aller Glückseligkeit gelebt so lange Gott wollte. Ob schneeweissen Gänse, die bei dem Händchen gehilfet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand selbst zu nehmen, welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt 11 menschliche Gestalt wieder erhielten, und als Dienerknaben in der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, als ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte kein Dey war, wie die Leute glaubten, sondern eine gewisse Frau die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, in der Königs Tochter schon bei der Geburt die Gabe verstanden zu haben zu weinen statt der Thränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.

180.

Die ungleichen Kinder Evas.

Als Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schwelste ihres Angesichts ihr Brod essen. Adam hat das Feld und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten daß er kommen und ihren Haushalt schauen wolle. Eva, freudig daß der Herr so gnädig war, säuberte eifrig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Blusen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönsten. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihre neu gewaschene Hemden an und ermahnte sie in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständlich antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den

Keller, das sechste unter eine Aule, das siebente unter das Wein-
 faß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte
 unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte,
 und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen
 die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es
 an die Hausthüre Klopfe. Adam blinnte durch eine Spalte
 und sah daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er und
 der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kin-
 der in der Kette, neigten sich, boten ihm die Hände dar und
 knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf
 den ersten seine Hände und sprach „du sollst ein gewaltiger
 König werden:“ ebenso zu dem zweiten „du ein Fürst:“ zu
 dem dritten „du ein Graf:“ zu dem vierten „du ein Ritter:“
 zu dem fünften „du ein Edelmann:“ zu dem sechsten „du ein
 Bürger:“ zum siebenten „du ein Kaufmann:“ zu dem achten
 „du ein gelehrter Mann.“ Er erteilte ihnen also allen seinen
 reichen Segen. Als Eva sah daß der Herr so mild und gnä-
 dig war, dachte sie „ich will meine ungestalteten Kinder herbei-
 holen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen giebt.“ Sie
 lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Osen, und wo
 sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe,
 schmutzige, gelindige und rußige Schaar. Der Herr lächelte, be-
 trachtete sie alle und sprach „auch diese will ich segnen.“ Er
 legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm „du sollst
 werden ein Bauer,“ zu dem zweiten „du ein Fischer,“ zu dem
 dritten „du ein Schmied,“ zu dem vierten „du ein Voggerber,“
 zu dem fünften „du ein Weber,“ zu dem sechsten „du ein
 Schuhmacher,“ zu dem siebenten „du ein Schneider,“ zu dem
 achten „du ein Töpfer,“ zu dem neunten „du ein Karrenfüh-
 rer,“ zu dem zehnten „du ein Schiffer,“ zu dem elften „du
 ein Bote,“ zu dem zwölften „du ein Hausrecht dein Lebenslang.“

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie „Herr,
 wie telkst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle
 meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über
 alle gleich ergehen.“ Woll aber erwiderte „Eva, das verstehst

du nicht. Mir gebührt und ist Noth daß ich die ganze W
mit deinen Kindern versehen: wenn sie alle Fürsten und Herr
wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen
wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden u
nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den a
ndern erhalte und alle ernährt werden wie am Leib die Mi
der.“ Da antwortete Eva „ach Herr, vergleich, ich war zu rash
daß ich dir euredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch i
meinen Kindern.“

181.

Die Nixe im Teich.

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau
ein vergnügtes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und li
Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück
kommt über Nacht: wie ihr Reichthum gewachsen war, so schwan
er von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Mü
ler kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigenthum ne
nen. Er war vollummer, und wenn er sich nach der Arbe
des Tags niederlegte, so fand er keine Ruhe, sondern wälz
sich voll Sorgen in seinem Bett. Eines Morgens stand
schon vor Tagesanbruch auf, glug hinaus ins Freie und dach
es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er über den
Mühlendammbahn schritt, brach eben der erste Sonnenstrahl
hervor, und er hörte in dem Weiszer etwas rauschen. Er wen
dete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam
aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über de
Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen a
beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sa
wohl daß es die Nixe des Teichs war und wußte vor Furch
nicht ob er davon gehen oder stehen bleiben sollte. Aber di
Nixe ließ ihre sanfte Stimme hören, nannte ihn bei Name
und fragte warum er so traurig wäre. Der Müller war an
fangs verstummt, als er sie aber so freundlich sprechen hörte
faßte er sich ein Herz und erzählte ihr daß er sonst in Willc

und Reichthum gelebt hätte, aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu rathen wüßte. „Sei ruhig,“ antwortete die Nixe, „ich will dich reich und glücklicher machen als du je gewesen bist, nur mußt du mir versprechen daß du mir geben wirst was eben in deinem Hause jung geworden ist.“ — „Was kann das anders sein,“ dachte der Müller, „als ein junger Hund oder ein junges Stüßchen?“ und sagte ihr zu was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und gutes Mutes nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht erreicht, da trat die Magd aus der Hausthüre und rief ihm zu er sollte sich freuen, seine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren. Der Müller stand wie vom Blitz getroffen, er sah wohl daß die thörichte Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, und als sie ihn fragte „warum freust du dich nicht über den schönen Knaben?“ so erzählte er ihr was ihm begegnet war und was für ein Versprechen er der Nixe gegeben hatte. „Was hilft mir Glück und Reichthum,“ sagte er hlynz, „wenn ich mein Kind verlieren soll? aber was kann ich thun?“ Auch die Verwandten, die herbeigekommen waren, Glück zu wünschen, wußten keinen Rat.

Indessen lehrte das Glück in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternahm gelang, es war als ob Rissen und Kasten von selbst sich füllten und das Geld im Schrank über Nacht sich mehrte. Es dauerte nicht lange, so war sein Reichthum größer als je zuvor. Aber er konnte sich nicht ungestört darüber freuen: die Zusage, die er der Nixe gethan hatte, quälte sein Herz. So oft er an dem Teich vorbeikam, schreute er sie möchte austanzen und ihn an seine Schuld mahnen. Den Knaben selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers: „hilte dich,“ sagte er zu ihm, „wenn du das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, hascht dich und zieht dich hinab.“ Doch als Jahr auf Jahr verging, und die Nixe sich nicht wieder zeigte, so fing der Müller an sich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam Jäger in die Lehre. Als er ausgelehrt hatte und tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf war ein schönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr das sah, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten und lebten ruhig und glücklich und liebten sich von Herzen.

Einstmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als es aus dem Wald in das freie Feld ausbog, setzte er es an und streckte es endlich mit einem Schuß nieder. Er dachte nicht, daß er sich in der Nähe des gefährlichen Weibhirsches befand, und ging, nachdem er das Tier ausgeweidet hatte, zum Wasser, um seine mit Blut besetzten Hände zu waschen. Aber hatte er sie hinein getaucht, als die Nixe empor tauchend mit ihren nassen Armen ihn umschlang und sich hinabzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Als es Abend war und der Jäger nicht nach Hause so geriet, seine Frau in Angst. Sie ging aus, ihn zu suchen, und da er ihr oft erzählt hatte, daß er sich vor den Nixen in Acht nehmen mußte und nicht in die Nähe des Weibhirsches sich wagen durfte, so ahnte sie schon, was geschehen war. Sie eilte zum Wasser, und als sie an dem Orte lag, wo seine Jägerntasche liegen fand, da konnte sie nicht länger dem Unglück zweifeln. Wehklagend und händerklappend suchte ihren Liebsten mit Namen, aber vergeblich: sie eilte auf die andere Seite des Weibhirsches, und rief ihn an, sie schalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Wirkung erfolgte. Der Spiegel des Wassers blieb ruhig, nur das Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Wollte sie Schritte thun, ohne Raft und Ruhe, umkreiste sie ihn immer neuem, manchmal still, manchmal einen heftigen Schrei stoßend, manchmal in tiefem Blumern. Endlich wurde sie müde: sie sank zur Erde nieder und versank in tiefen Schlaf. Bald überkam sie ein Traum.

Sie stieg zwischen großen Felsblöcken angstvoll auswärts; Dornen und Däukeln hatten sich an ihre Füsse, der Regen schlug ihr ins Gesicht und der Wind zausie ihr langes Haar. Als sie die Kuthöhe erreicht hatte, bot sich ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der Boden sentte sich sanft hinab und auf einer grünen, bunt beblühten Wiese stand eine reinliche Hütte. Sie giug darauf zu und öffnete die Thüre, da saß eine Alte mit weissen Haaren, die ihr freundlich winkte. In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war schon angebrochen, und sie entschloß sich gleich dem Tramine Folge zu leisten. Sie stieg mühsam den Berg hinaus, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte. Die Alte empfing sie freundlich und zeigte ihr einen Stuhl, auf den sie sich setzen sollte. „Du mußt ein Unglück erlebt haben,“ sagte sie, „weil du meine einsame Hütte suchst.“ Die Frau erzählte ihr unter Thränen was ihr begegnet war. „Tröste dich,“ sagte die Alte, „ich will dir helfen: da hast du einen goldenen Stamm. Garre bis der Vollmond aufgegangen ist, dann geh zu dem Welher, setze dich an Rand nieder und strähse dein langes schwarzes Haar mit diesem Stamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn an Ufer nieder, und du wirst sehen was geschieht.“

Die Frau lehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel, da giug sie hinaus an den Welher, setzte sich nieder und kammte ihre langen schwarzen Haare mit dem goldenen Stamm, und als sie fertig war, legte sie ihn an den Rand des Wassers nieder. Nicht lange, so brauste es aus der Tiefe, eine Welle erhob sich, rollte an das Ufer und führte den Stamm mit sich fort. Es dauerte nicht länger als der Stamm nötig hatte, auf den Grund zu sinken, so teilte sich der Wasserspiegel und der Kopf des Jägers stieg in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurigen Blicken an. In demselben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauscht und bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verschwunden, der

Welcher lag so ruhig wie zuvor und nur das Gesicht des mondes glänzte darauf.

Trostlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte die Hütte der Alten. Übermüdet machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und klagte der weisen Frau ihr. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte, und sprach „harr der Vollmond wieder kommt, dann nimm diese Flöte, setze an das Ufer, blas ein schönes Lied darauf, und wenn du mit fertig bist, so lege sie auf den Sand; du wirst sehen geschieht.“

Die Frau that wie die Alte gesagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, so brausete es aus der Tiefe: eine Welle erhob sich, zog heran, und führte die Flöte mit sich fort. Darauf teilte sich das Wasser und nicht bloß der Kopf der Mann bis zur Hälfte des Leibes stieg hervor. Er brennend verlangte seine Arme nach ihr aus, aber eine Welle rauschte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hin. „Ach, was hilft es mir,“ sagte die Angestammte, „daß ich meinen Fleiß nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren.“ Der Traum erfüllte aufs neue ihr Herz, aber der Traum führte sie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte auf den Weg, und die weise Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad, tröstete sie und sprach „es ist noch nicht alles vollbracht, harre bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, setze dich an das Ufer und spinne die Spule voll, und wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser und du wirst sehen was geschieht.“

Die Frau befolgte alles genau. Sobald der Vollmond zeigte, trug sie das goldene Spinnrad an das Ufer und spann eifrig bis der Faden zu Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber stand das Rad am Ufer, brausete es noch heftiger als sonst in die Tiefe des Wassers eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit sich fort. Sobald stieg mit einem Wasserstrahl der Kopf und der ganze Leib des Mannes in die Höhe. Schnell sprang er a

Ufer, faßte seine Frau an der Hand und entfloh. Aber kaum hatten sie sich eine kleine Strecke entfernt, so erhob sich mit entsetzlichem Brausen der ganze Weiher und strömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein. Schon sahen die Knechten ihren Tod vor Augen, da rief die Frau in ihrer Angst die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblick waren sie verwandelt, sie in eine Kröte, er in einen Frosch. Die Flut, die sie erreicht hatte, konnte sie nicht töten, aber sie riß sie beide voneinander und führte sie weit weg.

Als das Wasser sich verlaufen hatte und beide wieder den trocknen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurück. Aber keiner wußte wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Thäler lagen zwischen ihnen. Um sich das Leben zu erhalten mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll Trauer und Sehnsucht.

Als wieder einmal der Frühlings aus der Erde hervorgebrochen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus und der Zufall wollte daß sie einander entgegen zogen. Er erblickte an einem fernen Bergesabhang eine Herde und trieb seine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in einem Thal zusammen, aber sie erkannten sich nicht, doch freuten sie sich daß sie nicht mehr so einsam waren. Von nun an trieben sie jeden Tag ihre Herde nebeneinander: sie sprachen nicht viel, aber sie fühlten sich getröstet. Eines Abends, als der Vollmond am Himmel schien und die Schafe schon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein schönes aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er daß die Schäferin bitterlich weinte. „Warum weinst du?“ fragte er. — „Ach,“ antwortete sie, „so schien auch der Vollmond als ich zum letztenmal dieses Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam.“ Er sah sie an und es war ihm als fiele eine Decke von den Augen, er erkannte seine liebe Frau: und als sie ihn anschaute und

der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob sie glücklich waren brauchte keiner zu fragen.

182.

Die Geschenke des kleinen Volkes.

Ein Schneider und ein Goldschmied wanderten zusammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge gesunken war, den Klang einer fernen Musik, die immer den sicher ward; sie tönte ungewöhnlich aber so anmutig, daß sie aller Müdigkeit vergaßen und rasch weiter schritten. Der Mond war schon aufgegangen, als sie zu einem Hügel gelangten, an dem sie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die sich bei den Händen gefaßt hatten, und mit größter Lust und Freudigkeit im Tanze herum wirbelten: sie sangen dazu das Lieblichste; und das war die Musik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte saß ein Alte, der etwas größer war als die übrigen, der einen buntfarbigen Rock trug, an dem ein eisgrauer Bart über die Brust herabhing. Die beiden blieben voll Verwunderung stehen und sahen dem Tanze zu. Der Alte winkte, sie sollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig seinen Kreis. Der Goldschmied, der eine Hölzer hatte und wie alle Vordelligen fest genug war, trat herzu; der Schneider empfand zuerst einige Schen und hielt sich zurück, doch als er sah wie es so lustig herging, sagte er sich ein Herz und kam nach. Als bald schloß sich der Kreis wieder und die Kleinen sangen und tanzten in den wildesten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Messer, das an seinen Gürtel hing, wachte es und als es hinlänglich geschärft war blickte er sich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen angst aber sie hatten nicht lange Zeit sich zu besinnen, der Alte packte den Goldschmied und schor in der größten Geschwindigkeit ihn Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geschah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angst verschwand, als der Alte nach vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schultern

Kopfte, als wollte er sagen, sie hätten es gut gemacht daß sie ohne Sträuben alles willig hätten geschehen lassen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an daß sie ihre Taschen damit füllen sollten. Beide gehorchten, obgleich sie nicht wußten wozu ihnen die Kohlen dienen sollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu suchen. Als sie ins Thal gekommen waren, schlug die Glocke des benachbarten Klosters zwölf Uhr: augenblicklich verstummte der Gesang, alles war verschwunden und der Hilgel lag in einsamem Mondscheln.

Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten sich auf dem Strohlager mit ihren Rücken zu, vergaßen aber wegen ihrer Mildthätigkeit die Kohlen zuvor heraus zu nehmen. Ein schwerer Druck auf ihren Gliedern weckte sie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taschen und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen daß sie nicht mit Kohlen, sondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch besaß der Goldschmied, der seiner habgierigen Natur gemäß die Taschen besser gefüllt hatte, noch einmal so viel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldschmied machte dem Schneider den Vorschlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinaus zu gehen, um sich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen. Der Schneider wollte nicht und sagte „ich habe genug und bin zufrieden: jetzt werde ich Meister, heirate meinen angenehmen Gegenstand (wie er seine Liebste nannte) und bin ein glücklicher Mann.“ Doch wollte er, ihm zu Gefallen, den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldschmied noch ein paar Taschen über die Schulter, um recht einsacken zu können, und machte sich auf den Weg zu dem Hilgel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine Volk bei Gesang und Tanz, der Alte schor ihn abermals glatt und deutete ihm an Kohlen mitzunehmen. Er zögerte nicht einzustechen was nur in seine Taschen gehen wollte,ehrte ganz

glücklich helm und deckte sich mit dem Noth zu. „Wenn das Gold auch drückt,“ sprach er, „ich will das schon ertragen,“ und schlief endlich mit dem süßen Vorgefühl ein, morgen als feinschmecker Mann zu erwachen. Als er die Augen öffnete, erhob er sich schnell, um die Taschen zu untersuchen, aber wie erstaunte er als er nichts herauszog als schwarze Kohlen, er mochte so oft hineingreifen als er wollte. „Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht vorher gewonnen habe“ dachte er und holte es herbei, aber wie erschrak er, als er sah, daß es ebenfalls wieder zu Kohle geworden war. Er schlug sich mit der schwarzbestäubten Hand an die Stirne, da stahle er, daß der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber sein Mißgeschick war noch nicht zu Ende, er merkte erst jetzt daß ihm zu dem Hader auf dem Rücken noch ein zweiter ebenso großer auf der Brust gewachsen war. Da erkannte er die Strafe seiner Habgier und begann laut zu weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröstete den Unglücklichen so gut es gehen wollte und sprach „du bist mein Geselle auf der Wanderschaft gewesen, du sollst bei mir bleiben und mit von meinem Schatz zehren.“ Er hielt Wort, aber der arme Goldschmied mußte sein Lebtage die beiden Häder tragen und seinen kahlen Kopf mit einer Wulsthe bedecken.

188.

Der Kiese und der Schneider.

Einem Schneider, der ein großer Prahler war, aber ein schlechter Zahler, kam es in den Sinn ein wenig auszugehen und sich in dem Wald umzuschauen. Sobald er nur konnte, verließ er seine Werkstatt,

Wanderte seinen Weg
 über Brücke und Steg,
 Bald da, bald dort,
 Immer fort und fort.

Als er nun draußen war, erblickte er in der blauen Ferne einen steilen Berg und dahinter einen himmelshohen Turm,

der aus einem wilden und finstern Wald hervortragte. „Holz Witz!“ rief der Schueider, „was ist das?“ und weil ihn die Neugierde gewaltig stach, so ging er freisch darauf los. Was sperrte er aber Maul und Augen auf als er in die Nähe kam, denn der Turm hatte Behue, sprang in einem Satz über den steilen Berg und stand als ein großmächtiger Riese vor dem Schueider. „Was willst du hier, du winziges Fliegenbela“, rief der mit einer Stimme, als wenn's von allen Seiten donnerte. Der Schueider flüsterte „ich will mich anschauen, ob ich mehr Silbchen Brot in dem Wald verdienen kann.“ — „Wenn's um die Zeit ist,“ sagte der Riese, „so kannst du ja bei mir im Dienst eintreten.“ — „Wenn's sein muß, warum das nicht? was krieg ich aber für einen Lohn?“ — „Was du für einen Lohn kriegst?“ sagte der Riese, „das sollst du hören. Näherlich dreihundertundfünfundsiebzig Tage, und wenn's ein Schaltjahr ist, noch einen Abendrein. Ist dir das recht?“ — „Meinetwegen,“ antwortete der Schueider und dachte in seinem Sinn „man muß sich strecken nach seiner Decke. Ich such mich bald wieder los zu machen.“

Darauf sprach der Riese zu ihm „geh, kleiner Hafente, und hol mir einen Krug Wasser.“ — „Warum nicht lieber gleich den Brunnen mit samt der Quelle?“ fragte der Prahlhans und ging mit dem Krug zu dem Wasser. „Was? den Brunnen mit samt der Quelle?“ brummte der Riese, der ein bißchen tölpisch und albern war, in den Bart hinein und fing an sich zu strecken, der Kerl kann mehr als Äpfel braten: der hat einen Mann im Leib. Sei auf deiner Hut, alter Hans, das ist kein Diener für dich.“ Als der Schueider das Wasser gebracht hatte, befahl ihm der Riese in dem Wald ein paar Schelle Holz zu hauen und heim zu tragen. „Warum nicht lieber den ganzen Wald mit einem Streich,

Den ganzen Wald
Mit jung und alt,
Mit allem, was er hat,
Knorzig und glatt?“

fragte das Schneiderlein, und glug das Holz zu hauen. „Wat

Den ganzen Wack
Mit jung und alt,
Mit allem, was er hat,
Anorzig und glatt?

und den Brinnen milksant der Quelle?“ brummte der leichtgläubige Niese in den Bart und fürchtete sich noch mehr, „der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der hat einen Mann im Leib. Sei auf deiner Hut, alter Hans, das ist kein Diener für dich.“ Wie der Schneider das Holz gebracht hatte, befahl ihm der Niese, zwei oder drei wilde Schweine zum Abendessen zu schleßen. „Warum nicht lieber gleich tausend auf einen Schuß und die alle hierher?“ fragte der hoffärtige Schneider. „Was?“ rief der Hasenfuß von einem Niesen und war heftig erschrocken, „laß es mir für heute gut sein und lege dich schlafen.“

Der Niese fürchtete sich so gewaltig, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte und hin und her dachte, wie er's anfangen sollte, um sich den verfluchten Hexenmeister von Diener je eher je lieber vom Hals zu schaffen. Kommt Zeit, kommt Rat. Am andern Morgen gingen der Niese und der Schneider zu einem Sumpf, um den rings herum eine Menge Weidenbäume standen. Da sprach der Niese „hör einmal, Schneider, setz dich auf eine von den Weidenruten, ich möchte um mein Leben gern sehen, ob du imstand bist sie herabzubiegen.“ Susch, saß das Schneiderlein oben, hielt den Atem ein und machte sich schwer, so schwer daß sich die Werte niederbog. Als er aber wieder Atem schöpfen mußte, da schnellte sie ihn, weil er zum Unglück kein Bligeseisen in die Tasche gesteckt hatte, zu großer Freude des Niesen, so weit in die Höhe, daß man ihn gar nicht mehr sehen konnte. Wenn er nicht wieder herunter gefallen ist, so wird er wohl noch oben in der Lust herum schweben.

184.

Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldbörse mit Gold und Silber gefüllt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt: als er weiter wollte, führte ihn der Hausknecht das Roß vor, sprach aber „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel.“ — „Laßt ihn fehlen,“ erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl fest halten. Ich habe Eile.“ Nachmittags als er wieder abgestiegen war und dem Roß Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?“ — „Laß es fehlen,“ erwiderte der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl anhalten. Ich habe Eile.“ Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschneiden, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erst spät in der Nacht ankam. „An allem Unglück,“ sprach er zu sich selbst, „ist der verfluchte Nagel schuld.“ Eile mit Weile.

185.

Der arme Junge im Grab.

Es war einmal ein armer Hirtenjunge, dem war Vater und Mutter gestorben, und er war von der Obrigkeit einem reichen Mann in das Haus gegeben, der sollte ihn ernähren und erziehen. Der Mann aber und seine Frau hatten ein

böses Herz, waren bei allem Reichthum geizig und mißgiglig und ärgerten sich wenn jemand einen Bissen von ihrem in den Mund steckte. Der arme Junge mochte thun was wollte, er erhielt wenig zu essen, aber desto mehr Schläge.

Eines Tages sollte er die Glücke mit ihren Kischlein hilen. Sie verließ sich aber mit ihren Jungen durch einen Hatzbaum: gleich schoß der Habicht herab und entführte sie die Elste. Der Junge schrie aus Selbstkräften. „Oleb, A Spitzbub.“ Aber was half das? der Habicht brachte sie Raub nicht wieder zurück. Der Mann hörte den Lärm, herbei, und als er vernahm daß seine Henne weg war, so riet er in Wut und gab dem Jungen eine solche Tracht Schläge daß er sich ein paar Tage lang nicht regen konnte. Nun mußte er die Kischlein ohne die Henne hilen, aber da war die noch größer, das eine lief dahin, das andere dorthin. meinte er es klug zu machen, wenn er sie alle zusammen eine Schnur bündelte, wickelte ihm dann der Habicht keine n stehen blünte. Aber weit gefehlt. Nach ein paar Tag als er von dem Herrnlaufen und vom Hunger erkranket schlief, kam der Raubvogel und packte eins von den Kischlein und da die andern daran fest hingen, so trug er sie alle fort, setzte sich auf einen Baum und schluckte sie hinunter. Der Bauer kam eben nach Haus und als er das Unglück sah, boßte er sich und schlug den Jungen so unbarmherzig, daß mehrere Tage im Bette liegen mußte.

Als er wieder auf den Beinen war, sprach der Bauer ihm „du bist mir zu dünn, ich kann dich zum Hiltier n brauchen, du sollst als Bote gehen.“ Da schickte er ihn zu Richter, dem er einen Korb voll Trauben bringen sollte, u gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger u Durst den armen Jungen so heftig, daß er zwei von den Trauben aß. Er brachte dem Richter den Korb, als dieser al den Brief gelesen und die Trauben gezählt hatte, so sagte „es fehlen zwei Stük.“ Der Junge gestand ganz ehrlich d er, von Hunger und Durst getrieben, die fehlenden verzef

habe. Der Richter schrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal so viel Trauben. Auch diese mußte der Junge mit einem Brief hintragen. Als ihn wieder so gewaltig hungerte und durstete, so konnte er sich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Trauben. Doch nahm er vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und setzte sich darauf, damit der Brief nicht zu sehen und ihn verraten könnte. Der Richter aber stellte ihn doch der fehlenden Stille wegen zur Rede. „Ach,“ sagte der Junge „wie habt Ihr das erfahren? der Brief konnte es nicht wissen, denn ich hatte ihn zuvor unter einen Stein gelegt.“ Der Richter mußte über die Einfalt lachen, und schickte dem Mann einen Brief, worin er ihn ermahnte den armen Jungen besser zu halten und es ihm an Speis und Trank nicht fehlen zu lassen; auch möchte er ihn lehren was recht und unrecht sei.

„Ich will dir den Unterschied schon zeigen,“ sagte der harte Mann; „wirst du aber essen, so mußt du auch arbeiten, und thust du etwas Unrechtes, so sollst du durch Schläge hinfänglich bekehrt werden.“ Am folgenden Tag stellte er ihn an eine schwere Arbeit. Er sollte ein paar Bund Stroh zum Futter für die Pferde schneiden; dabei drohte der Mann „in fünf Stunden,“ sprach er, „bin ich wieder zurück, wenn dann das Stroh nicht zu Häcksel geschnitten ist, so schlage ich dich so lange bis du kein Glied mehr regen kannst.“ Der Bauer ging mit seiner Frau, dem Knecht und der Magd auf den Jahrmarkt und ließ dem Jungen nichts zurück als ein kleines Stück Brot. Der Junge stellte sich an den Strohhäuf und fing an aus allen Leibeskräften zu arbeiten. Da ihm dabei heiß ward, so zog er sein Häcklein aus und warf's auf das Stroh. In der Angst nicht fertig zu werden schnitt er immer zu, und in seinem Eifer zerschnitt er unvermerkt mit dem Stroh auch sein Häcklein. Zu spät ward er das Unglück gewahr, das sich nicht wieder gut machen ließ. „Ach,“ rief er, „jetzt ist es aus mit mir. Der böse Mann hat mir nicht unsonst gedroht, kommt er zurück und sieht was ich gethan

habe, so schlägt er mich tot. Lieber will ich mir selbst Leben nehmen."

Der Junge hatte einmal gehört wie die Bäuerin „unter dem Bett habe ich einen Topf mit Gift stehen.“ hatte es aber nur gesagt, um die Mäseher zurückzuhalten, es war Hohligh darin. Der Junge kroch unter das Bett, den Topf hervor und aß ihn ganz aus. „Ich weiß,“ sprach er, „die Leute sagen der Tod sei bitter, mir ist er süß. Kein Wunder daß die Bäuerin sich so oft beiwünscht.“ Er setzte sich auf ein Stühlchen und war zu sterben. Aber statt daß er schwächer werden sollte, er sich von der nahrhaften Speise gestärkt. „Es muß kein gewesen sein,“ sagte er, „aber der Bauer hat einmal in seinem Kleiderkasten läge ein Fläschchen mit Fliegen das wird wohl das wahre Gift sein und mir den Tod geben.“ Es war aber kein Fliegengift, sondern Ungarwein. Junge holte die Flasche heraus und trank sie aus. „dieser Tod schmeckt süß,“ sagte er, doch als bald hernach Wein anfang ihm ins Gehirn zu steigen und ihn zu betäuben so meinte er sein Ende nahte sich heran. „Ich fühle daß sterben muß,“ sprach er, „ich will hinaus auf den Feld gehen und ein Grab suchen.“ Er taumelte fort, erreichte Kirchhof und legte sich in ein frisch geöffnetes Grab. Sinne verschwanden ihm immer mehr. In der Nähe ein Wirtshaus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde: als er Musik hörte, dachte er sich schon im Paradies zu sein er endlich alle Besinnung verlor. Der arme Junge er nicht wieder, die Wut des heißen Weins und der kalte der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verfiel in Grab, in das er sich selbst gelegt hatte.

Als der Bauer die Nachricht von dem Tod des Jungen erhielt, erschrak er und fürchtete vor das Gericht gestiftet werden: ja die Angst sagte ihm so gewaltig, daß er ohnmächtig zur Erde sank. Die Frau, die mit einer Pfanne Schmalz am Herd stand, lief herzu um ihm Beistand zu

sten. Aber das Feuer schlug in die Pflaume, ergriff das ganze Haus, und nach wenigen Stunden lag es schon in Asche. Die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Weissenbissen geplagt, in Krumm und Elend zu.

186.

Die wahre Brant.

Es war einmal ein Mädchen, das war jung und schön, aber seine Mutter war ihm sehr gestorben, und die Stiefmutter that ihm alles gebrannte Herzleid an. Wenn sie ihm eine Arbeit auftrug, sie mochte noch so schwer sein, so ging es unbedrossen daran und that was in seinen Kräften stand. Aber es konnte damit das Herz der bösen Frau nicht rühren, immer war sie unzufrieden, immer war es nicht genug. Je fleißiger es arbeitete, je mehr ward ihm aufgelegt, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie ihm eine immer größere Last aufbürden und das Leben recht sauer machen wollte.

Eines Tags sagte sie zu ihm „da hast du zwölf Pfund Federn, die sollst du abschleifen, und wenn du nicht heute Abend damit fertig bist, so wartet eine Tracht Schläge auf dich. Weinst du, du könntest den ganzen Tag saulenzen?“ Das arme Mädchen setzte sich zu der Arbeit nieder, aber die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen herab, denn es sah wohl daß es unmöglich war mit der Arbeit in einem Tage zu Ende zu kommen. Wenn es ein Häufchen Federn vor sich liegen hatte und es senzte oder schlug in seiner Angst die Hände zusammen, so stoben sie auseinander und es mußte sie wieder auflesen und von neuem aufheben. Da stülpte es einmal die Ellbogen auf den Tisch, legte sein Gesicht in beide Hände, und rief „ist denn niemand auf Gottes Erdboden, der sich meiner erbarmt?“ Indem hörte es eine sanfte Stimme, die sprach „tröste dich, mein Kind, ich bin gekommen dir zu helfen.“ Das Mädchen blickte auf und eine alte Frau stand neben ihm. Sie faßte das Mädchen freundlich an der Hand, und sprach, „vertraue mir nur an was dich drückt.“ Da sie

berte sie durch die Welt, aber sie fand ihn nicht. Endlich mietete sie sich bei einem Bauer als Hirtin, und begrub Eisen und Edelsteine unter einem Stein.

Nun lebte sie als eine Hirtin, hütete ihre Herde, war trau und voll Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Sie hatte ein Schen, das gewöhnlich sie an sich, flüsterete es aus der Hand, wenn sie sprach

„Rälbchen, Rälbchen, hole nieder,
Vergiß nicht deine Hirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß.“

so holte das Rälbchen nieder und ward von ihr gestreich

Als sie ein paar Jahre einsam und kummervoll gelebt h so verbreitete sich im Lande das Gerücht, daß die Tochter Königs ihre Hochzeit feiern wollte. Der Weg nach der E ging an dem Dorf vorbei, wo das Mädchen wohnte, un trug sich zu, als sie einmal ihre Herde austrieb, daß der V tigan vorüber zog. Er saß stolz auf seinem Pferd und sie nicht an, aber als sie ihn ansah, so erkannte sie ihren E sten. Es war als ob ihr ein scharfes Messer in das s schnitte. „Ach,“ sagte sie, „ich glaubte er wäre mit tren blicke, aber er hat mich vergessen.“

Am andern Tag kam er wieder des Wegs. Als e ihrer Nähe war, sprach sie zum Rälbchen,

„Rälbchen, Rälbchen, hole nieder,
Vergiß nicht deine Hirtin wieder,
Wie der Königssohn die Braut vergaß,
Die unter der grünen Linde saß.“

Als er die Stimme vernahm, blickte er herab und i sein Pferd an. Er schaute der Hirtin ins Gesicht, hielt d die Hand vor die Augen, als wollte er sich auf etwas besin aber schnell ritt er weiter und war bald verschwunden. „A sagte sie, „er kennt mich nicht mehr,“ und ihre Trauer n immer größer.

Bald darauf sollte an dem Hofe des Königs drei D

Tanz ein großes Fest gefeiert werden, und das ganze Land ward dazu eingeladen. „Nun will ich das letzte versuchen,“ dachte das Mädchen, und als der Abend kam, ging es zu dem Stein, unter dem es seine Schätze vergraben hatte. Sie holte das Kleid mit den goldenen Sonnen hervor, legte es an und schmückte sich mit den Edelsteinen. Ihre Haare, die sie unter einem Tuch verborgen hatte, band sie auf, und sie fielen in langen Locken an ihr herab. So ging sie nach der Stadt und ward in der Dunkelheit von niemand bemerkt. Als sie in den hell erleuchteten Saal trat, wolten alle voll Verwunderung zusehn, aber niemand wußte wer sie war. Der Königssohn ging ihr entgegen, doch er erkannte sie nicht. Er führte sie zum Tanz und war so entzückt über ihre Schönheit daß er an die andere Braut gar nicht mehr dachte. Als das Fest vorüber war, verschwand sie im Gedränge und eilte vor Tagesanbruch in das Dorf, wo sie ihr Elternkleid wieder anlegte.

Am andern Abend nahm sie das Kleid mit den silbernen Monden heraus und steckte einen Halbmond von Edelsteinen in ihre Haare. Als sie auf dem Fest sich zeigte, wendeten sich alle Augen nach ihr, aber der Königssohn eilte ihr entgegen, und ganz von Liebe erfüllt tanzte er mit ihr allein und blickte keine andere mehr an. Ehe sie wegging, mußte sie ihm Versprechen den letzten Abend nochmals zum Fest zu kommen.

Als sie zum drittenmal erschien, hatte sie das Sternkleid an, das bei jedem ihrer Schritte funkelte, und Haarband und Ohrring waren Sterne von Edelsteinen. Der Königssohn hatte schon lange auf sie gewartet und drängte sich zu ihr hin. „Sage mir nur wer du bist,“ sprach er, „mir ist als wenn ich dich schon lange gekannt hätte.“ — „Weißt du nicht,“ antwortete sie, „was ich that, als du von mir schiedest?“ Da trat sie zu ihm heran und küßte ihn auf den kühlen Backen: in dem Augenblick fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte die wahre Braut. „Komm,“ sagte er zu ihr, „hier ist meines Lebens nicht länger,“ reichte ihr die Hand und führte sie hinab zu dem Wagen. Als wäre der Wind

vorgespannt, so eilten die Pferde zu dem Wunderschloß. Schon von weitem erglänzten die erleuchteten Fenster. Als sie bei der Tinde vorbeifuhren, schwärmten unzählige Glühwürmer darin, sie schüttelte ihre Äste und sendete ihre Däfte herab. Auf der Treppe blühten die Blumen, aus dem Zimmer schallte der Gesang der fremden Vögel, aber in dem Saal stand der ganze Hof versammelt und der Priester wartete um den Bräutigam mit der wahren Braut zu vermahnen.

187.

Der Hase und der Igel.

Disse Geschicht is lögenhaft so vertellen, Kingens, aber wahr is se doch, denn mien Grootvader, von den is se hew, plegg jhinmer, wenn he se mie vortlerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to seggen „wahr mußt se doch sien, mien Söhn, anners kann man se so nich vertellen.“ De Geschicht heit sich aber so todragen.

Et wöör an enen Saterdagmorgen tor Farvestied, jst as de Booshoerten blothde: de Skinn wöör hellig upgaen am Hewen, de Morgenwind gling warm över de Stoppeln, de Larksen flugen iun'r Lucht (Luft), de Innnen sunsten in den Booshoerten un de Vlihdde flugen in ehren Saterdagssacht nah'r Kerken, un alle Kreatur wöör vergnügt, un de Swinegel oof.

De Swinegel aber slind vör siener Döhr, harr de Arm immerlagen, keel dabi in den Morgenwind hluut un quilleerde en liltjet Feedten vör sich hin; so good un so slecht as un eben am leewen Saterdagmorgen en Swinegel to flugen plegt. Indem he un noch so half lese vör sich hlin sung, stilt em up eenmaal in he skinn oof wol, mitlertwiel sien Fro de skinner wilsch un antröde, en beetn in't Feld spazieren un tosehen wie sien Städtwöwen slinden. De Städtwöwen wöören aber de nächsten bi sienen Huse, un he pleggte mit siener Famille dabi to eten, darlin sah he se as de sientgen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel make de Husedöör achter sich to un stög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich ganz

wiet von Hünse un wull jist un den Stöbbusch (Schlehenbusch), de dar vörn Felde ligg, nah den Stähdwienacker hlinp dreien, as ein de Haas bemött, de in ähnlischen Geschäften mitgahn wöör, nämlich un sienen Rohl to besehr. Als de Swinegel den Haasen ansichtig wöör, so bähb he en en fründlichen go'n Morgen. De Haas aber, de upsiene Bles en vörnehmer Herr was, un grausam hochsahrtig dabl, antwoorde nicks up den Swinegel sienen Gruss, sondern segte tom Swinegel, wobl he en gewaltig höhnische Mlene aurohm, „wie kummt et denn, dat du hier all bi so frühem Morgen in Felde rumstöppst?“ — „Ich gah spazieren“ segt de Swinegel. — „Spazieren?“ lachte de Haas, „mit ducht du kumst de Veen wol wol to betern Dingen gebrunten.“ Disse Antwort verdroöt den Swinegel ungeheuer, denn alles kum he verdroegen, aber up siene Veen laet he nicks komen, eben well se von Natur her schees wöören. „Du bilst di wol in,“ seggt un de Swinegel tom Haasen, „as wenn du mit diene Veen mehr utrichten kumst?“ — „Dat dent ich“ seggt de Haas. — „Dat kummt up'n Verstööl an,“ meent de Swinegel, „ich parcer, wenn wi in de Welt loopt, ich loop die vöör.“ — „Dat is kum Sachen, du mit diene scheesen Veen,“ seggt de Haas „aber mienelwegen mach't sien, wenn du so övergroote Lust hest. Wat glist de Welt?“ — „En goldne Rujedor un'n Buddel Bräuvien“ seggt de Swinegel. „Augenahmen,“ sprööt de Haas, „sta in, un denn kumt glist los gahn.“ — „Nä, so groote Thl hett et rich,“ meen de Swinegel, „ich bin noch ganz nicksdern; eerst wull ich to Huns gahn un en beeten fröhstücken: kumer halwen Stund bin ich wedder hler upp'n Platz.“

Damit gling de Swinegel, denn de Haas wöör et to freeden. Unnerweges dachte de Swinegel bi sich „de Haas verleit sich up siene langen Veen, aber ich wull en wol freigen. He is zwar eh'n vörnehmer Herr, aber doch man'n dummen Kerel, un betahsen fall he doch.“ Als un de Swinegel to Hünse ankööm, sprööt he to sien Fro „Fro, treck die gau (schuell) an, du mußt mit mi nah'n Felde hlinnt.“ — „Wat

gibt et denn?" seggt sien Fro. „Ich heiv mit'n Haasen wett't inn'n goldenen Lufedor un'n Biddel Brantvlen, ich will mit em inn Bett loopen und da saist du mit dabi sien." — O mien Gott, Mann," siliug mi den Swinegel sien Fro an to schreen, „blist do nich Kool, heist du denn ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst du mit den Haasen in de Bett loopen wollen?" — „Holt dat Muul, Wief," seggt de Swinegel, „dat is mien Saal. Resonehr nich in Männergeschäfte. Marsch, treck di an un denn kumm mit." Wat sull den Swinegel sien Fro maken? se mußt wol folgen, se mugg mi wollen oder nich.

As se nu mit eenander innerswegs wöören, sprööb de Swinegel to sien Fro „nu pass up, wat ich seggen will. Siliht du, up den langen Aker dar will wi unsen Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ich inner andern, un von haben (oben) sang wi an to loopen. Du hast du wieder nichts to dohn as du stellst di hier mitten in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, so röpst du em entgegen „ich bin all (schon) hier.".

Damit wöören se bi den Aker anlangt, de Swinegel wiesde siener Fro ehren Platz an un gieng mi den Aker hump. As he haben anköm, wöör de Haas all da. „Kann et losgahn?" seggt de Haas. „Ja wol" seggt de Swinegel. „Denn man to!" Un damit stellde jeder sich in siene Föhr. De Haas tellde (zählte) „hahl een, hahl twee, hahl dree" un los gieng he wie en Sturmwind den Aker hindahl (hinab). De Swinegel aber lööp ungesäher man dree Schritt, dann dühfde he sich dahl (herab) in de Föhr un bleev ruhig sitten.

As mi de Haas in vullen Loopen kumen an Aker anköm, rööp em den Swinegel sien Fro entgegen „ich bin all hier." De Haas stund un verwunderde sich nich wenig: he meende nich anders als et wöör de Swinegel siliust, de em dat lööp, denn bekanntlich siliht den Schwinegel sien Fro siliht so mit wie ehr Mann. De Haas aber meende „datt geiht

nich to mit rechten Dingen.“ He rööp „nochmal geloopen, wedder hin!“ In fort gling he wedder wile en Stormwind, dat en de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro aber blev ruhig up ehren Plake. As nu de Haas haben antööm, rööp en de Swinegel entgegen „ist bin all hier.“ De Haas aber, ganz unter sich vör Ihwer (Ärger), schreede „nochmal geloopen, wedder hin!“ — „Ni nich to schlinn,“ antwoorde de Swinegel, „mienelwegen so oft as du Lust hest.“ So löp de Haas noch dreemalbeentigmal, nu de Swinegel hößt (hieft) et immer mit en unt. Jedesmal, wenn de Haas ihnen oder haben antööm, seggen de Swinegel oder sien Fro „ist bin all hier.“

Dann verunsöbentigsteimal aber löm de Haas nich mehr to ende. Widden am Aker stört he tor Erde, datt Blohd flög en nu Halse nu he blev doot upn Plake. De Swinegel aber nöhm siene gewunnene Lusedor un den Biddel Braunklen, rööp siene Fro mit der Föhr aff, un beide glingen vergnügt mitteinanner nah Huns: nu wenn se nich storben slind, lewt se noch.

So begav et sich, dat up der Buxtehuder Gald de Swinegel den Haasen doot lopen hett, nu sled jener Tied hatt et sich keen Haas wedder insallen laten mit'n Buxtehuder Swinegel in de Welt to lopen.

De Lehre aber mit disse Geschicht is erstens, datt keener, nu wenn he sich oof noch so vörnehm dlicht, sich sall bitoumen laten, övern gerlugen Mann sich lustig to maken, un wöört oof man'n Swinegel. In tweelens, datt et gerahden is, wenn einer freet, datt he sich 'ne Fro mit sienem Stande nimmt, un de jist so unisilht as he slust. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn datt siene Fro oof en Swinegel is, un so wieder.

188.

Spindel, Weberschiffchen und Nadel.

Es war einmal ein Mädchen, dem starb Vater und Mutter, als es noch ein kleines Kind war. Am Ende des Dorfes wohnte in einem Hänschen ganz allein seine Pate, die sich von Spinnen, Weben und Nähen ernährte. Die Alte nahm das verlassene Kind zu sich, hielt es zur Arbeit an und erzog es in aller Frömmigkeit. Als das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, erkrankte sie, rief das Kind an ihr Bett und sagte „Liebe Tochter, ich fühle daß mein Ende herannahet, ich hinterlasse dir das Hänschen, darin bist du vor Blind und Wetter geschützt, dazu Spindel, Weberschiffchen und Nadel, damit kannst du dir dein Brot verdienen.“ Sie legte noch die Hände auf seinen Kopf, segnete es und sprach „behalt nur Gott in dem Herzen, so wird dir's wohl gehen.“ Darauf schloß sie die Augen, und als sie zur Erde bestattet wurde, ging das Mädchen bitterlich weinend hinter dem Sarg und erwies ihr die letzte Ehre.

Das Mädchen lebte nun in dem kleinen Haus ganz allein, war fleißig, spann, webte und nähte, und auf allem, was es that, ruhte der Segen der guten Alten. Es war als ob sich der Flachs in der Kammer von selbst mehrte, und wenn sie ein Stück Tuch oder einen Teppich gewebt, oder ein Hemd genäht hatte, so fand sich gleich ein Käufer, der es reichlich bezahlte, so daß sie keine Noth empfand und andern noch etwas mittheilen konnte.

Um diese Zeit zog der Sohn des Königs im Land umher und wollte sich eine Braut suchen. Eine arme sollte er nicht wählen und eine reiche wollte er nicht. Da sprach er „die soll meine Frau werden, die zugleich die ärmste und die reichste ist.“ Als er in das Dorf kam, wo das Mädchen lebte, fragte er, wie er überall that, wer in dem Ort die reichste und die ärmste wäre. Sie nannten ihn die reichste zuerst: die ärmste, sagten sie, wäre das Mädchen, das in dem kleinen Haus

ganz am Ende wohnte. Die Kleide saß vor der Hausthür in vollem Puh, und als der Königssohn sich näherte, stand sie auf, glug ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Er sah sie an, sprach kein Wort und ritt weiter. Als er zu dem Haus der Armen kam, stand das Mädchen nicht an der Thüre, sondern saß in seinem Stübchen. Er hielt das Pferd an und sah durch das Fenster, durch das die helle Sonne schien, das Mädchen an dem Spinnrad sitzen und eifrig spinnen. Es blickte auf, und als es bemerkte daß der Königssohn herreinschaute, ward es über und über rot, schlug die Augen wieder und spann weiter; ob der Faden diesmal ganz gleich ward, weiß ich nicht, aber es spann so lange, bis der Königssohn wieder weggeritten war. Dann trat es aus Fenster, öffnete es und sagte „es ist so heiß in der Stube,“ aber es blickte ihm nach so lange es noch die weißen Federn an seinem Hut erkennen konnte.

Das Mädchen setzte sich wieder in seine Stube zur Arbeit und spann weiter. Da kam ihm ein Spruch in dem Sinn, den die Alte manchmal gesagt hatte, wenn es bei der Arbeit saß, und es sang so vor sich hin

„Spindel, Spindel, geh du aus,
 bring den Freier in mein Haus.“

Was geschah? Die Spindel sprang ihm augenblicklich aus der Hand und zur Thüre hinaus; und als es vor Verwunderung aufstand und ihr nachblickte, so sah es daß sie lustig in das Feld hinein tanzte und einen glänzenden goldenen Faden hinter sich herzog. Nicht lange, so war sie ihm aus den Augen verschwunden. Das Mädchen, da es keine Spindel mehr hatte, nahm das Weberschiffchen in die Hand, setzte sich an den Webstuhl und fing an zu weben.

Die Spindel aber tanzte immer weiter, und eben als der Faden zu Ende war, hatte sie den Königssohn erreicht. „Was sehe ich?“ rief er, „die Spindel will mir wohl den Weg zeigen?“ drehte sein Pferd um und ritt an dem goldenen Faden zurück. Das Mädchen aber saß an seiner Arbeit und sang

„Schiffchen, Schiffchen, webe fein,
Nähr den Freier mir herzein.“

Alsobald sprang ihr das Schiffchen aus der Hand und sprang zur Thüre hinaus. Vor der Thüreschwelle aber fing es an einen Teppich zu weben, schöner als man je einen gesehen hat. Auf beiden Seiten blühten Rosen und Lilien und in der Mitte auf goldenem Grund stiegen grüne Ranken heraus, darin sprangen Vögel und Aehnliches: Fische und Rehe streckten die Köpfe dazwischen: oben in den Zweigen saßen bunte Vögel; es fehlte nichts als daß sie gesungen hätten. Das Schiffchen sprang hin und her, und es war als wärs alles von selber.

Wohl das Schiffchen fortgelaufen war, hatte sich das Mädchen zum Nähen hingesezt: es hielt die Nadel in der Hand und sang

„Nadel, Nadel, spitz und fein,
Nach das Haus dem Freier rein.“

Da sprang ihr die Nadel aus den Fingern und flog in der Stube hin und her, so schnell wie der Wind. Es war nicht anders als wenn unsichtbare Geister arbeiteten, alsobald überzogen sich Tisch und Bänke mit gelbem Tuch, die Stühle mit Sammet, und an den Fenstern hingen seidene Vorhänge herab. Kaum hatte die Nadel den letzten Stich gethan, so sah das Mädchen schon durch das Fenster die weißen Federn von dem Hut des Königssohns, den die Spinne an dem goldenen Faden herbei geholt hatte. Er stieg ab, schritt über den Teppich in das Haus herein, und als er in die Stube trat, stand das Mädchen da in seinem ärmlichen Kleid, aber es glühte darin wie eine Rose im Busch. Du bist die ärmste und auch die reichste,“ sprach er zu ihr, „komm mit mir, du sollst meine Braut sein. Sie schwieg, aber sie reichte ihm die Hand. Da gab er ihr einen Kuß, führte sie hinaus, hob sie auf sein Pferd und brachte sie in das königliche Schloß, wo die Hochzeit mit großer Freude gefeiert ward. Spinne, Weber-Schiffchen und Nadel wurden in der Schatzkammer verwahrt und in großen Ehren gehalten.

189.

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre: die schlaueste Geschichte ist aber doch, wie er den Teufel einmal dran getriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, so saß oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. „Du sitzt wohl auf einem Schatz?“ sprach das Bäuerlein, „Ja wohl,“ antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält als du dein Leben lang gesehen hast.“ — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir“ sprach das Bäuerlein. „Er ist dein“ antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt: Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde.“ Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Theilung entsteht,“ sprach es, „so soll dir gehören was über der Erde ist und mir was unter der Erde ist.“ Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige Bäuerlein hatte Klüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seine Frucht holen, er fand aber nichts als die gelben weissen Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Klüben aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt,“ sprach der Teufel, „aber für das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist was über der Erde wächst und mein was darunter ist.“ — „Wirk auch recht“ antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Aussaat kam, säte das Bäuerlein nicht wieder Klüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schütt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stopp-

pein und fuhr wüthend in eine Fesselschlucht hinab. „So muß man die Fische pressen“ sprach das Bäumlein, glug blu und holte sich den Schatz.

190.

Die Brosamen auf dem Tisch.

Der Wiggel het eulisch zue sine Glendene gseit „chünmet weldli i d'Stuben use goh Brotbrösmene zämmebide usem Tisch: ense Frau lisch usgange goh ue Biste mache.“ Do sägt do d'Stendli „uel uel, mer chünne nit: welsi d'Frau balgel amme nit is.“ Do seit der Wiggel „se welsi so nit derwo, chünmet er minne: se git is doch an ile nit gnet.“ Do sägt d'Stendli wider „nei uel, fisch us und derby, mer güt nit use.“ Aber der Wiggel het ene tel uel gto, bis se endli gange sind und use Tisch, und do Brotbrösmene zämme gläse hend in aller Strenge. Do chunt Justement d'Frau derzue und nimmt gschwind e Stäcke und fleubt se abe und reglet gar grisset mit ene. Und wo se do vor em hus unde gfi sind, so sägt do d'Stendli zum Wiggel „gse gse gse gse gse gse gse aber?“ Do het der Wiggel glachet und minne gseit „ha ha han is nit gwisst?“ do händ se chünne goh.

191.

Das Meerhäschen.

Es war einmal eine Königschter, die hatte in ihrem Schloß hoch unter der Künne einen Saal mit zwölff Fenstern, die giengen nach allen Himmelsregenden, und wenn sie hinaufstieg und umher schaute, so konnte sie ihr ganzes Reich übersehen. Und dem ersten sah sie schon schärfer als andere Menschen, in dem zweiten noch besser, in dem dritten noch deutlicher und so immer weiter bis in dem zwölften, wo sie alles sah, was über und unter der Erde war und ihr nichts verborgen bleiben konnte. Weil sie aber stolz war, sich niemand unterwerfen wollte und die Herrschaft allein behalten, so ließ sie bekannt machen, es sollte niemand ihr Gemahl werden, der

sich nicht so vor ihr verstecken könnte daß es ihr unmöglich wäre ihn zu finden. Wer es aber versuche und sie entdecke ihn, so werde ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt. Es standen schon siebenundneunzig Pfähle mit toten Häuptern vor dem Schloß, und in langer Zeit meldete sich niemand. Die Königstochter war vergnügt und dachte „ich werde nun für mein Lebtag frei bleiben.“ Da erschienen drei Willer vor ihr und kündigten ihr an daß sie ihr Willkür versuchen wollten. Der älteste glaubte sicher zu sein, wenn er in ein Kalkloch kriechen, aber sie erblickte ihn schon aus dem ersten Fenster, ließ ihn herausziehen und ihm das Haupt abschlagen. Der zweite kroch in den Keller des Schlosses, aber auch diesen erblickte sie aus dem ersten Fenster, und es war um ihn geschehen: sein Haupt kam auf den neunundneunzigsten Pfahl. Da trat der jüngste vor sie hin und bat sie möchte ihm einen Tag Bedenkzeit geben, auch so gnädig sein es ihm zweimal zu schenken, wenn sie ihn entdeckte: mißlinge es ihm zum drittenmal, so wolle er sich nichts mehr aus seinem Leben machen. Weil er so schön war und so herzlich bat, so sagte sie „ja, ich will dir das bewilligen, aber es wird dir nicht glücken.“

Den folgenden Tag sann er lange nach wie er sich verstecken wollte, aber es war vergeblich. Da ergriff er seine Wilsche und ging hinaus auf die Jagd. Er sah einen Raben und nahm ihn aufs Korn; eben wollte er losdrücken, da rief der Rabe „schieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er setzte ab, ging weiter und kam an einen See, wo er einen großen Fisch überraschte, der aus der Tiefe herauf an die Oberfläche des Wassers gekommen war. Als er angelegt hatte, rief der Fisch „schieß nicht, ich will dir's vergelten!“ Er ließ ihn untertauchen, ging weiter und begegnete einem Fuchs der hinkte. Er schoß und verfehlte ihn, da rief der Fuchs „komm lieber her und zieh mir den Dorn aus dem Fuß.“ Er that es zwar, wollte aber dann den Fuchs töten und ihm den Dalg abzuziehen. Der Fuchs sprach „laß ab, ich will dir's vergelten!“

Der Slingling ließ ihn laufen, und da es Abend war, ließ er heim.

Am andern Tag sollte er sich vertriehen, aber wie er auch den Kopf darüber zerbrach, er wußte nicht wohin. ging in den Wald zu dem Rabe und sprach „ich habe leben lassen, jetzt sage mir wohin ich mich vertriehen soll, mit mir die Königstochter nicht steht.“ Der Rabe senkte Kopf und bedachte sich lange. Endlich schnarrte er „ich bringe dich heraus!“ Er holte ein Ei aus seinem Nest, zerlegte es in zwei Teile und schloß den Slingling hinein: dann macht es wieder ganz und setzte sich darauf. Als die Königstochter an das erste Fenster trat, konnte sie ihn nicht entdecken, und nicht in den folgenden, und es fing an ihr bange zu werden, doch im elften erblickte sie ihn. Sie ließ den Rabe schiel das Ei holen und zerbrechen, und der Slingling mußte herauskommen. Sie sprach „einmal ist es dir geschenkt, wenn du nicht besser machst, so bist du verloren.“

Am folgenden Tag ging er an den See, rief den Fische herbei und sprach „ich habe dich leben lassen, nun sage wo soll ich mich verbergen, damit mich die Königstochter nicht sieht.“ Der Fische besann sich, endlich rief er „ich hab's heraus! ich will dich in meinen Bauch verschließen.“ Er verschluckte ihn und fuhr hinab auf den Grund des Sees. Die Königstochter blickte durch ihre Fenster, auch im elften sah sie ihn nicht und war bestürzt, doch endlich im zwölften entdeckte sie ihn. Sie ließ den Fische fangen und töten, und der Slingling kam zum Vorschein. Es kann sich jeder denken wie er zu Mut war. Sie sprach „zweimal ist dir's geschenkt, auf dein Haupt wird wohl auf den hundertsten Pfahl kommen.“

Am dem letzten Tag ging er mit schwerem Herzen auf Feld und begegnete dem Fuchse. „Du weißt alle Ecken und Winkel zu finden,“ sprach er, „ich habe dich leben lassen, jetzt rat mir, wohin ich mich verstecken soll, damit mich die Königstochter nicht findet.“ — „Ein schweres Stille,“ antwortete der Fuchs, und machte ein bedenkliches Gesicht. Endlich rief

„Ich hab's heraus!“ Er ging mit ihm zu einer Quelle, tauchte sich hinein und kam als ein Marktkrümer und Tierhändler heraus. Der Jüngling mußte sich auch in das Wasser tauchen, und ward in ein kleines Meerhäschen verwandelt. Der Kaufmann zog in die Stadt und zeigte das artige Tierchen. Es lief viel Volk zusammen um es anzusehen. Zuletzt kam auch die Königstochter, und weil sie großen Gefallen daran hatte, kaufte sie es und gab dem Kaufmann viel Geld dafür. Bevor er es ihr hinreichte, sagte er zu ihm „wenn die Königstochter aus Fenster geht, so klettere schnell unter ihren Bopf.“ Nun kam die Zeit, wo sie ihn suchen sollte. Sie trat nach der Reihe an die Fenster vom ersten bis zum elften und sah ihn nicht. Als sie ihn auch bei dem zwölften nicht sah, war sie voll Angst und Zorn und schlug es so gewaltig zu, daß das Glas in allen Fenstern in tausend Stücke zersprang und das ganze Schloß erzitterte.

Sie ging zurück und stülpte das Meerhäschen unter ihrem Bopf, da packte sie es, warf es zu Boden und rief „fort mit' aus den Augen!“ Es lief zum Kaufmann und beide eilten zur Quelle, wo sie sich untertauchten und ihre wahre Gestalt zurück erhielten. Der Jüngling dankte dem Fuchs und sprach „der Rabe und der Fuchs sind blickdumm gegen dich, du weißt die rechten Pliffe, das muß wahr sein!“

Der Jüngling ging geradezu in das Schloß. Die Königstochter wartete schon auf ihn und stieg sich ihrem Schicksal. Die Hochzeit ward gefeiert und er war jetzt der König und Herr des ganzen Reichs. Er erzählte ihr niemals wohl, er sich zum drittenmal verheiratet und von ihm geholfen hatte, und so glaubte sie, er habe alles aus eigener Kunst gethan und hatte Achtung vor ihm, denn sie dachte bei sich „der kann doch mehr als du!“

192.

Der Meisterbied.

Eines Tages saß vor einem ärmlichen Hantlmann mit seiner Frau, und wollten von der Arbeit ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, neuer bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem Knecht Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu und fragte was sein Verlangen wäre und worin er dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte „ich wünsche nichts als einmal ein ländliches Gessen. Bereitet mir Kartoffel, wie Ihr sie zu hantl wollt ich mich zu Euerem Tisch setzen, und sie verzehren.“ Der Bauer lächelte und sagte „Ihr seid oder Knecht, oder gar ein Herzog, vornehme Herr manchmal solch ein Gessen; Euer Wunsch soll werden.“ Die Frau ging in die Küche und sie Kartoffel zu waschen und zu reiben und wollte Knecht reiten, wie sie die Bauern essen. Während sie bei stand, sagte der Bauer zu dem Fremden „kommt mit mir in meinen Hantlgarten, wo ich noch etwas habe.“ In dem Garten hatte er vorher gegraben jetzt Bäume einsehen. „Habt Ihr keine Kinder,“ Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein könnten.“ „Nein,“ antwortete der Bauer; „ich habe freilich ein gehabt,“ setzte er hinzu, „aber der ist schon seit lang in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Knecht und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und lauter böse Streiche; zuletzt Knecht er mich fort, und seit ich nichts von ihm gehört.“ Der Alte nahm ein Messer und setzte es in ein Loch und steckte einen Pfahl daneben; er Erde hantlungsgeschauelt und sie festgestampft hatte den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Knecht fest an den Pfahl. „Aber sagt mir,“ sprach der Alte, „warum blühet Ihr den krummen Knecht den Bauer“

in der Erde fast bis auf den Boden gebildet liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?" Der Alte lächelte und sagte „Herr, Ihr redet wie Ihr's versteht: man sieht wohl daß Ihr Euch mit der Gärtnerel nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknozt, den kann niemand mehr gerad machen: Bäume muß man ziehen, so lange sie jung sind.“ — „Es ist wie bei Euerm Sohn," sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knozig geworden sein.“ — „Freilich," antwortete der Alte, „es ist schon lange seit er forsgelaufen ist; er wird sich verändert haben.“ — „Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?" fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich," antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht.“ Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott," rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn," und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber," setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichthum und Überfluß? auf welchem Weg bist du dazu gelangt?" — „Ach, Vater," erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist keimig gewachsen: jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerad. Wie ich das alles erworben habe? ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Diebstahlsdieb. Für mich giebt es weder Schloß noch Missethat: wonach mich gestillet, das ist mein. Glaubt nicht daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Meine Leute sind sicher: ich gebe ihnen lieber als daß ich ihnen etwas nehme. So auch was ich ohne Mith, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an.“ — „Ach, mein Sohn," sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir es nimmt kein gutes Ende.“ Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte

daß es ihr Sohn war, wehnte sie vor Freude, als er ihr aber sagte daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Thränen über das Gesicht. Endlich sagte sie „wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.“

Sie setzten sich an den Tisch und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach „wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt wer du bist und was du trestest, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er that, als er dich am Taufsteln hielt, sondern er läßt dich am Galgenstrick schaukeln.“ — „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts thun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.“ Als die Abendzelt sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schlosse. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erblickte er und schloß eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er „du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für dich ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen. wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gefährte der Kaben soll deine Musik dabei sein.“ — „Herr Graf,“ antwortete der Meister, „denkt Euch drei Stile aus, so schwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löse, so thut mit mir wie Euch gefällt.“ Der Graf sam einige Augenblicke nach, dann sprach er „wohlan, zum ersten sollst du mir mein Reispferd aus dem Stalle stehlen, zum andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne das wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger: zum dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und Seelsorger aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.“

Der Meister begab sich, in die zunächst liegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bannervrau die Kleider ab und zog sie an. Dann färbte er sich das Gesicht braun und malte sich noch Runzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wieder erkannt hätte. Endlich stillte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein starker Schlafrumf gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Kiste, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, schwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkel als er ankam: er setzte sich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu husten, wie eine alte brustfranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Thüre des Pferdestalls lagen Soldaten um ein Feuer: einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu „komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest.“ Die Alte trippelte herbei, bat ihr die Kiste vom Rücken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. „Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?“ fragte einer. „Einen guten Schluck Wein,“ antwortete sie, „ich ernähre mich mit dem Handel, ihr Geld und gute Worte gebe ich Euch gerne ein Glas.“ — „Nur her damit,“ sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er „wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr,“ ließ sich nochmals einschenken, und die andern folgten seinem Beispiel. „Geda, Kameraden,“ rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, „hier ist ein Mütterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer.“ Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gesattelte Reibpferd gesetzt, ein anderer hielt den Baum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein so viel verlangt ward, bis die Quelle versiegle. Nicht lange so fiel dem einen der Baum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich

aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die daten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen a Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. der Meisterdieb sah, daß es ihm geglikt war, gab er einen statt des Raums ein Seil in die Hand, und den dern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwißsch; was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes aufangen? Herunter werfen wollte er ihn nicht, er hül wachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber at, er schnallte die Sattelgurt auf, knippte ein paar e die in Rlingen an der Wand hingen, an den Sattel fest, zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, schlug er die Sella um den Pfosten und machte sie fest. Pferd hatte er bald von der Stelle losgebunden, aber wei ßber das steinerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so man den Färm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm zuvor die Hufen mit alten Lappen, führte es dann vors hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meiste dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Mo Herr Graf,“ rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich ich aus dem Stall geholt habe. Schaut mir, wie schön Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich's Wächter gemacht haben.“ Der Graf mußte lachen, dann f er „einmal ist dir's gelungen, aber das zweite Mal u nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb.“ Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß f Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte Thüren sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ei schleße ich ihn nieder.“ Der Meisterdieb aber ging in

Dunkelheit hinaus zu dem Gafgen, schloß einen armen Sinder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und stieg an hinauf zu steigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett lauerte, eine Pistole auf ihn los: alsbald ließ der Meister den armen Sinder herabfallen, sprang selbst die Leiter herab, und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort stieg er an ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Seht,“ dachte der Dieb, „ist der glückliche Augenblick gekommen,“ schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau,“ stieg er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Bleib mir auch das Bettuch, so will ich Leiche einhüllen und ihn wie einen Hund verscharren.“ Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was,“ sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Umwandlung von Großmuth, gleich mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen.“ Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern that, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Hause, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengrabarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannst du hexen!“ sagte er zu ihm, „wer hat dich

aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?" — „Wich habt Ihr mich begraben," sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder-Galgen," und erzählte ausführlich wie es zugegangen war und der Graf mußte ihm zugestehen daß er ein gescheiterer listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende," setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und weil dir das nicht gelingt, so hilfst dir alles nichts." Der Dieb lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Blindel unter dem Arm, und einer Laterne in der Hand zu der Dorfskirche gegangen. den Sack hatte er Krebse, in dem Blindel aber kurze Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krabbe heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort bis auch der letzte aus dem Sack war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Wuchskutte aussah und klebte einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz fertig war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewahrt waren, ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Der Turmuhren schlug eben zwölf: als der letzte Schlag verlungen war, rief er mit lauter gellender Stimme „hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, jüngste Tag ist nahe: hört an hört an. Wer will mit in den Himmel will, der kriechen in den Sack. Ich bin Petrus, die Himmelsthüre öffnet und schließt. Seht Ihr draussen in dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln die Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack die Welt geht unter." Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umher wandelten, merkten

ſie daß etwas Ungewöhnliches vorging und traten ſie in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da ſtieß der Küſter den Pfarrer an und ſprach „es wäre nicht ſibel, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zuſammen vor dem Einbruch des ſchlimmſten Tags auf eine ſichere Art in den Himmel kämen.“ — „Freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „das ſind auch meine Gedanken geweſen: habt Ihr Luſt, ſo wollen wir uns auf den Weg machen.“ — „Ja,“ antwortete der Küſter, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vorrith, ich folge nach.“ Der Pfarrer ſchritt alſo vor und ſtieg auf die Kanzel, wo der Meſter den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerſt hinein, dann der Küſter. Gleich band der Meſter den Sack feſt zu, packte ihn am Bauch und ſchleifte ihn die Kanzeltreppe hinab: ſo oft die Köpfe der beiden Thoren auf die Stufen aufſchlügen, rief er „jezt geht's ſchon über die Berge.“ Dann zog er ſie auf gleiche Weiſe durch das Dorf, und wenn ſie durch Willken kamen, rief er „jezt geht's ſchon durch die naſſen Wolken,“ und als er ſie endlich die Schloſtreppe hinaufzog, ſo rief er „jezt ſind wir auf der Himmeltreppe und werden bald im Vorhof ſein.“ Als er oben angelangt war, ſchob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben ſtatterten, ſagte er „hört Ihr wie die Engel ſich freuen und mit den Fittichen ſchlagen.“ Dann ſchob er den Meſſel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er ſich zu dem Grafen, und ſagte ihm daß er auch die dritte Aufgabe gelöſt und den Pfarrer und Küſter aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo haſt du ſie geſaſſen?“ fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden ſich ein ſie wären im Himmel.“ Der Graf ſtieg ſelbſt hinauf und überzeugte ſich daß er die Wahrheit geſagt hatte. Als er den Pfarrer und Küſter aus dem Gefängnis befreit hatte, ſprach er „du biſt ein Erzdieb, und haſt deine Sache gewonnen. Für diesmal kommſt du mit heiler Haut davon, aber mache daß du aus meinem Land fortkommſt, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, ſo kommſt du auf deine Eihöhung am Galgen rechnen.“

Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

193.

Der Trommler.

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See, da sah er an dem Ufer drei Stüchlein weiße Leinwand liegen. „Was für selbes Lein-
nen“ sprach er und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm als wenn jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief, „Trommler, Trommler, wach auf.“ Er konnte, da es finstere Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor als schwebte eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. „Was willst du?“ fragte er. „Gieb mir mein Hemdchen zurück,“ antwortete die Stimme, „das du mir gestern Abend am See weggenommen hast.“ — „Du sollst es wieder haben,“ sprach der Trommler, „wenn du mir sagst wer du bist.“ — „Ach,“ erwiderte die Stimme, „ich bin die Tochter eines mächtigen Königs, aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten, und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden, aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fort fliegen. Meine Schwestern haben sich fortgemacht, ich aber habe zurück bleiben müssen. Ich bitte dich gieb mir mein Hemdchen wieder.“ — „Sei ruhig, armes Kind,“ sprach der Trommler, „ich will dir's gerne zurückgeben.“ Er holte es aus seiner Tasche, und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie ergriff es hastig, und wollte damit fort. „Wende einen Augenblick,“ sagte er, „vielleicht kann ich dir helfen.“ — „Helfen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber zu dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kommst du nicht hinaus.“ —

„Was ich will, das kann ich,“ sagte der Trommler, „ich habe Mitleid mit dir und ich fürchte mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der nach dem Glasberge führt.“ — „Der Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menschenfresser haufen,“ antwortete sie, „mehr darf ich dir nicht sagen.“ Darauf hörte er wie sie fortgeschwirte.

Bei Anbruch des Tages machte sich der Trommler auf, hing seine Trommel um und ging ohne Furcht geradezu in den Wald hinein. Als er ein Weisichen gegangen war und keinen Miesen erblickte, so dachte er „ich muß die Langeschläfer aufwecken,“ hing die Trommel vor und schlug einen Wirbel, daß die Vögel aus den Bäumen mit Geschrei aufflogen. Nicht lange so erhob sich auch ein Miese in die Höhe, der im Gras gelegen und geschlafen hatte, und war so groß wie eine Tanne. „Du Wicht,“ rief er ihm zu, „was trummelst du hier und weckst mich aus dem besten Schlaf?“ — „Ich trummle,“ antwortete er, „weil viele Tausende hinter mir herkommen, damit sie den Weg wissen.“ — „Was wollen die hier in meinem Wald?“ fragte der Miese. „Sie wollen dir den Garauß machen und den Wald von einem Ungeheuer, wie du bist, säubern.“ — „Oho,“ sagte der Miese, „ich trete euch wie Ameisen tot.“ — „Kleinst du, du könntest gegen sie etwas anrichten?“ sprach der Trommler, „wenn du dich bildest, um einen zu packen, so springt er fort und versteckt sich; wie du dich aber niederlegst und schläfst, so kommen sie aus allen Gebüschern herbei, und klettern an dir hinauf. Jeder hat einen Hammer von Stahl am Mittel strecken, damit schlagen sie dir den Schädel ein.“ Der Miese ward verdrießlich und dachte „wenn ich mich mit dem listigen Volk befaße, so könnte es doch zu meinem Schaden ausschlagen. Wölken und Wären deßte ich die Gurgel zusammen, aber vor den Erdwurmern kann ich mich nicht schützen.“ — „Hör, kleiner Kerl,“ sprach er, „gleich wieder ab, ich verspreche dir, daß ich dich und deine Gefellen in Zukunft in Ruhe lassen will, und hast du noch einen Wunsch, so sag's mir, ich will dir wohl etwas zu Gefallen thun.“ —

„Du hast lange keine,“ sprach der Trommler, „und kannst schneller laufen als ich, trag mich zum Glasberge, so will ich den Kleinen ein Reichen zum Mitzug geben, und sie sollen dich diesmal in Ruhe lassen.“ — „Komm her, Wurm,“ sprach der Kiese, „setz dich auf meine Schulter, ich will dich tragen wohin du verlangst.“ Der Kiese hob ihn hinauf, und der Trommler slug oben an nach Herzenslust auf der Trommel zu wirbeln. Der Kiese dachte „das wird das Reichen sein, daß das andere Volk zurückgehen soll.“ Nach einer Weile stand ein zweiter Kiese am Weg, der nahm den Trommler dem ersten ab und steckte ihn in sein Knopfloch. Der Trommler sagte den Knopf, der wie eine Schüssel groß war, hielt sich daran und schaute ganz lustig umher. Dann kamen sie zu einem dritten, der nahm ihn aus dem Knopfloch und setzte ihn auf den Rand seines Hutcs; da glug der Trommler oben auf und ab und sah über die Wälder hinaus, und als er in blauer Ferne einen Berg erblickte, so dachte er „das ist gewiß der Glasberg,“ und er war es auch. Der Kiese that nur noch ein paar Schritte, so waren sie an dem Fuß des Bergs angekommen, wo ihn der Kiese absetzte. Der Trommler verlangte er sollte ihn auch auf die Spitze des Glasberges tragen, aber der Kiese schüttelte mit dem Kopf, brummte etwas in den Bart und ging in den Wald zurück.

Nun stand der arme Trommler vor dem Berg, der so hoch war, als wenn drei Berge aufeinander gesetzt wären, und dabei so glatt wie ein Spiegel, und wußte keinen Rat um hinauf zu kommen. Er slug an zu klettern, aber vergeblich, er rutschte immer wieder herab. „Wer jetzt ein Vogel wäre“ dachte er, aber was half das Wünschen, es wuchsen ihm keine Flügel. Zudem er so stand, und sich nicht zu helfen wußte, erblickte er nicht weit von sich zwei Männer, die heftig miteinander stritten. Er glug auf sie zu und sah daß sie wegen eines Sattels streits waren, der vor ihnen auf der Erde lag und den jeder von ihnen haben wollte. „Was seid ihr für Narren,“ sprach er, „zählt euch um einen Sattel und habt kein Pferd

dazu.“ — „Der Sattel ist wert daß man darnum streitet,“ antwortete der eine von den Männern, „wer darauf sitzt und wünscht sich irgend wohin, und wär's am Ende der Welt, der ist im Augenblick angelangt, wie er den Wunsch ausgesprochen hat. Der Sattel gehört uns gemeinschaftlich, die Reihe darauf zu reiten ist an mir, aber der andere will es nicht zulassen.“ — „Den Streit will ich bald austragen,“ sagte der Trommler, ging eine Strecke weit und steckte einen weißen Stab in die Erde. Dann kam er zurück und sprach „Jetzt lauft nach dem Fieß, wer zuerst dort ist, der reitet zuerst.“ Beide setzten sich in Trab, aber kaum waren sie ein paar Schritte weg, so schwang sich der Trommler auf den Sattel, wünschte sich auf den Glasberg, und ehe man die Hand umdrehete, war er dort. Auf dem Berg oben war eine Ebne, da stand ein altes steinernes Haus, und vor dem Haus lag ein großer Fischteich, dahinter aber ein finsterner Wald. Menschen und Tiere sah er nicht, es war alles still, nur der Wind raschelte in den Bäumen, und die Wolken zogen ganz nah über seinem Haupt weg. Er trat an die Thüre und klopfte an. Als er zum drittenmal geklopft hatte, öffnete eine Alte mit braunem Gesicht und roten Augen die Thüre; sie hatte eine Brille auf ihrer langen Nase und sah ihn scharf an, dann fragte sie was sehr Begehrten wäre. „Einsatz, Kost und Nachtlager“ antwortete der Trommler. „Das sollst du haben,“ sagte die Alte, „wenn du dafür drei Arbeiten verrichten willst.“ — „Warum nicht?“ antwortete er, „ich scheue keine Arbeit, und wenn sie noch so schwer ist.“ Die Alte ließ ihn ein, gab ihm Essen und abends ein gutes Bett. Am Morgen als er ausge schlafen hatte, nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem linken Finger, reichte ihn dem Trommler hin, und sagte „Jetzt geh an die Arbeit und schöpfe den Teich draußen mit diesem Fingerhut aus: aber ehe es Nacht wird mußt du fertig sein, und alle Fische, die in dem Wasser sind, müssen nach ihrer Art und Größe ausgesucht und nebeneinander gelegt sein.“ — „Das ist eine seltsame Arbeit,“ sagte der Trommler, ging aber

zu dem Teich und fing an zu schöpfen. Er schöpfte den ganzen Morgen, aber was kann man mit einem Fingerhut bei einem großen Wasser anrichten, und wenn man tausend Jahre schöpft? Als es Mittag war, dachte er „es ist alles umsonst, und ist einerlei ob ich arbeite oder nicht,“ hielt ein, und setzte sich nieder. Da kam ein Mädchen aus dem Hause gegangen, stellte ihm ein Körbchen mit Essen hin, und sprach „du siehst da so traurig, was fehlt dir?“ Er blickte es an und sah daß es wunderschön war. „Ach,“ sagte er, „ich kann die erste Arbeit nicht vollbringen, wie wird es mit den andern werden? Ich bin ausgegangen eine Königstochter zu suchen, die hier wohnen soll, aber ich habe sie nicht gefunden; ich will weiter gehen.“ — „Wohin hier,“ sagte das Mädchen, „ich will dir aus deiner Not helfen. Du bist müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und schlaf. Wenn du wieder aufwachst, so ist die Arbeit gethan.“ Der Frommer ließ sich das nicht zweimal sagen. Sobald ihm die Augen aufstieten, drehte sie einen Wunschring und sprach „Wasser herauf, Fische herauf.“ Sobald stieg das Wasser wie ein weißer Nebel in die Höhe und zog mit den andern Wolken fort, und die Fische schnatzten, sprangen aus Ufer, und legten sich nebeneinander, jeder nach seiner Größe und Art. Als der Frommer erwachte, sah er mit Erstaunen daß alles vollbracht war. Aber das Mädchen sprach „einer von den Fischen liegt nicht bei seinesgleichen, sondern ganz allein. Wenn die Alte heute Abend kommt, und sieht daß alles geschehen ist, was sie verlangt hat, so wird sie fragen „was soll dieser Fisch allein?“ Dann wirf ihr den Fisch ins Angesicht und sprich „der soll für dich sein, alte Hexe.“ Abends kam die Alte, und als sie die Frage gethan hatte, so warf er ihr den Fisch ins Gesicht. Sie stellte sich als merkte sie es nicht und schloß sich, aber sie blickte ihn mit bösen Augen an. Am andern Morgen sprach sie „gestern hast du es zu leicht gehabt, ich muß dir schwerere Arbeit geben. Heute mußt du den ganzen Wald mahlen, das Holz in Scheite spalten und in Klastern legen, und am Abend muß alles fertig sein.“

Sie gab ihm eine Axt, einen Schläger und zwei Keile. Aber die Axt war von Blei, der Schläger und die Keile waren von Blech. Als er anfang zu hauen, so legte sich die Axt um, und Schläger und Keile drückten sich zusammen. Er wußte sich nicht zu helfen, aber mittags kam das Mädchen wieder mit dem Essen und tröstete ihn. „Lege deinen Kopf in meinen Schoß,“ sagte sie, „und schlaf, wenn du aufwachst, so ist die Arbeit gethan.“ Sie drehte ihren Wunschring, in dem Augenblick sank der ganze Wald mit Krachen zusammen, das Holz spaltete sich von selbst, und legte sich in Pfastern zusammen; es war als ob unsichtbare Mäusen die Arbeit vollbrächten. Als er aufwachte, sagte das Mädchen „stehst du das Holz ist gelastert und gelegt; nur ein einziger Ast ist übrig, aber wenn die Alte heute Abend kommt und fragt was der Ast solle, so gib ihr damit einen Schlag und sprich der soll für dich sein, du Heze.“ Die Alte kam, „stehst du,“ sprach sie, „wie leicht die Arbeit war; aber für wen legt der Ast noch da?“ — „Für dich, du Heze,“ antwortete er und gab ihr einen Schlag damit. Aber sie that als fühle sie es nicht, lachte höhnlich und sprach „morgen früh sollst du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden und verbrennen.“ Er stand mit Anbruch des Tages auf und fing an das Holz herbei zu holen, aber wie kann ein einziger Mensch einen ganzen Wald zusammen tragen? die Arbeit rückte nicht fort. Doch das Mädchen verließ ihn nicht in der Noth: es brachte ihm mittags seine Speise, und als er gegessen hatte, legte er seinen Kopf in den Schoß und schlief ein. Bei seinem Erwachen brannte der ganze Holzstoß in einer ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel ausstreckte. „Hör mich an,“ sprach das Mädchen, „wenn die Heze kommt, wird sie dir allesel auftragen: laß du ohne Furcht was sie verlangt, so kann sie dir nichts anhaben: fürchtest du dich aber, so packt dich das Feuer und verzehrt dich. Zuletzt, wenn du alles gethan hast, so packe sie mit beiden Händen, und wirf sie mitten in die Glut.“ Das Mädchen ging fort, und die Alte kam herange-

schlichen, „hu! mich friert,“ sagte sie, „aber das ist ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird mir wohl. Aber dort liegt ein Stolz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Hast du das noch gethan, so bist du frei, und kannst ziehen wohin du willst. Nur munter hinein.“ Der Trommler besann sich nicht lange, sprang mitten in die Flammen, aber sie thaten ihm nichts, nicht einmal die Haare konnten sie ihm versengen. Er trug den Stolz heraus und legte ihn hin. Stumm aber hatte das Holz die Erde berührt, so verwandelte es sich, und das schöne Mädchen stand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte: und an den seidnen goldglänzenden Kleidern, die es anhatte, merkte er wohl daß es die Königs-Tochter war. Aber die Alte lachte giftig und sprach „du meinst du hättest sie, aber du hast sie noch nicht.“ Schon wollte sie auf das Mädchen losgehen, und es fortziehen, da packte er die Alte mit beiden Händen, hob sie in die Höhe, und warf sie den Flammen in den Maßen, die über ihr zusammenschlugen, als freuten sie sich daß sie eine Hexe verzehren sollten.

Die Königs-Tochter blickte darauf den Trommler an, und als sie sah daß es ein schöner Jüngling war und bedachte daß er sein Leben daran gesetzt hatte, um sie zu erlösen, so reichte sie ihm die Hand und sprach „du hast alles für mich gewagt, aber ich will auch für dich alles thun. Versprichst du mir deine Treue, so sollst du mein Gemahl werden. An Missethaten fehlt es uns nicht, wir haben genug an dem, was die Hexe hier zusammen getragen hat.“ Sie führte ihn in das Haus, da standen Kisten und Kisten, die mit ihren Schätzen angefüllt waren. Sie ließen Gold und Silber liegen und nahmen nur die Edelsteine. Sie wollte nicht länger auf dem Glasberg bleiben, da sprach er zu ihr „setz dich zu mir auf meinen Sattel, so fliegen wir hinab wie Vögel.“ — „Der alte Sattel gefällt mir nicht,“ sagte sie, „ich branche nur an meinem Bauschring zu drehen, so sind wir zu Haus.“ — „Waslan,“ antwortete der Trommler, „so Wunsch uns vor das Stadthor.“

Am An waren sie dort, der Trömmler aber sprach „ich will erst zu meinen Eltern gehen und ihnen Nachricht geben, harre mein hier auf dem Feld, ich will bald zurück sein.“ „Ach,“ sagte die Königstochter, „ich bitte dich, nimm dich in acht, lasse deine Eltern bei deiner Ankunft nicht auf die rechte Wange, denn sonst wirst du alles vergessen, und ich bleibe hier allein und verlassen auf dem Feld zurück.“ — „Wie kann ich dich vergessen?“ sagte er und versprach ihr in die rechte Hand recht bald wieder zu kommen. Als er in sein väterliches Haus trat, wusste niemand wer er war, so hatte er sich verändert, denn die drei Tage, die er auf dem Glasberg zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen. Da gab er sich zu erkennen, und seine Eltern stießen ihm vor Freude in den Hals, und er war so bewegt in seinem Herzen, daß er sie auf beide Wangen küßte und an die Worte des Mädchens nicht dachte. Wie er ihnen aber den Kuß auf die rechte Wange gegeben hatte, verschwand ihm jeder Gedanke an die Königstochter. Er leerte seine Taschen aus und legte Händevoll der größten Edelsteine auf den Tisch. Die Eltern wußten gar nicht was sie mit dem Reichthum anfangen sollten. Da hatte der Vater ein prächtiges Schloß, von Gärten, Wäldern und Wiesen umgeben, als wenn ein Fürst darin wohnen sollte. Und als es fertig war, sagte die Mutter „ich habe ein Mädchen für dich ausgesucht, in drei Tagen soll die Hochzeit sein.“ Der Sohn war mit allem zufrieden, was die Eltern wollten.

Die arme Königstochter hatte lange vor der Stadt gestanden und auf die Rückkehr des Jünglings gewartet. Als es Abend ward, sprach sie „gewiß hat er seine Eltern auf die rechte Wange geküßt, und hat mich vergessen.“ Ihr Herz war voll Trauer, sie wünschte sich in ein einsames Waldhäuschen und wollte nicht wieder an den Hof ihres Vaters zurück. Jeden Abend ging sie in die Stadt, und ging an seinem Haus vorüber: er sah sie manchmal, aber er kannte sie nicht mehr. Endlich hörte sie wie die Leute sagten „morgen wird seine Hochzeit gefeiert.“ Da sprach sie „ich will versuchen ob ich sein

Herz wieder gewöhne.“ Als der erste Hochzeitstag gefeiert war, da drehte sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so glänzend wie die Sonne.“ Als bald lag das Kleid vor ihr und war so glänzend, als wenn es aus lauter Sonnenstrahlen gewebt wäre. Als alle Gäste sich versammelt hatten, so trug sie in den Saal. Jedermann wunderte sich über das schöne Kleid, am meisten die Braut, und da schaute sie ihre großen Lust waren, so ging sie zu der Freundin und fragte ob sie es ihr verkaufen wollte. „Nur Geld nicht,“ antwortete sie, „aber wenn ich die erste Nacht vor der Thür verweilen darf, wo der Bräutigam schläft, so will ich es hingeben.“ Die Braut konnte ihr Verlangen nicht bezwingen und willigte ein, aber sie mischte dem Bräutigam einen Schlaftrunk in seinen Nachtwein, worin er in tiefen Schlaf versiet. Als nun alles still geworden war, so lauerte sich die Königstochter vor die Thür der Schlafkammer, öffnete sie ein wenig und rief hinein

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Gladberrg nicht bei mir gegessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an.“

Aber es war alles vergeblich, der Trommler machte nicht an und als der Morgen anbrach, mußte die Königstochter unversichteter Dinge wieder fortgehen. Am zweiten Abend drehte sie ihren Wunschring und sprach „ein Kleid so silbern als der Mond.“ Als sie mit dem Kleid, das so zart war, wie der Mondschein, bei dem Fest erschien, erregte sie wieder das Verlangen der Braut und gab es ihr für die Geliebte auch die zweite Nacht vor der Thür der Schlafkammer zubekommen zu dürfen. Da rief sie in nächtlicher Stille

„Trommler, Trommler, hör mich an,
Hast du mich denn ganz vergessen?
Hast du auf dem Gladberrg nicht bei mir gegessen?
Habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?
Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
Trommler, Trommler, hör mich an.“

Habe ich vor der Heye nicht bewahrt dein Leben?
 Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
 Trommler, Trommler, hör mich an."

Aber der Trommler, von dem Schlaftrunk betäubt, war nicht zu erwecken. Traurig ging sie den Morgen wieder zurück in ihr Waldhaus. Aber die Pente im Haus hatten die Klage des fremden Mädchens gehört und erzählten dem Bräutigam davon: sie sagten ihm auch daß es ihm nicht möglich gewesen wäre etwas davon zu vernehmen, weil sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein geschüttet hätten. Am dritten Abend drehete die Königs-Tochter den Wunschring und sprach „ein Kleid flimmernd wie Sterne.“ Als sie sich darin auf dem Fest zeigte, war die Braut über die Pracht des Kleides, das die andern weit übertraf, ganz außer sich und sprach „ich soll und muß es haben.“ Das Mädchen gab es, wie die andern, für die Erlaubnis die Nacht vor der Thüre des Bräutigams zuzubringen. Der Bräutigam aber trank den Wein nicht, der ihm vor dem Schlafengehen gereicht wurde, sondern goß ihn hinter das Bett. Und als alles im Haus still geworden war, so hörte er eine sanfte Stimme, die ihn anrief

„Trommler, Trommler, hör mich an,
 Hast du mich denn ganz vergessen?
 Hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gegessen?
 Habe ich vor der Heye nicht bewahrt dein Leben?
 Hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?
 Trommler, Trommler, hör mich an."

Plötzlich kam ihm das Gedächtnis wieder. „Ach," rief er, wie habe ich so treulos handeln können, aber der Kuß, den ich meinen Eltern in der Freude meines Herzens auf die rechte Wange gegeben habe, der ist schuld daran, der hat mich betäubt.“ Er sprang auf, nahm die Königs-Tochter bei der Hand und führte sie zu dem Bett seiner Eltern. „Das ist meine rechte Braut," sprach er, wenn ich die andere heirate, so thue ich großes Unrecht.“ Die Eltern, als sie hörten wie alles sich zutragen hatte, willigten ein. Da wurden die Lichter im

Saal wieder angezündet, Pauken und Trompeten herbe holt, die Freunde und Verwandten eingeladen wieder zu men, und die wahre Hochzeit ward mit großer Freude gefeiert. Die erste Braut bekleidete die schönen Kleider zur Entschädigung und gab sich zufrieden.

194.

Die Kornähre.

Vorzelten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte, war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer als sie jetzt. Damals trugen die Ähren nicht flussig- oder sechszählst, denn vier- bis flussihundertst. Da wuchsen die Körner Halbm von unten bis oben hinauf: so lang er war, so war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Fluss achten sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommen wird gleichgültig und gleichgültig. Eines Tages ging Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihre kleine Ähre, neben ihr sprang, fiel in eine Pfütze und beschmutzte sehr. Da riß die Mutter eine Handvoll der schönen ab und reinigte ihn damit das Kleid. Als der Herr, der vorbeikam, das sah, ärgerte er und sprach „fortan soll Kornhalbm keine Ähre mehr tragen: die Menschen sind himmlischen Gabe nicht länger wert.“ Die Anstehenden das hörten, erschrafen, fielen auf die Knie und flehten, daß noch etwas möchte an dem Halbm stehen lassen: wenn sie es auch nicht verdienen, doch der unschuldigen Mäherin die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend ansah, erbarnte sich und gewährte die Bitte. Also noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

195.

Der Krabhlöffel.

Ein reicher Bauer stand eines Tags in seinem Hof schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn war kräftig heran und die Obstbäume hingen voll Früchte.

Getreide des vorigen Jahres lag noch in so nistlichen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so stand, und seinen Reichtum über sah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Thüre seiner Stube, sondern an die Thüre seines Herzens. Sie that sich auf und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: „hast du den Deulgen damit wohl gethan? hast du die Noth der Armen angesehen? hast du mit den Hungerigen dein Brod geteilt? war dir genug was du besahest oder hast du noch immer mehr verkauft?“ Das Herz zögerte nicht mit der Antwort „ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Deulgen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weg gewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt.“ Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig: die Äste flugen an ihm zu klattern und er mußte sich niedersetzen. Da klopfte es abermals an, aber es klopfte an die Thüre seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Hänschen Kuder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß,“ dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart: ich glaube nicht daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brod, da will ich es wagen.“ Er sprach zu dem Reichen „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leih' mir vier Maister Korn.“ Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnenstrahl der Wille einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. „Vier Maister will ich dir nicht leihen,“ antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen.“

— „Was soll ich thun?“ sprach der Arme. „Wenn ich to bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen.“ Den Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zu Mut, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt: er sagt also zu und lug das Korn heim.

Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein: gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte, „er hat sich gegen dich doch mildthätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt du es halten.“ Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungeschädet heim und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tags empfand er eine besondere Angst, es war ihm als stünde noch etwas bevor. Als er hinaus kam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofs einen Mann, den er noch nicht gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht und seine Augen blickten scharf und feurig umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt und nur große Weiterstiefeln waren sichtbar. „Was sucht Ihr hier?“ redete ihn der Bauer an, „gruselt Euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?“ — „Ich suche nichts,“ antwortete er, „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging das Weisheit zu lernen, und sich vergeblich bemühte, der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichthümer und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe.“ — „Wenn Ihr keine Furcht habt,“ sprach der Bauer, „so bleib bei mir und heilst mir dort den

Grabhügel bewachen.“ — „Wacht halten ist Sache des Soldaten,“ antwortete er, „was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen.“ Der Bauer schlug ein und sie setzten sich zusammen auf das Grab.

Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der selbsthastig vor ihnen stand. „Fort, ihr Salunken,“ rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, ist mein: ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Häse um.“ — „Herr mit der roten Feder,“ sprach der Soldat, „Ihr seid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Fllchten hab ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier sitzen.“ Der Teufel dachte „mit Gold fängst du die zwei Haderlumpen am besten,“ zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich ob sie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit heim gehen wollten. „Das läßt sich hören,“ antwortete der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold ist uns nicht gedient: wenn Ihr so viel Gold geben wollt, als da in einem von meinen Stiefeln geht, so wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen.“ — „So viel habe ich nicht bei mir,“ sagte der Teufel, „aber ich will es holen: in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechselr, der mein guter Freund ist, der steckt mir gerne so viel vor.“ Als der Teufel verschwunden war, zog der Soldat seinen linken Stiefel aus und sprach „dem Kohlenbrenner wollen wir schon eine Nase drehen: gebt mir mir Euer Messer, Gevatter.“ Er schnitt von dem Stiefel die Sohle ab und stellte ihn neben den Hügel in das hohe Gras an den Rand einer halb überwachsenen Grube. „So ist alles gut“ sprach er, „nun kann der Schornsteinfeger kommen.“

Beide setzten sich und warteten, es dauerte nicht lange, so kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schlittet es mir hinein,“ sprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug sein.“ Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch

und der Stiefel blieb leer. „Dummer Teufel,“ rief der Soldat, „es schickt nicht: habe ich es nicht gleich gesagt? Ich gehe nur wieder nun und hole mehr.“ Der Teufel schlittete den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. „Nur eingefüllt,“ rief der Soldat, „aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird.“ Das Gold klingelte als es hinab fiel, und der Stiefel blieb leer. Der Teufel blickte mit seinen glühenden Augen selbst hinein und überzeugte sich von der Wahrheit. „Ihr habt unverschämte starke Waden“ rief er und verzog den Mund. „Wehnt Ihr,“ erwiderte der Soldat, „ich hätte einen Pferdefuß wie Ihr? Ich bin warm seid Ihr so kauerzig? macht daß Ihr mehr Gold herbeschafft, sonst wird aus unserm Handel nichts.“ Der Unhold trollte sich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus und als er endlich erschien, leuchtete er unter der Last eines Sackes, der auf seiner Schulter lag. Er schlittete ihn in den Stiefel, der sich aber so wenig füllte als vorher. Er wartete wütend und wollte dem Soldat den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erste Strahl der aufgehenden Sonne am Himmel herauf und der böse Geist entfloh mit lautem Geschrei. Die arme Seele war gerettet.

Der Bauer wollte das Gold teilen, aber der Soldat sprach: „Gib den Armen was mir zufällt: ich ziehe zu dir in deine Hütte und wir wollen mit dem übrigen in Ruhe und Frieden zusammen leben, so lange es Gott gefällt.“

196.

Der Minkant.

Der war mal 'n König wān, un de har 'n Dochter hat un de har 'n glazen Warg maken laten, un har segt de dar über lopen kün, an to vallen, de schull sin Dochter to 'n Frey hebben. Do is dar of en, de mag de Königsdochter so gārliden, de vragt den König of he sin Dochter nich hebben schal? „Ja,“ segt de König, „weun he dar über den Warg lopen kan an dat he valt, den schal he ār hebben.“ Do segt de Königs

iter den wil se dar mit hlnut över lopen un wil hlnu hollen,
 he war vallen schul. Do lopt se dar mit 'nanner över,
 as se dar inden up slnt, do glt de Königsdochter nt un
 , un de 'Wassbarg de deit slt apen, un se schlt darin
 dat: un de Bräugam de kan nich sen war se herdör kamen
 den de Barg het slt glt wär to dan. Do jammert un
 t he so väl, un de König is of so trovlg un let den Barg
 wedder weg braken un ment he wil är wedder ut reigen,
 t se lnt de Stä ni flumen wär se heudal vallen is. Uemmer-
 ra is de Königsdochter ganz dep in de Grunt tu 'u grote
 kamen. Do lunt är dar 'u ollen Kärk mit 'u ganzen
 ren granen Wart to möt, un de segt wen se sin Wagn
 en wil un all dou wat he bevest, den schal se läven blven,
 ers will he är umbrengen. Do deit se all wat he är segt.
 Morgens den tricht he sin Fedder nt de Tast un legt de
 den Barg un sicht darmit to 'u Barg heunt: un den lunt
 de Fedder na slt umhoch mit slt hennp. Un den mut se
 Meten laten und sin Bedd maken un all sin Arbeit dou,
 den, wen he wedder in Hus lunt, den bringt he allit 'u
 wen Golt un Silber mit. As se al väl jaren bl en wäsen
 un al ganz ost wurden is, do het he är Fro Wansrot,
 se möt hlnu oll Winkrant heten. Do is he of ins eu-
 ut, do maht se hlnu sin Bedd un washt sin Schüttels,
 do maht se de Dören un Fensters all dicht to, un do is
 so 'u Schuf wäsen, war 't Recht herin schint het, dat let
 pen. As d' oll Winkrant do wedder lunt, do klopt he an
 Dör un röpt „Fro Wansrot, do mi d' Dör apen.“ —
 ,“ segt se, „Ik do bi, oll Winkrant, d' Dör nich apen.“
 segt he

„Sir sta ik arme Winkrant
 Up mitu süventeln Venen lant,
 Up mitu en vergiffen Not,
 Fro Wansrot, wast mi d' Schüttels.“

Heb diu Schüttels al wüssen“ segt se. Do segt he wedder

„Sir sta ik arme Winkrant
 Up mitu süventeln Venen lant,

„Up miu en vergiffen Dat,
 Fro Wandrot, mak mi 't Wedd.“

„'t heb din Wedd al mak!“ segt se. Do segt he wedder

„Nik siu ik arme Mintraut
 Up miu söruteln Wenen laut,
 Up miu en vergiffen Dat,
 Fro Wandrot, do mi d' Dör open.“

Do löpt he all runt ihu sin Düs to un siit dat de sülste Puf dar open is, do denkt he „du schaff doch ins lassen wat se dar wol mak, wannu dat se mi d' Dör wol nich open don wil.“ Do wil he dar dör lken un kan den stop dar mi dör kriegen van sin langen Bart. Do steekt he sin Bart dar erst dör de Puf, un as he de dar hindör hel, do geht Fro Wandrot bi un schust de Puf grad to mit 'n Mant, de se dar an binnent het, un de Bart blist darin vast sitten. Do kumt he so jammerlik an to kreien, dat deit ihm so sår: un do blidd't he år se mag ihm wedder los laten. Do segt se er nich as bet he ür de Pedder deit, war he mit to'n Warg hernt flieht. Do umg he willen oder nich, he mot år seggen war de Pedder is. Do bin se 'n ganzen langen Mant dar an de Schuf, un do legt se de Pedder an un flieht to 'n Warg hernt: un as se baven is, do lufft se de Schuf open. Do geht se na uår Vader hen un vertell wo dat in all gau is. Do freut de Müülig siel so un ür Wögam is dar ol noch, un do gal se hen un grabt den Warg up un stant den ollen Mintraut mit all sin Golt in Silber darin. Do let de Müülig den ollen Mintraut dot maken, und all sin Silber un Golt nimt he mit. Do lecht de Müüligedochter den ollen Wögam noch tou Mann, un se löbt recht vergnügt un herrlich un in Freuden.

197.

Die Kristallsugel.

Es war einmal eine Zambrihi, die hatte drei Söhne, die sich brüderlich liebten: aber die Alte traute ihnen nicht und dachte sie wollten ihr ihre Macht rauben. Da verwandelte sie

den ältesten in einen Adler, der mußte auf einem Felsengebirge hausen, und man sah ihn manchmal am Himmel in großen Kreisen auf und nieder schweben. Den zweiten verwandelte sie in einen Walfisch, der lebte im tiefen Meer, und man sah nur wie er zuweilen einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe warf. Beide hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre menschliche Gestalt. Der dritte Sohn, da er fürchtete sie möchte ihn auch in ein reißendes Tier verwandeln, in einen Wären oder einen Wolf, so ging er heimlich fort. Er hatte aber gehört daß auf dem Schloß der goldenen Sonne eine verwunschene Königstochter säße, die auf Erlösung harrte: es mußte aber jeder sein Leben daran wagen, schon dreihundzwanzig Jünglinge wären eines jämmerlichen Todes gestorben und nur noch einer übrig, dann dürfte keiner mehr kommen. Und da sein Herz ohne Furcht war, so faßte er den Entschluß das Schloß von der goldenen Sonne aufzusuchen. Er war schon lange Zeit herum gezogen, und hatte es nicht finden können, da geriet er in einen großen Wald und wußte nicht wo der Ausgang war. Auf einmal erblickte er in der Ferne zwei Riesen, die winkten ihm mit der Hand, und als er zu ihnen kam, sprachen sie „wir streiten um einen Hut, wenn er zugehören soll, und da wir beide gleich stark sind, so kann keiner den andern überwältigen: die kleinen Menschen sind klüger als wir, daher wollen wir dir die Entscheidung überlassen.“ — „Wie könnt ihr euch um einen alten Hut streiten?“ sagte der Jüngling. „Du weißt nicht was er für Eigenschaften hat, es ist ein Wilschhut, wer den aufsetzt, der kann sich hinwünschen wohin er will, und im Augenblick ist er dort.“ — „Gebt mir den Hut“ sagte der Jüngling, „ich will ein Stück Wegs gehen, und wenn ich euch dann rufe, so lauft um die Wette, und wer am ersten bei mir ist, dem soll er gehören.“ Er setzte den Hut auf und ging fort, dachte aber an die Königstochter, vergaß die Riesen und ging immer weiter. Einmal senkte er aus Herzensgrund und rief, „ach, wäre ich doch auf dem Schloß der goldenen Sonne!“ Und kaum waren die Worte über seine

Alpen, so stand er auf einem hohen Berg vor dem Thor des Schlosses.

Er trat hinein und ging durch alle Zimmer, bis er in dem letzten die Königstochter fand. Aber wie erschrak er, als er sie ansah: sie hatte ein aschgraues Gesicht voll Dünzeln, trübte Augen und rote Haare. „Seid Ihr die Königstochter, deren Schönheit alle Welt rühmt?“ rief er aus. „Ach,“ erwiderte sie, „das ist meine Gestalt nicht, die Augen der Menschen können mich nur in dieser Häßlichkeit erblicken, aber da mit du weißt wie ich aussehe, so schau in den Spiegel, der läßt sich nicht irre machen, der zeigt dir mein Bild, wie es in Wahrheit ist.“ Sie gab ihm den Spiegel in die Hand und er sah darin das Abbild der schönsten Jungfrau, die auf der Welt war, und sah, wie ihr vor Traurigkeit die Thränen über die Wangen rollten. Da sprach er „wie kannst du erlöst werden? ich sehe keine Gefahr.“ Sie sprach „wer die krystallne Kugel erlangt und hält sie dem Zauberer vor, der bricht damit seine Macht, und ich kehre in meine wahre Gestalt zurück. Ach,“ setzte sie hinzu, „schon so mancher ist darnach in seinen Tod gegangen, und du junges Blut, du jammert mich, wenn du dich in die großen Gefährlichkeiten begibst.“ — „Nicht kann nichts abhalten,“ sprach er, „aber sage mir was ich thun muß.“ — „Du sollst alles wissen,“ sprach die Königstochter, „wenn du den Berg auf dem das Schloß steht hinabgehst, so wird unten an einer Quelle ein wilder Auerochse stehen, mit dem mußt du kämpfen. Und wenn es dir gelingt ihn zu töten, so wird sich aus ihm ein feuriger Vogel erheben, der trägt in seinem Leib ein glühendes Ei, und in dem Ei steckt als Dotter die krystallne Kugel. Er läßt aber das Ei nicht fallen, bis er dazu gedrängt wird, fällt es aber auf die Erde, so glühet es und verbrennt alles in seiner Nähe und das Ei selbst zerschmilzt und mit ihm die krystallne Kugel und all deine Mühe ist vergeblich gewesen.“

Der Jüngling stieg hinab zu der Quelle, wo der Auerochse schaukte und ihn anblickte. Nach langem Kampf stieß

er ihm sein Schwert in den Leib und er sank nieder. Augenblicklich erhob sich aus ihm der Feuervogel und wollte fortfliegen, aber der Adler, der Bruder des Jünglings, der zwischen den Wolken daher zog, stürzte auf ihn herab, jagte ihn nach dem Meer hin und steß ihn mit seinem Schnabel an, so daß er in der Bedrängnis das Ei fallen lies. Es fiel aber nicht in das Meer, sondern auf eine Fischerhütte, die am Ufer stand, und die stug gleich an zu rauchen und wollte in Flammen ausgehen. Da erhoben sich im Meer haushohe Wellen, strömten über die Hütte und bezwangen das Feuer. Der andere Bruder, der Walfisch, war herangeschwommen und hatte das Wasser in die Höhe getrieben. Als der Brand gelöscht war, suchte der Jüngling nach dem Ei und fand es glücklicherweise: es war noch nicht geschmolzen, aber die Schale war von der plötzlichen Abkühlung durch das kalte Wasser zerbrochen und er konnte die Krystallkugel umverkehrt herausnehmen.

Als der Jüngling zu dem Zauberer ging und sie ihm vorhielt, so sagte dieser „meine Macht ist zerstört und du bist von nun an der König vom Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurückgeben.“ Da eilte der Jüngling zu der Königslochter, und als er in ihr Zimmer trat, so stand sie da in vollem Glanz ihrer Schönheit, und beide wechselten voll Freude ihre Kluge miteinander.

198.

Jungfrau Maleen.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der ward nun die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Wenn ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm versagt. Da sich aber beide von Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater „ich kann und will keinen andern zu meinem Gemahl nehmen.“ Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finstern Turm bauen,

in den lehn Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er „darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen ob dein trotziger Sinn gebrochen ist.“ Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert, und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders thun als jammern und klagen? Indessen ging die Zeit dahin und an der Abnahme von Speise und Trank merkten sie daß die sieben Jahre ihrem Ende sich näherten. Sie dachten der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammerschlag ließ sich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen: es schien als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraus sahen, da sprach die Jungfrau Mäleen „wir müssen das letzte versuchen und sehen ob wir die Mauer durchbrechen.“ Sie nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Wörtel eines Steins, und wenn sie müd war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen einen Stein heraus zu nehmen, dann einen zweiten und dritten, und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in ihre Dunkelheit, und endlich war die Öffnung so groß daß sie hinaus schauen konnten. Der Himmel war blau, und eine frische Lust wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah rings umher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, so weit man sehen konnte, verbrannt, die Felder weit und breit verheert: keine Menschenseele ließ sich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer so groß war, daß sie hindurchschlüpfen konnten, so sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Mäleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden? Die Feinde hatten das ganze Reich verwüstet, den König verjagt und alle Einwohner er-

schlagen. Sie wanderten fort um ein anderes Land zu suchen, aber sie fanden nirgend ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Bissen Brod gab, und ihre Noth war so groß daß sie ihren Hunger an einem Brenneisessfrauch stillen mußten. Als sie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten sie überall ihre Dienste an, aber wo sie anklopften wurden sie abgewiesen, und niemand wollte sich ihrer erbarmen. Endlich gelangten sie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof. Aber auch da hieß man sie weiter gehen, bis endlich der Koch sagte sie könnten in der Küche bleiben und als Aschenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, in dessen Reich sie sich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Mäleen gewesen. Der Vater hatte ihm eine andere Braut bestimmt, die ebenso häßlich von Angesicht als böß von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Mäleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen. Als der Tag heran kam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und strichete wenn sie sich auf der Straße zeigte, wurde sie von den Leuten verpöbelt und ausgelacht. Da sprach sie zur Jungfrau Mäleen „dir steht ein großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß veretreten und kann nicht gut über die Straße gehen: du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen: eine größere Ehre kann dir nicht zu teil werden.“ Die Jungfrau Mäleen aber schlug es aus und sagte „ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt.“ Es war auch vergeblich daß sie ihr Gold anbot. Endlich sprach sie zornig „wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir dein Leben: ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Thüre gesetzt.“ Da mußte sie gehorchen und die prächtigen Kleider der Braut samt ihrem Schmuck ansetzen. Als sie in dem königlichen Saal eintrat erstaunten alle über ihre große Schönheit und der König

sagte zu seinem Sohn „das ist die Braut, die ich dir ausgesucht wählt habe und die du zur Kirche führen sollst.“ Der Bräutigam erstaunte und dachte „sie gleicht meiner Jungfrau Mäleen und ich würde glauben sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot.“ Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche. Au dem Wege stand ein Brenneßelbusch, da sprach sie

„Brenneßelbusch,
Brenneßelbusch so Kene,
Wat steißt du hier allene?
Ist heß de Tzt geweten
Da heß ik dy ungesaben -
Ungebraben eten.“

„Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ antwortete sie; „ich dachte nur an die Jungfrau Mäleen.“ Er verwunderte sich daß sie von ihr wußte, schwieg aber still. Als sie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, sprach sie

„Karkstegeß, brilt nich,
Wiltu de rechte Brut nich.“

„Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ antwortete sie; „ich dachte nur an die Jungfrau Mäleen.“ „Kennst du die Jungfrau Mäleen?“ — „Nein,“ antwortete sie, „wie sollt ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört.“ Als sie an die Kirchthüre kamen, sprach sie abermals

„Karkendür, brilt nich,
Wiltu de rechte Brut nich.“

„Was sprichst du da?“ fragte er. „Ach,“ antwortete sie, „ich habe nur an die Jungfrau Mäleen gedacht.“ Da zog er ein kostbares Geschnide hervor, legte es ihr an den Hals und hatte die Kettenringe ineinander. Darauf traten sie in die Kirche und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Als sie wieder in dem königlichen Schloß angekommen waren, elste sie in die Kammer der Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog

Ihren grauen Mittel an und befehlte nur das Geschmeide um den Hals, daß sie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht heran kam und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr „was hast du doch zu dem Brenneßelbusch gesagt, der an dem Weg stand?“ — „Zu welchem Brenneßelbusch?“ fragte sie, „ich spreche mit keinem Brenneßelbusch.“ — „Wenn du es nicht gethan hast, so bist du die rechte Braut nicht,“ sagte er. Da haß sie sich und sprach

„Mut herut na myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.“

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an, „Dirne, was hast du zu dem Brenneßelbusch gesagt?“ — „Ich sagte nichts als

Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleine,
Wat siefst du hier allene?
Al hef de Tzt geweten,
Da hef ik by ungesaden
Ingebraden eten.“

Die Braut lief in die Kammer zurück und sagte „jetzt weiß ich was ich zu dem Brenneßelbusch gesprochen habe, und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. „Aber was sagtest du zu dem Kirchensieg, als wir darüber gingen?“ fragte der Königssohn. „Zu dem Kirchensieg?“ antwortete sie, „ich spreche mit keinem Kirchensieg.“ — „Dann bist du auch die rechte Braut nicht.“ Sie sagte wiederum

„Mut herut na myne Maegt,
De my myn Gedanken draegt.“

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an, „Dirne, was hast du zu dem Kirchensieg gesagt?“ — „Ich sagte nichts als

Kirchsegeß, brif nich,
Wilt de rechte Brut nich.“

Hand, ließ sich neben ihm auf das Gras nieder und streckte seine Beine aus. „Ich sehe du hast selne Stiefel an, die glänzend gewulstet sind,“ sagte er zu dem Jäger, „wenn du abherumziehst wie ich, so würden sie nicht lange halten. Schau die meinigen an, die sind von Wildleder und haben schon lange gedient, gehen aber durch die und durch.“ Nach einer Weile stand der Soldat auf und sprach „ich kann nicht länger bleiben, der Hunger treibt mich fort. Aber, wo der Wildstiefel, wohinans geht der Weg?“ — „Ich weiß selber nicht,“ antwortete der Jäger, „ich habe mich in dem Wald verirrt.“ — „So geht dir's ja, wie mir“ sprach der Soldat, „gleich und gleich gesellt sich gern, wir wollen miteinander bleiben und den Weg suchen.“ Der Jäger lächelte ein wenig, und sie gingen zusammen fort immer weiter, und die Nacht eilte brach. „Wir kommen aus dem Wald nicht heraus“ sprach der Soldat, „aber ich sehe dort in der Ferne ein Licht schimmern, da wird's etwas zu essen geben.“ Sie fanden ein Steinhäus, klopfen an die Thüre und ein altes Weib öffnete. „Wir suchen ein Nachtquartier“ sprach der Soldat, „und etwas Untersutter für den Magen, denn der meinige ist so leer wie ein alter Tornister.“ — „Hier könnt ihr nicht bleiben,“ antwortete die Alte, „das ist ein Mäuerhaus, und ihr thut am Allgersten daß ihr euch fortmacht, bevor sie herkommen, denn finden sie euch, so seid ihr verloren.“ — „Es wird so schlimm nicht sein,“ antwortete der Soldat, „ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen genossen, und es ist mir egal ob ich hier umkomme oder im Wald vor Hunger sterbe. Ich gehe herein.“ Der Jäger wollte nicht folgen, aber der Soldat zog ihn am Ärmel mit sich: „komm, Bruderherz, wird nicht gleich an den Stragen gehen.“ Die Alte hatte mitgesehen und sagte „kriecht hinter den Ofen, wenn sie etwas überlassen und eingeschlafen sind, so will ich's euch zustechen.“ Man saßen sie in der Ecke, so kamen zwölf Männer herein gestilzt, setzten sich an den Tisch, der schon gedeckt war, und forderten mit Ungestüm das Essen. Die Alte trug einen großen Korb

ten herein, und die Mäuler ließen sich's wohl schmecken. Als der Geruch von der Spelse dem Soldaten in die Nase stieg, sagte er zum Jäger „ich halt's nicht länger aus, ich setze mich an den Tisch und esse mit.“ — „Du bringst uns ums Leben“ sprach der Jäger und hielt ihn am Arm. Aber der Soldat fing an laut zu husten. Als die Mäuler das hörten, warfen sie Messer und Gabel hin, sprangen auf und entdeckten die beiden hinter dem Ofen. „Aha, ihr Herrn,“ riefen sie, „sitzt ihr in der Ecke? was wollt ihr hier? seid ihr als Kundschafter ausgeschickt? wartet, ihr sollt an einem dicken Ast das Hängen lernen.“ — „Nur mankerlich“ sprach der Soldat, „mich hungert, gebt mir zu essen, hernach könnt ihr mit mir machen was ihr wollt.“ Die Mäuler stuzten und der Anführer sprach „ich sehe du stichst dich nicht, gut, Essen sollst du haben, aber hernach mußt du sterben.“ — „Das wird sich finden“ sagte der Soldat, setzte sich an den Tisch und fing an tapfer in den Braten einzuhauen. „Bruder Wilsstiesel, komm und isz,“ rief er dem Jäger zu, „du wirst hungrig sein, so gut als ich, und einen bessern Braten kannst du zu Haus nicht haben;“ aber der Jäger wollte nicht essen. Die Mäuler sahen dem Soldaten mit Erstaunen zu und sagten „der Kerl macht keine Umstände.“ Hernach sprach er „das Essen wäre schon gut, nun schaffst auch einen guten Trunk herbei.“ Der Anführer war in der Laune sich das auch noch gefallen zu lassen und rief der Alten zu „hol eine Flasche aus dem Keller und zwar von dem besten.“ Der Soldat zog den Korken heraus daß es knallte, ging mit der Flasche zu dem Jäger und sprach „gleich acht, Bruder, du sollst dein blaues Wunder sehen: jetzt will ich eine Gesundheit auf die ganze Schipschast ausbringen.“ Dann schwenkte er die Flasche über den Köpfen der Mäuler, rief „ihr sollt alle leben, aber das Maul auf und die rechte Hand in der Höhe“ und that einen herzhaften Zug. Kaum waren die Worte heraus, so saßen sie alle bewegungslos als wären sie von Steh, hatten das Maul offen und streckten den rechten Arm in die Höhe. Der Jäger sprach zu dem Soldaten „ich

sehe du kannst noch andere Kunststücke, aber nun komm und laß uns heim gehen.“ — „Oho, Bröderherz, das wäre zu früh abmarschirt, wir haben den Feind geschlagen und wollen erst Bente machen. Die sitzen da fest und sperren das Wauk vor Verwunderung auf: sie dürfen sich aber nicht rühren bis ich es erlaube. Komm ich und trink.“ Die Alte mußte noch eine Flasche von dem besten holen, und der Soldat stand nicht eher auf als bis er wieder für drei Tage gegessen hatte. Endlich als der Tag kam, sagte er „nun ist es Zeit daß wir das Zelt abbrechen, und damit wir einen kurzen Marsch haben, so soll die Alte uns den nächsten Weg nach der Stadt zeigen.“ Als sie dort angelangt waren, ging er zu seinen alten Kameraden und sprach „ich habe draußen im Wald ein Nest voll Walgenvögel aufgefunden, kommt mit, wir wollen es ausheben.“ Der Soldat führte sie an und sprach zu dem Jäger „du mußt weder mit zurück und zusehen wie sie flattern, wenn wir sie an den Fischen packen.“ Er stellte die Mannschaft rings um die Mäuler herum, dann nahm er die Flasche, trank einen Schluck, schenkte sie über ihnen her und rief „ihr sollt alle leben!“ Augenblicklich hatten sie ihre Bewegung wieder, wurden aber niedergeworfen und an Händen und Fischen mit Stricken gebunden. Dann hieß sie der Soldat wie Säcke auf einen Wagen werfen und sagte „fahrt sie mir gleich vor das Gefängnis.“ Der Jäger aber nahm einen von der Mannschaft beiseite und gab ihm noch eine Bestellung mit.

„Bröder Wickselkef,“ sprach der Soldat, „wir haben den Feind gänzlich übermüdet und uns wohl genährt, jetzt wollen wir als Nachzügler in aller Ruhe hinter her marschieren.“ Als sie sich der Stadt näherten, so sah der Soldat wie sich eine Menge Menschen aus dem Stadthor drängten, lautes Freudenengeschrei erhuben und grüne Zweige in der Luft schwingen. Dann sah er daß die ganze Leibwache herangezogen kam. „Was soll das heißen?“ sprach er ganz verwundert zu dem Jäger. „Weißt du nicht“ antwortete er, „daß der König lange Zeit aus seinem Reich entfernt war, heute kehrt er zurück, und da

gehen ihn alle entgegen.“ — „Aber wo ist der König“ sprach der Soldat, „ich sehe ihn nicht.“ — „Ster ist er,“ antwortete der Jäger, „ich bin der König und habe meine Zukunft mit-
den lassen.“ Dann öffnete er seinen Jägerrock, daß man die königlichen Kleider sehen konnte. Der Soldat erschrak, fiel auf die Knie und bat ihn um Vergebung daß er ihn in der Unwissenheit wie feindsgleichem behandelte und ihn mit solchem Namen angeredet habe. Der König aber reichte ihm die Hand und sprach „du bist ein braver Soldat und hast mir das Leben gerettet. Du sollst keine Not mehr leiden, ich will schon für dich sorgen. Und wenn du einmal ein Stück guten Braten essen willst, so gut als in dem Mäuerhaus, so komm nur in die königliche Küche. Willst du aber eine Gesundheit aus-
bringen, so sollst du erst bei mir Erlaubnis dazu holen.“

200.

Der goldene Schlüssel.

Nur Wintersonne, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Als er es nun zusammengeführt und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden anräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er wo der Schlüssel wäre, mußte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel mir paßt!“ dachte er, „es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen.“ Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins, aber so klein daß man es kaum sehen konnte. Er probierte und der Schlüssel paßte glücklich. Da dachte er einmal herum, und nun müssen wir warten bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Kinderlegenden.

1.

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Töchter, davon war die älteste unartig und böß, die zweite schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes gutes Kind. Die Mutter war aber so wunderlich, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald, um es sich vom Faß zu schaffen, denn sie dachte es würde sich verirren und nicht mehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Einmal indessen that das Schutzenglein als wenn es nicht bei der Hand wäre, und das Mädchen konnte sich nicht wieder aus dem Walde herausfinden. Es ging immer fort bis es Abend wurde, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, lief darauf zu und fand vor einer kleinen Hütte. Es klopfte an, die Thüre ging auf, und es gelang zu einer zweiten Thüre, wo es wieder anklopfte. Ein alter Mann, der einen schneeweißen Bart hatte und ehrenwürdig aussah, machte ihm auf, und das war niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich „komm, liebes Kind, setze dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärme dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich als ein paar Wurzeln, die mußt du dir erst schaben und kochen.“ Da reichte ihm der heilige Joseph die Wurzeln: das Mädchen schraubte

sie säuberlich ab, dann koste es ein Stückerl Pfannkuchen, und das Brot, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und that alles zusammen in einem Kesseltchen bei's Feuer, und kochte sich ein Mus. Als das fertig war, sprach der heilige Joseph „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.“ Da war das Kind bereitwillig und gab ihm mehr als es für sich befiel, doch war Gottes Segen dabei, daß es satt ward. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heilige Joseph „nun wollen wir zu Bett gehen: ich habe aber nur ein Bett, lege du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.“ — „Nein,“ antwortete es, „bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.“ Der heilige Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da that es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen, als es aufwachte, wollte es dem heiligen Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in seiner Eile finden: endlich gewahrte es hinter der Thüre einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ihr alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden sein.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größeres Stückerl Pfannkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Kiltchen des heiligen Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Mus reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm „ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.“ Da antwortete das Kind „ist als mit.“ Als ihm danach der heilige Joseph sein Bett anbot und sich ans Stroh legen wollte, antwortete es „nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin.“ Der heilige Joseph nahm es auf den Arm, legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens,

als das Kind aufwachte und den heiligen Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Thüre fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang, und darauf stand geschrieben es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und ließ damit heim, und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich ein paar Silbte für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Psantstücken mit, so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heiligen Joseph in seinem Plüschchen gerade so, wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Kind fertig war und der heilige Joseph sprach „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen,“ antwortete das Mädchen, „warte, bis ich satt bin, was ich dann übrig lasse, das sollst du haben.“ Es aß aber beinahe alles auf und der heilige Joseph mußte das Schlüsselschen anschnappen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heilige Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen: es suchte hinter der Thüre nach einem Geldsack. Es kam ihm vor als läge etwas auf der Erde, doch wußte es nicht recht unterscheiden konnte, was es war, blickte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hängen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der ersten festhing. Da hub es an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da ließ es in einem Geschrei fort, bis es dem heiligen Joseph begegnete, dem fiel es zu Hilfen und bot so lange bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abzuhaben und noch zwei Pfennige schenkte. Als es dahin kam, stand vor der Thüre seine Mutter und fragte „was hast du geschenkt kriegt?“ Da sog es und antwortete

„einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.“ — „Verloren!“ rief die Mutter, „o den wollen wir schon wieder finden,“ nahm es bei der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen so viele Eidechsen und Schlangen auf sie beide los, daß sie sich nicht zu retten wußten; sie stachen auch endlich das böse Kind tot, und die Mutter stachen sie in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

2.

Die zwölf Apostel.

Es war dreihundert Jahre vor des Herrn Christi Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber so arm und dürftig, daß sie nicht wußte womit sie ihnen länger das Leben erhalten sollte. Sie betete täglich zu Gott, er möchte doch geben daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zusammen wären. Als nun ihre Not immer größer ward, schickte sie einen nach dem andern in die Welt, um sich ihr Brot zu suchen. Der älteste hieß Petrus, der ging aus, und war schon weit gegangen, eine ganze Tagereise, da geriet er in einen großen Wald. Er suchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden und verirrete sich immer tiefer; dabel empfand er so großen Hunger daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er so schwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu sein. Da stand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte und war so schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind schlang seine Händchen zusammen, daß er anschauen und es anblicken mußte. Da sprach es „warum stehst du da so betäubt?“ — „Ach,“ antwortete Petrus, „ich gehe umher in der Welt und suche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland sehe; das ist mein größter Wunsch.“ Das Kind sprach „sonnn will, so soll dein Wunsch erfüllt werden.“ Es nahm den armen Petrus an der Hand und führte ihn zwischen Felsen zu einer großen

Höfste. Wie sie hinein kamen, so blühte alles von Gold, Silber und Krystall, und in der Mitte standen zwölf Blegen nebeneinander. Da sprach das Englein „lege dich in die erste und schlafe ein wenig, ich will dich wlegen.“ Das that Petrus, und das Englein sang ihm und wlegte ihn so lange bis er eingeschlafen war. Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutzenslein herlein führte, und ward wie der erste in den Schlaf gewlegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölf da lagen in den goldenen Blegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Welttheiland geboren ward. Da erwachten sie und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

3.

Die Mose.

Et was mal eine arme Frugge, de hadde twei Kinner: dat jüngeste moeste olle Dage in en Wald gohn um saugen (holen) Holt. Assiet mi mal ganz wiet siken geit, kan so en klein Kind, dat was averst ganz wader, to em mi hofp (half) sletig Holt lesen mi drog et auch bis sike dat Hus; dann was et averst, eh en Augenschlägsten (Augenblick) verglent, verbrinnen. Dat Kind vertelde et siner Moder, de wil et averst nig glöven. Up et lest brachte et en Kause (Mose) mit mi vertelde dat schöne Kind hadde em delse Kause glöven mi hadde em sagt wenn de Kause upblöhet wär, dann wull et wter kunnen. De Moder stellde del Kause in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nil ut dem Bedde, de Moder giht to dem Bedde hen mi fund dat Kind daude (tot); el sag averst ganz amotil. Un de Kause was den sulstigen Morgen upblöhet.

4.

Armut und Demut führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach „wie wohl muß einem erst da oben im Himmel sein!“ Da erblickte er einen armen greisen Mann, der des Weges daher kam, redete ihn an und fragte „wie kann ich wohl in den Himmel kommen?“ Der Mann antwortete „durch Armut und Demut. Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen: nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst, bitt' mitleidige Herzen um ein Stüchchen Brod, so wirst du dich dem Himmel nähern.“ Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dasselbe das Bettlergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wollte. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern „geht und sagt meinen Eltern daß ich wiedergekommen bin.“ Aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er „geht und sagt's meinen Vätern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.“ Sie wollten auch nicht, bis endlich einer von ihnen hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und beschlummerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war böß und sprach „was soll dem Bettler das gute Essen!“ befiel's für sich oder gab's den Hunden und brachte dem Schwachen, Abgekehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte

er davon eine Zeitlang leben; dabel war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, sangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da tot, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie, und neben ihm ein Papler, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabes eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus

5.

Gottes Speise.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Witwe und war so arm, daß sie nicht mehr Brot genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in der Not zu ihrer Schwester, und sprach „meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du bist reich, gib mir einen Bissen Brot.“ Die reichliche Frau war auch stolz, sprach „ich habe selbst nichts in meinem Hause“ und wies die Arme mit bösen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim, und wollte sich ein Stück Brot schneiden, wie er aber den ersten Schnitt in den Laib that, floss das rote Blut heraus. Als die Frau das sah, erschrak sie und erzählte ihm was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der armen Witwe trat, so fand er sie betend; die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete „nach irdischer Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören.“ Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so thaten die beiden Kleinen ihren letzten Atemzug, und darauf brach ihr auch das Herz und sie sank tot nieder.

6.

Die drei grünen Zweige.

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde an dem Fuße eines Berges und brachte seine Zeit in Gehet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen wehl beständig ein harter Wind, der die Pust und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Befehl von den Raben gespeiset ward. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er sprach so vor sich hin „jetzt widerfährt diesem sein Recht.“ Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prallte sein Herz und bedachte womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach „wie singst du so fröhlich! dir zürnt der Herr nicht: ach, wenn du mir sagen könntest womit ich ihn betridigt habe, damit ich Buße thäte, und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da flog das Vöglein an zu sprechen und sagte „du hast unrecht gethan, weil du einen armen Sünder verdammst hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße thust und deine Sünde bereuen willst, so wird er die

verzeihen.“ Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach „diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervor sprießen, aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brod sollst du dir an den Thüren erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auflegt.“

Da nahm der Einsiedler das Stiel Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Thüren reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Thüre blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brod bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Thüre zu Thüre gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald, und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau saß darin. Da sprach er „gute Frau, behaltet mich diese Nacht in Euerem Hause.“ Aber sie antwortete, „nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind böse und wild, wenn sie von ihrem Standzug heim kommen und finden Euch, so würden sie uns beide umbringen.“ Da sprach der Einsiedler „laßt mich nur bleiben, sie werden Euch und mir nichts thun,“ und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stiel Holz unter seinen Kopf. Als die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache, da erzählte er ihr daß er es zur Buße mit sich herum trage und nachts zu einem Alffen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sinder auf dem Gang nach dem Gericht gesehen, habe er gesagt diesem widersahre sein Recht. Da stieg die Frau an zu weinen und rief „ach, wenn der Herr ein einziges Wort also bestraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheinen.“

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie ahndeten ein Feuer an, und als das die Höhle

erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, gerieten sie in Horn und schrieen ihre Mutter an, „wer ist der Mann? haben wir's nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?“ Da sprach die Mutter „laß ihn, es ist ein armer Sünder der seine Schuld blüßt.“ Die Mäuler fragten „was hat er gethan?“ — „Alter,“ riefen sie, „erzähl uns deine Sünden.“ Der Alte erhob sich und sagte ihnen wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihn zürne, und er für diese Schuld jetzt blüße. Den Mäulern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschauerten, in sich gingen und mit herzlichster Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte sich wieder zum Schlasse unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

7.

Muttermottesgläschen.

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der mit Wein schwer beladen war, festgeschnitten, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher, und als sie die Noth des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm „ich bin mild und dirstig, gib mir ein Glas Wein, und ich will dir deinen Wagen frei machen.“ — „Gerne,“ antwortete der Fuhrmann, „aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.“ Da brach die Mutter Gottes ein weißes Mäulchen mit roten Streifen ab, das Fiedwilde heißt und einem Glase sehr ähnlich sieht, und reichte es dem Fuhrmann. Er füllte es mit Wein, und die Mutter Gottes trank ihn, und in dem Augenblick ward der Wagen frei und der Fuhrmann konnte weiter fahren. Das Mäulchen heißt noch immer Muttermottesgläschen.

8.

Das alte Mitterchen.

Es war in einer großen Stadt ein altes Mitterchen, das saß abends allein in seiner Kammer: es dachte so darüber nach wie es erst den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich auch heute noch den letzten Freund verloren hätte und nun ganz allein und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Söhne, daß es in seinem Schmerz Gott darüber anfragte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Frühlkirche läuten hörte. Es wunderte sich daß es die ganze Nacht also in Leid durchwacht hätte, zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche. Bei seiner Ankunft war sie schon erhellte, aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, sondern von einem dämmernden Licht. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen, und alle Plätze waren besetzt, und als das Mitterchen zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war er auch nicht mehr ledig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute ansah, so waren es lauter verstorbene Verwandten, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein selbes Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Wuhne auf, trat vor, und sprach zu dem Mitterlein „dort sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen.“ Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf das Rad geflochten. Da sprach die Wuhne „stehst du, so wäre es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen.“ Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knien daß er es besser mit ihr gemacht hätte als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und starb.

9.

Die himmlische Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche wie der Pfarrer sprach „wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerade aus gehen. Da machte er sich auf, und ging immer zu, immer gerade ohne abzuweichen, über Berg und Thal. Endlich führte ihn sein Weg in eine große Stadt, und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er nun wäre er im Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Pfarrer ihn hinausgehen ließ, antwortete er „nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh daß ich endlich im Himmel bin.“ Da ging der Pfarrer zum Pfarrer und sagte ihm es wäre ein Kind in der Kirche, das wollte nicht wieder heraus, weil es glaubte es wäre im Himmelreich. Der Pfarrer sprach „wenn es das glaubt, so wollen wir es darin lassen.“ Darauf ging er hin und fragte ob es auch Lust hätte zu arbeiten. „Ja,“ antwortete der Kleine, aus Arbeiten wäre er gewöhnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er „das ist der liebe Gott“ und sprach „hör einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiß lassen dich die Leute hungern: ich will dir aber jeden Tag mehr halbes Essen bringen.“ Von nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte von seinem Essen, und das Bild stieg auch an die Speise zu genießen. Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute daß das Bild zunahm, dult und stark ward, und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnte es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er wie der Knabe sein Brot mit der Mutter Gottes theilte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe trant und kam nicht lange lang nicht aus dem Bett, wie er aber wieder aufstehen

konnte, war sehr erstos daß er seine Speise der Mutter Gottes brachte. Der Pfarrer ging ihn nach und hörte wie er sprach „Lieber Gott, nimm's nicht übel, daß ich dir so lange nichts gebracht habe: ich war aber krank und konnte nicht aufstehen.“ Da antwortete ihm das Bild und sprach „Ich habe deinen guten Willen gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen.“ Der Knabe freute sich darüber und sagte es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen ob er auch dürfte mitkommen. „Nein,“ antwortete das Bild, „du allein.“ Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben, das war der Knabe zufrieden; und nächsten Sonntag, wie das Abendmahl an ihn kam, stieß er um, und war tot und war zur ewigen Hochzeit.

10.

Die Haselente.

Eines Nachmittags hatte sich das Christkind in sein Kriechbett gelegt und war eingeschlafen, da trat seine Mutter heran, sah es voll Freude an und sprach „hast du dich schlafen gelegt, mein Kind? schlaf sanft, ich will derweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freust dich darüber, wenn du aufgewacht bist.“ Draußen im Wald fand sie einen Pfad mit den schönsten Erdbeeren, als sie sich aber herabblückte um eine zu brechen, so springt aus dem Gras eine Ratte in die Höhe. Sie erschrickt, läßt die Beere stehen und eilt hinweg. Die Ratte schießt ihr nach, aber die Mutter Gottes, das könnt ihr denken, weiß guten Rat, sie versteckt sich hinter eine Haselstaude und bleibt da stehen, bis die Ratte sich wieder verstreut hat. Sie sammelt dann die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie „wie die Haselstaude diesmal mein Sohn gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft andern Menschen sein.“ Darum ist seit den ältesten Zeiten ein grüner Haselzweig gegen Ratten, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht, der sicherste Schutz.

Ende des zweiten Bandes.

Märchen und Märchenforschung

Das schönste deutsche Märchenbuch sind die „Kinder- und Hausmärchen“, die Jakob und Wilhelm Grimm gesammelt haben. Das Verdienst der Brüder beruht darin, daß sie die reichen Schätze deutscher Volksmärchen-Dichtung in eine literarische Form gegossen, sie dadurch erhalten und für das ganze deutsche Volk fruchtbar gemacht haben. Die meisten Deutschen lernen diese Gesänge der Volkspoesie unmittelbar oder mittelbar durch das Grimmsche Buch kennen; die „Kinder- und Hausmärchen“ sind ein Bestandteil der Bildung aller Volksschichten geworden, der sich nicht mehr wegdenken läßt. Darüber hinaus bedeuten sie ein unvergängliches Denkmal deutscher Art und deutschen Volkstums; sie sind klassisch geworden wie die Luther-Bibel und der Faust.

Die Bedeutung des Grimmschen Werkes liegt aber noch an einer anderen Stelle. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde durch die Einführung der vergleichenden Methode eine ganze Reihe von Wissenschaftszweigen gänzlich neugestaltet, zum Teil auch erst geschaffen. Die Brüder Grimm, die selbst zu den Schöpfern dieser neuen Arbeitsweise gehören, haben sie auch auf die Betrachtung der Märchen angewandt und so den Grund zu einer wissenschaftlichen Märchenforschung gelegt. Die Ergebnisse ihrer Arbeit sind niedergelegt in den „Anmerkungen“,

Märchen und Märchenforschung

.....

die als dritter Band der „Kinder- und Hausmärchen“ erschienen sind. Darin finden sich Angaben über Quellen und Redaktion, vor allem aber Hinweise auf verwandte Märchen, Sagen, Schwänke, Elieder bei den anderen deutschen Stämmen und fremden Völkern. Denn die überwiegende Zahl der Märchenmotive ist Gemeingut der Menschheit, dessen Ursprung, Verbreitung und Ausgestaltung eine Fülle von Problemen und Fragen aufgibt. Diese Probleme sind der Gegenstand einer Forschung geworden, die im Laufe der Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, sowohl rein stoffgeschichtlich, als auch in der Richtung auf eine Eingliederung ihres Bereiches in eine allgemeine Völkerpsychologie. So hat auch W. Wundt, dessen Arbeiten auf diesem Gebiet den Stand der heutigen Forschung in umfassender Weise aufzeigen, das Märchen in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen. Er set auf das Kapitel „Das Märchen“ (enthalten in dem Wundt-Band der Universal-Bibliothek verwiesen. Vielleicht bieten diese Bemerkungen manchem Leser etwas Neues und locken ihn, selbst einmal Vergleichen verwandter Märchen vorzunehmen. Reclams Universal-Bibliothek hat eine ganze Reihe von Bänden veröffentlicht, die Denkmäler volkstümlicher Literatur und Dichtung (Märchen, Sagen, Fabeln) bieten. Einige Kunstdichtungen, die Märchenmotive verwenden, sind in den nachfolgenden Verzeichnis auch mit aufgenommen

Märchen-Literatur

in Reclams Universal-Bibliothek
.....

H. C. Andersen, Sämtliche Märchen. Übersetzt von S. Venhard. Nr. 691 95a, b, 698-700

V. von Andrejanoff, Lettische Märchen. Nr. 3518

Apulejus, Amor und Psyche. Aus dem Lateinischen von R. Jachmann. Nr. 488

H. Bomer, Der Edelstein. Ausgewählt und sprachlich erneuert von K. Pannier. Nr. 349/50

G. M. Bürger, Münchhausens Reisen und Abenteuer. Mit einer Einleitung von Dr. M. Wendheim. Nr. 121/121a

Die Edda, Götter- und Heldensieder. Aus dem Altnordischen von S. v. Wolzogen. Nr. 781-84

Das Volksbuch von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe von 1519 erneuert, mit Einleitung und Anmerkungen von K. Pannier. Nr. 1887/88

Brüder Grimm, 50 Kinder- und Hausmärchen. Mit 12 Holzschnitten von Lubw. Richter. Nr. 3179/80a

— Sämtliche Märchen. I. Nr. 3191-93a. II. Nr. 3194 bis 3198a. III. Bruchstücke und Anmerkungen. Nr. 3446 bis 3450

Hitopadesa, Die freundliche Belehrung. Eine Sammlung indischer Erzählungen und Sprüche der Rezension des Märäjana. Übersetzt mit Anmerkungen und Register von J. Hertel. Nr. 3385 87

E. E. M. Hoffmann, Ruffknacker und Räufelbärg. Nr. 1400

V. Krüger, Hans Glauert, der märkische Eulenspiegel. Bearbeitet von K. Pannier. Nr. 4073

J. R. M. Musäus, Legenden von Albezahl. Nr. 251

.....
Näheres über Einbände und Preise enthält der neueste Katalog von Reclams Universal-Bibliothek

J. R. U. Musäus, Stumme Liebe. Nr.
 — Rolands Knappen. — Die Blicher
 Chronika der drei Schwestern. Nr. 17
 Nala und Damayanti. Altindisches Märchen
 aus dem Mahabharata. Uebersetzt v. S. C. Reinor. Nr.
 J. Pauli, Schimpf und Ernst. Ausgewählt
 und erneuert von S. A. Jungmann. Nr. 845/48
 Pfarrer vom Kalenberg und Peter
 2 altdeutsche Schwankgedichte. Erneut von R. Pannier.
 Nr. 2809

Phädrus, Aesopische Fabeln. Deutsch mit
 Leitung und Erläuterungen von Fr. Müllert. Nr.
 G. Schwab, Die deutschen Volksballaden.
 Vb. 1: Einleitung. — Der gebräute Siegfried. —
 arme Heinrich. Nr. 1424. Vb. 2: Die vier Hymn-
 finder. Nr. 1447/47 a. Vb. 3: Genovefa. — Robert
 Teufel. Nr. 1464. Vb. 4: Die schöne Melusina
 Hirslanda. Nr. 1484/84 a. Vb. 5: Herzog Ernst. Nr. 1
 Vb. 6: Kaiser Octavianus. — Das Schloß in der
 Ka-Ka. Nr. 1503/3 a. Vb. 7: Die Schilddrüse. — Do-
 Faustus. Nr. 1515/15 a. Vb. 8: Fortunat und seine
 Nr. 1526/26 a. Vb. 9: Die schöne Magelone. — Grise-
 Nr. 1575

Der Stricker, Die Streiche des Pfaf-
 Almeis. Schwankgedichte. Aus dem Mittel-
 deutschen übertragen von R. Pannier. Nr. 658

Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen
 übertragen von W. Henning. Nr. 3559/60. 3611/
 3661/62. 3662/63. 3721/22. 3769/70. 3785/86. 3821/
 3840/47. 3863/64. 3880/80. 3902/63. 3926/27. 3941/
 3960/70. 3975/76. 3995/96. 4027/28. 4051/52. 4061/
 4087/88. 4119/20. 4124/25. 4134/35

Mehemed Tewfik, Die Schwänke
 Nasr-ed-din und Buadem. Aus dem
 arabischen überf. u. erklärt. v. Dr. E. Willenborff. Nr.

J. Widram, Das Rollwagenbüchlein
 Schwankerzählungen. Ausgewählt und sprachlich
 neuert von R. Pannier. Nr. 1346/48 a

W. Wundt, Zur Psychologie und Ethik
 Herausg. u. eingel. v. Dr. J. A. Wengel. Nr. 528